Neue Wege der Erzählung

*

830.8
K51D
V.R.16

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

F7023

CONCORDIA UNIVERSITY
PT1101.D3R.17BD.16-19 C001 V016
ERZAHLUNGEN LEIPZIG
3 4211 000084091
WITHDRAWN

Deutsche Literatur

Reihe Romantik

Band 16

Deutsche Literatur

Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen

In Gemeinschaft mit Universitätsprofessor Dr. Walther Brecht
und Universitätsprofessor Dr. Dietrich Kralik
herausgegeben von
Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann

Reihe

Romantik

22 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Paul Kluckhohn

Band 16

Leipzig 1930

Verlag von Philipp Reclam jun.

Neue Wege der Erzählung

(Erzählungen Erster Band)

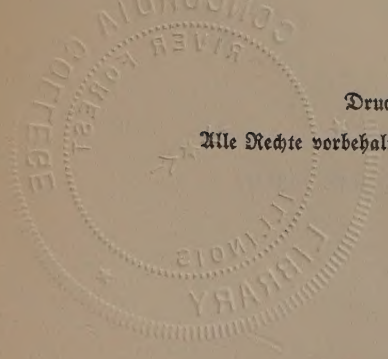
Bearbeitet von Dr. Andreas Müller

Leipzig 1930

Verlag von Philipp Reclam jun.

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.
CONCORDIA COLLEGE
RIVER FOREST
ILLINOIS
LIBRARY

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1930 by Philipp Reclam jun. Leipzig
Printed in Germany



44282

Einführung

Die Mannigfaltigkeit der Formen, wie sie die Jüngere Romantik auf dem ihr gemäßesten Gebiete dichterischer Gestaltung, dem des Märchens, geschaffen hat (vgl. Bd. 14–15), wiederholt sich in dem weiteren Bereiche epischer Prosakunst, als deren Gattungen wir gemeinhin Novelle, Erzählung und Roman bezeichnen. Wie dort neben der geschlossenen Form des „Volksmärchens" die geöffnete Form der Märchenarabeske (Brentano) und andererseits wieder die in sich selbst stärker gerundete Gestalt des Wirklichkeitsmärchens (E. T. A. Hoffmann) steht, so lösen auch hier Gebilde einander ab, die einem ähnlichen Form- oder Weltgefühle entstammen und sich in einer Reihe darstellen lassen, die von anekdotenhafter Geschlossenheit zu arabeskenhafter Lockerung und endlich zu einer neuen Straffung der Komposition führt. Darum hält es oft schwer, Märchen und Erzählungen eindeutig zu unterscheiden; das Märchen wächst sich zu einer der Wirklichkeitsauffassung der Romantik entsprechenden realistischen Kunstform aus, die Erzählung sucht immer wieder Übergänge und Ausweitungen in den Bereich des Märchens. Und wenn als Ursprung der romantischen Märchendichtung ein neuer Glaube an die Natürlichkeit des Wunderbaren anzusehen ist, so gilt dies auch für die Schöpfungen, die in dieser neuen Bandfolge 16–19 gesammelt sind, mag dieses Wunderbare selbst auch oft in einer besonderen, neuartigen Gestalt erscheinen.

Ausgangspunkt auch für diesen Bereich romantischer Dichtung ist im wesentlichen (vgl. Einführung zu Bd. 2 u. 6) das Kunstwerk Goethes, im besonderen „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1795–96). An ihn schlossen sich die Romandichtungen Ludw. Tiecks („Franz Sternbalds Wanderungen" 1798, s. Bd. 6), Friedr. Schlegels („Lucinde" 1799, s. Bd. 4), Dorothea Schlegels („Florentin" 1801, s. Bd. 6) und Friedrich von Hardenbergs („Heinrich von Ofterdingen" 1800, ersch. 1802; s. Bd. 6) an. Doch war in ihnen Goethes Schöpfung nicht einfach wiederholt, sondern in einem besonderen Geiste fortgebildet; der symbolische Roman („Heinrich von Ofterdingen") war entstanden, der Goethes objektiv-plastische Gegenstandsschilderung ablehnte, um die Immanenz des Göttlichen, Transzendenten im Diesseits zu verkünden, daneben der sogenannte musikalische Roman (die „Arabeske") Fr. Schlegels und Tiecks, dessen Ziel gleichfalls nicht ruhige Abschilderung des Lebens, sondern stärkste Gefühlsäußerung ist, nicht Widergabe eines Weltzustandes, sondern Lösung eines Weltgefühls, der nicht fortschreitet in der kausalen Entwicklung eines Weltgeschehens, sondern in der freien Folge von Stimmungsbildern und stimmungshaften Reflexionen, die gleichsam nur durch ihre einheitliche Beziehung auf einheitliche Romangestalten zu einer Ganzheit verbunden

sind. Unmittelbar an diese Dichtungen reiht sich dann auch Cl. Brentanos „verwilderter" Jugendroman „Godwi" (1801), der in diese Ausgabe aus Raumgründen leider nicht aufgenommen werden konnte. In ihm wird vollends der plastische Wert der Begebenheit verneint; an Stelle der Anschaulichkeit ist restlos die Stimmung getreten; die konkrete Welt des Realen ist völlig aufgelöst, sie wird geradezu als sinnlos persifliert. Alle Gegenwart besteht nur als Stufe zu einer noch unahnbaren Zukunft, alles Körperhafte nur als Stufe zu einer ersehnten Unendlichkeit. — Damit war die Entwicklung des romantischen Romans zu einem einstweiligen Höhepunkt geführt. Wo er später aufs neue erscheint (bei Arnim, E. T. A. Hoffmann und Eichendorff), ist er in einem anderen Sinne gestaltet. Darüber aber vergeht fast ein Jahrzehnt, und in diesem sind Dichtungen aufgewachsen, in denen die Jüngere Romantik durchaus neue, eigenartige Formen künstlerischen Ausdrucks findet.

„Neue Wege der Erzählung" läßt sich darum Band 16 überschreiben, der die „Nachtwachen. Von Bonaventura" (ersch. 1804), deren Verfasser noch immer nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben ist (wahrscheinlich aber ist es Fr. G. Wetzel; vgl. die Anmerkungen), Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" (in der handschriftlichen Fassung, entst. 1802–10) und vier Dichtungen H. v. Kleists (ersch. 1807–10) enthält. Allerdings lassen sich auch für diese Stücke Vorbilder nennen: Jean Paul für die „Nachtwachen", altdeutsche Chroniken und Volksbücher (L. Tieck) für die „Chronika", die altitalienische und spanische Novelle (Cervantes) für Kleist. Doch ist damit nur das Vorkommen gleicher Stileigentümlichkeiten in der Literatur der näheren oder ferneren Vergangenheit festgestellt, nicht die Notwendigkeit künstlerischer Anlehnung und Nachbildung durch die Romantik. Nur von dieser aus, d. h. also nicht als zufällige und willkürliche Stilübernahme, sondern als natürliche, notwendige Neubildung im Sinne vergangener Stilerscheinungen, läßt sich das Auftreten dieser Bestrebungen deuten. Durch das Vorbild wird somit nur das jeweilige künstlerische und allgemein menschliche Wesen der verschiedenen Dichter erhellt. Gemeinsam ist ihnen, was als Eigenart jeder wahrhaft künstlerischen Schöpfung anzusehen ist, das Bemühen um eine den inhaltlichen Besonderheiten, dem jeweiligen, persönlichen Welt- und Lebensgefühle, der ästhetischen Idee entsprechende sprachliche Gestalt. Die Verschiedenheit der Form läßt dabei auf geistige und seelische Unterschiede schließen. Für den Verfasser der „Nachtwachen" ist die Welt in eine Fülle widerstrebender Kräfte, einander vernichtender Triebe zerbrochen, er verneint den metaphysischen, einheitlichen Sinn der Welt. Der Mensch ist in diese Sinnlosigkeit des Lebens verstrickt; er wiederholt sie ohnmächtig und unbewußt in seinem Handeln, oder er geht an ihr zugrunde, sobald er sie durchschaut. So schwankt der Künstler zwischen leidenschaftlicher Erbitterung und tiefstem Mitgefühl, ohnmächtig im

Hasse und in der Liebe, selbst zerrissen in sich, unter seinem Lachen leidend und lachend über sein Leid. Damit aber ist jede geschlossene Einheitlichkeit der Form unmöglich geworden; ein ruhiger Fortgang der Erzählung ist nicht zu denken. Es ist eine Beichte, die nicht aus besinnlicher Überschau, sondern in der Leidenschaft augenblicklicher Erregung erfolgt, eine sarkastische Selbstzerstörung, keine zur eigenen Läuterung und zur Anerkennung der Welt- und Lebensgesetze gedämpfte Konfession. Die Kunstform eines solchen Geistes ist scheinbare Formlosigkeit, bewußte Vernichtung jeder äußerlichen Kontinuität; der letzte Eindruck soll der von der Zufälligkeit dieser Geständnisse und damit die Überzeugung von ihrer durch das Ende des Buches nur willkürlich beschränkten Unendlichkeit sein. So erwächst dem Betrachter hier doch wieder die Erkenntnis von einer eigenartigen Vollendung, die Einsicht in eine nicht nachahmbare, in sich aber endgültige und vollkommene Form.

Durchaus andersartig ist Wesen und Stil der „Chronika". Auch für Brentano gibt es ein Lebensleid, eine schwermütige Erkenntnis von der Notwendigkeit des Schmerzes. Doch ruft diese bei ihm keine pessimistische Lebensverneinung hervor; die „Chronika" berichtet vielmehr von der Notwendigkeit des Duldens und dem neuen, tieferen Lebensglücke, das als Lohn der inneren Selbstüberwindung und Selbstbeschränkung folgt. Darum ist für die Lebensschilderung des „Fahrenden Schülers" die beherrschteste Ausdrucksform, die der Chronik, gewählt, die alle lauten Töne im Bewußtsein des errungenen Sieges bezwingt, die alle leidenschaftlichen Gefühle im Wissen um ihre Vergeblichkeit und Falschheit überwindet, und die selbst den Schmerz in der überlegenen Hoheit der Erinnerung verklären kann.

Völlig anders auch wieder die Dichtungen H. v. Kleists. Auch für ihn handelt es sich nicht nur um eine seiner Eigenart gemäße, gedrungene Wiedergabe eines Welt- oder Lebensausschnittes; auch sein Schaffen ist beherrscht und geleitet von einer höheren Idee. Dies aber unterscheidet ihn von dem Verfasser der „Nachtwachen" und von Brentano, daß er nicht über den Wert und die tieferen Beziehungen des Lebens reflektiert und ein allgemeines Weltgemälde zeichnen will, sondern daß er allein den Menschen zu erfassen sucht, dessen Seele sich ihm in einer ungewöhnlichen Handlung überraschend klar und eindringlich offenbart. Darum sind seine Dichtungen in keiner Hinsicht auf weltanschauliche Erkenntnisse und Belehrungen eingestellt; die Persönlichkeit des Dichters tritt völlig zurück, und damit fehlt jede geheime, mittelbare Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Leser, wie sie die beiden anderen Dichtungen im Selbstgespräch oder in breiteren Unterhaltungen besitzen. Die Gestalten der Dichtung sprechen sich und ihr Schicksal nicht aus, sie leben sich und ihr Schicksal, d. h. sie handeln. In der Handlung tun sie ihr innerstes Wesen kund; mit deren Vollendung ist ihre Geschichte beschlossen. Das Geschehen selbst mag außergewöhnlich und wunderbar erscheinen, es gibt aber nur selten Anlaß zur Verwunderung; denn es ist aufs tiefste mit der Seele

der Gestalten verbunden, es folgt aus ihnen unmittelbar, wirkt notwendig und überzeugend in der Selbstverständlichkeit einer durchaus neutralen, im höchsten Sinne objektiv-plastischen Schilderung. Darum genügt Kleist die Form der Anekdote, der kürzesten und damit eindringlichsten Form objektiver Handlungsschilderung (die „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege", 1810; ähnlich auch die Urfassung der „Heiligen Cäcilie", 1810), und er findet notwendig zur strengen, geschlossenen Novellenform, wenn er von einem zeitlich gedehnteren Geschehen und einer größeren Fülle von Personen berichten muß („Das Erdbeben in Chili" und „Die Marquise von O . . . ."; versch. 1807 u. 1808; vgl. auch „Michael Kohlhaas" und „Die Verlobung von St. Domingo" in der Reihe „Poetischer Realismus").

Die „Chronika eines fahrenden Schülers" ist Fragment geblieben; ein Bruchstück wurde erst 1818 in stark veränderter Form veröffentlicht; die „Nachtwachen. Von Bonaventura", die 1804 erschienen, blieben den Zeitgenossen so gut wie unbekannt. So konnte nur von Kleists Dichtungen eine unmittelbare Wirkung ausgehen, und mit ihnen beginnt denn auch ein neuer Abschnitt strenger Novellenkunst. Doch ehe diese bedeutendere Erscheinungen zeitigte, fand der Roman eine weitere Ausgestaltung in zwei Werken: in Achim von Arnims „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) und in Josef von Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" (1811–12; erschienen 1815).

„Die Gegenwart im Roman": so läßt sich das Thema der beiden Schöpfungen im Gegensatze zum „Sternbald" und „Ofterdingen" und auch zur „Chronika" umschreiben. Doch liegt der Unterschied nicht allein in dieser Äußerlichkeit, oder besser: diese Äußerlichkeit ist wieder durch tieferliegende Besonderheiten bedingt. Denn diese Dichtungen zielen weder auf eine Vergeistigung der Diesseitswelt durch die Überwindung ihrer allein körperlich-stofflichen Elemente, die Erhöhung des Irdischen in den Bereich des transzendenten göttlichen Lebens (Novalis) noch auf eine Vernichtung der Gegenwart und des Alltagslebens durch eine höhere, erträumte und ersehnte, dem jeweiligen Gefühle ihres Schöpfers entsprechende Zukunftswirklichkeit („Godwi"), sondern sie zielen, obwohl ihre Verwandtschaft mit jenen Kunstwerken (besonders in den ersten Kapiteln) nicht zu übersehen ist, im Laufe ihrer Entwicklung auf eine Überwindung jeder wirklichkeitsfremden und gegenwartsfeindlichen Einstellung und führen ihre Gestalten zu einer neuen, bewußten Einordnung in die reale, unverklärte Welt. „Nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich, das Gute war ewig", heißt es bestimmt in Arnims Roman, dessen Titel schon eindeutig auf die irdische Gebundenheit des Geschehens hinweist. Familie und Stand, Staat und Kirche gewinnen wieder zwingende Bedeutung, die Erscheinungen und Forderungen des Alltags wieder einen tieferen Sinn, der sie auch der künstlerischen Behandlung wert erscheinen läßt. Dolores, die sich dieser Nüchternheit des Lebens entziehen will, muß die

Unmöglichkeit und Bedenklichkeit einer solchen Flucht erkennen und kehrt sühnend in sie, d. h. zu ihrer Pflicht, zurück. Denn nicht mehr gilt das Leben als eine Sache großer Gefühle, es ist auch nicht mehr eine Auseinandersetzung zwischen Unendlichkeit und Ich, es ist eine Sache der Pflichterfüllung und der Selbstbezwingung. Zu ähnlichen Ergebnissen wie der protestantische Junker A. v. Arnim gelangt der katholische Freiherr J. v. Eichendorff. Auch für ihn gibt es unleugbare Wirklichkeitsforderungen, gibt es aber auch die Hoffnung, daß ein Zukunftsideal, eine Vervollkommnung der Welt aus dieser Welt selbst heraus zu erreichen sei. „Ahnung und Gegenwart" nennt er seine Dichtung und bringt schon damit zum Ausdruck, daß zwischen diesen beiden Begriffen, die gleichsam Symbole verschiedener Lebensauffassungen sind, Gegensätze bestehen, die aber doch wieder vereinbar sein müssen. Vertreter eines falsch verstandenen Gefühlskultes verfallen der Karikatur; und für den Grafen Friedrich, den gesunden Helden des Romans, folgt schließlich der pflichtmäßige Dienst in der Alltagswirklichkeit, folgt die Einordnung in das gegenwärtige Weltgefüge, für die der tatsächlich gegebene Abschluß des Romans nur Sinnbild bedeutet. So wiederholt sich etwa die Entwicklungslinie des „Wilhelm Meister". Allerdings formen die beiden Romane sich künstlerisch durchaus nicht in seiner Art. Arnims Dichtung ist in gewissem Sinne formlos, und der wesentliche Kern ist (wie in dieser Ausgabe geschehen) erst aus der Wucherung von Nebenepisoden und Nebenerzählungen herauszuheben, um in seiner Eigenart erfaßt zu werden. Überzeugender wirkt die Besonderheit in Eichendorffs Roman. Auch er typisiert nicht (wie der durchaus epische Dichter: Goethe) die unendliche Fülle der Lebenserscheinungen, um die Unendlichkeit der Erscheinungswelt zu erfassen; aber er verliert sich auch nicht völlig haltlos an diese Unendlichkeit, um seine Stimmung aus ihr zu empfangen und seine schmerzlich empfundene Individualisation zu überwinden. Er erblickt die Wirklichkeit nur in ihren vielen Einzelheiten, an die der Mensch sich nicht verlieren kann, die er vielmehr aufnimmt, um sich an ihnen zu bereichern, um auf sie seine eigene Stimmung zu übertragen. Darum ist dieser Roman weder im goetheschen Sinne episch, noch in dem der Frühromantiker symbolisch oder musikalisch zu nennen; nur als lyrisch ist seine Eigenart zu bezeichnen. Nur Augenblicksstimmungen, keine konstanten Weltgefühle sind es, welche die Mehrzahl seiner Gestalten leiten; darum aber gibt es für diese auch keine endgültige Enttäuschung; sie finden immer wieder Rettung in einem neuen Stücke Welt, das sie mit dem Zauber einer neuen Stimmung umkleidet haben, bis sie schließlich, sobald alle diese Augenblickserregungen verklungen sind, sich bescheiden lernen und sich einzuordnen vermögen, ohne daß ihre Lebenskraft und ihr Lebensglaube endgültig vernichtet sind.

Eine Übereinstimmung im Sinne dieser beiden Romane zeigen dann auch trotz aller Unterschiede in der Gestaltung die beiden Erzählungen Arnims und Eichen-

dorffs, die der Band 18 enthält, der romantische „Phantasiestücke" (diese Prägung bei E. T. A. Hoffmann; vgl. Anmerkungen) sammelt, Dichtungen, die freier mit den Gegebenheiten des Lebens schalten, in denen die Einbildungskraft sich gleichsam selbst gestaltet, da der kausale Zusammenhang des Weltgefüges aufgehoben ist: Arnims „Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe" (1812) und Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1826); denn beide führen ihre Hauptgestalten aus einer wirklichkeitsfremden, unbestimmten Sehnsucht in einem festumrissenen Lebenskreis und zur Anerkennung einer persönlichen Lebensbindung. Daß dies in verschiedener Weise durchgeführt wird, bei Arnim aus der Erkenntnis einer unwürdigen Selbstaufgabe, bei Eichendorff in der enttäuschungslosen Aufgabe einer Illusion, erklärt sich aus der Verschiedenheit der Dichtercharaktere. Daraus erhellt auch die Unterschiedlichkeit der Form. Beide Dichtungen wachsen in das Gebiet des Märchens, d. h. sie nehmen Erscheinungen aus dem Bereiche des Wunderbaren als natürliche Bestandteile des menschlichen Lebens in sich auf. Während Arnim aber dieses Wunderbare als eine Verkörperung seltsamer Kuriositäten sieht, die gemeinhin verborgen bleiben, nur hier als toller Spuk vergessener Gestalten der Volksphantasie erscheinen und die anscheinend festgefügte historische Wirklichkeitswelt durchbrechen, schaut Eichendorff keinen Gegensatz zwischen Wunder- und Erscheinungswelt, sondern deutet die Wirklichkeit als natürliches Wunder, das Wunder als natürliche Wirklichkeit, so daß auch die oben bezeichnete Entwicklung der Dichtung nicht zu einer endgültigen Ernüchterung, sondern nur zu einer Bescheidung auf die unmittelbare Wunderwelt des dem Menschen gemäßen Alltagslebens führen kann. Man vgl. dazu auch die „Einführung" zu Bd. 14, in der der gleiche Gegensatz zwischen dem „Wirklichkeitsmärchen" Chamissos „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" und Eichendorffs Märchendichtung „Die Meerfahrt" dargestellt wird.

Zeitlich zwischen den Märchendichtungen Arnims und Eichendorffs stehen die im Band 18 wiedergegebenen Dichtungen E. T. A. Hoffmanns. Diese sind zum Teil in Formen gebildet, wie sie uns schon aus den „Nachtwachen. Von Bonaventura" bekannt sind, und geben Augenblicksschilderungen, lyrische Stimmungsbilder und pathetische Monologe („Ritter Gluck" 1809, „Don Juan" 1813, „Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, musikalische Leiden" 1810; so ist auch die Vermutung, Hoffmann sei als Verfasser der „Nachtwachen" anzusehen, nicht ohne Grund geäußert worden; vgl. Anmerkungen); zum Teil bieten sie eine der Arnimschen („Isabella") ähnliche Erzählungsform („Der Sandmann", 1816), zum Teil lehnen sie sich auch stärker an die von Kleist gebotene strengere Novellenform an („Das Sanktus" 1816 — hier sogar mit inhaltlicher Anlehnung an Kleists „Heilige Cäcilie" —, „Das Majorat" 1817, „Rat Krespel" 1818). Zwiespältig sind diese Dichtungen auch in ihrer Idee. Denn

während die ersten (bes. „Don Juan" und die Kreisleraufsätze) durchaus vom Standpunkte des unter dem Dualismus der Welt, der Unvereinbarkeit von Alltags- und Idealwirklichkeit leidenden Phantasiemenschen (der hier in kennzeichnender Verengerung als musikalischer Künstler erscheint) gesehen sind, weisen die späteren (bes. „Der Sandmann" und „Rat Krespel") bei aller Phantastik der eigenen Stilmittel auf die Gefahren einer solchen Welteinstellung, welche die Wirklichkeit zugunsten eines erträumten Idealzustandes verachtet, in der Unmöglichkeit aber, eine unberechtigte Fiktion gegenüber der berechtigten Wirklichkeit zu behaupten, sich und ihren Träger vernichten muß. So wiederholt E. T. A. Hoffmann auch seinerseits die für die Jüngere Romantik eigentümliche Entwicklung, übersteigert sie aber über Arnim und Eichendorff dahin, daß seine Dichtungen schließlich zu Satiren und Grotesken werden, und daß ihm die Wirklichkeit selbst wieder, eben weil in ihr jenes sinnlose Streben nach Wirklichkeitsüberwindung seinen Ursprung hat, zuletzt völlig als Zerrbild, als eine Anarchie aller Formen und Werte erscheint (vgl. die „Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern", 1820).

E. T. A. Hoffmann ist, weil er die Wirklichkeitswelt in solcher Zerrissenheit erblickt, auch stets bereit, deren Einzelerscheinungen und Gestalten zu karikieren. Wo sich aber das Bewußtsein einer Achtungsverpflichtung dem ethischen Werte der Wirklichkeit gegenüber ausgebildet hatte (Arnim), mußte sich auch eine Anerkennung von deren Einzelformen und Einzelzuständen, in denen sich jener sittliche Gehalt im Leben des Menschen offenbart, ergeben. Dies aber bedeutete für die Kunst eine neue Teilnahme an den kleinen und kleinsten Geschehnissen des Alltags, an allen den einfachen Dingen, um die das tägliche Leben sich bewegt. Diese werden nicht mehr mit einem besonderen Zauber umkleidet, wie es noch Eichendorff getan; sie werden auch nicht mehr zugunsten von Stimmungs- und Seelenschilderungen vernachlässigt, wie es noch in Arnims erstem Romane „Dolores" geschehen war. Die Innerlichkeit des Menschen mußte jetzt stärker mit diesen Dingen und Ereignissen verwachsen erscheinen, sich in besonderem Maße aus ihnen erhellen. Daraus ergab sich für die Dichtung ein neues Stilmittel: jener verhaltene, oft ein wenig traurige Humor, der nur aus einer naiven Liebe zum Leben und seinen kleinen Schicksalen zu erklären ist. So entwickelte sich eindeutig aus der Romantik, deren Kunst als Flucht aus der Gegenwartswirklichkeit in die idealen Höhen eines umfassenden Welterlebens begonnen hatte, die Dichtung zum Ruhme dieser Gegenwartswirklichkeit; die romantische Kunst bildete, nachdem schon bei Kleist Ansätze gegeben waren, in sich eine neue Stufe, die zum sogenannten „poetischen Realismus" hinüberleitet.

„Auf dem Wege zum Realismus" befinden sich also die letzten

Schöpfungen romantischer Erzählungskunst, die Band 19 enthält. Dies gilt schon von Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" (1817), in der Kleists strengere Novellenform glücklich mit der dem Dichter vertrauten chronikalen Icherzählung verbunden ist, in höherem Maße noch von der in stärkster Gebundenheit verlaufenden Novelle Arnims „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" (1818), vor allem aber von Arnims großem, allerdings unvollendetem historischem Romane „Die Kronenwächter" (1. Teil 1817). Zwar geistert auch noch in dieser Dichtung die der Gegenwartswirklichkeit feindliche Idee. Diese aber ist nicht mehr als Ausfluß eines besonderen Allgefühls, einer neuen Weltstimmung zu verstehen, sondern ist verirdischt in eine im letzten Sinne politische Überzeugung, die, weil reaktionär, der Gegenwart nicht mehr entsprechend, dieser Gegenwart unterliegen muß. Berthold, der Held des 1. Teiles, schwankt noch zwischen beiden Welten und geht an seiner eigenen Unsicherheit zugrunde, während Anton, der Held des unvollendeten 2. Teiles, der durchaus in der Wirklichkeit wurzelt, die Kronenburg, das Sinnbild jenes unheilvollen Zukunftsstrebens, zerstört. So ist allerdings auch vieles als Tatsache Gebotene noch als Symbol zu deuten; in ihrer Gesamtheit aber ist diese Dichtung auf sachlich-genaue, nicht stimmungsmäßige Schilderung, und damit auf Anschaulichkeit eingestellt, die die klarste, treffendste Bildbezeichnung dem musikalischen Ausdruck (vgl. Eichendorff) vorzieht. Der historische Hintergrund ist durchaus realistisch gezeichnet; alle Funktionen des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens sind mit objektiv-plastischer Genauigkeit dargestellt, die Scheidewand zwischen Handlungen und Dingen, die allein der künstlerischen Gestaltung würdig sind, und solchen, welche die Kunst ablehnt, weil sie dem „niedrigen" Leben angehören, ist endgültig gefallen. Man vergleiche z. B. einmal eine Reiseschilderung aus Tiecks „Sternbald" oder aus Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" mit einer solchen aus den „Kronenwächtern", um sich die Bedeutung von deren Besonderheit zu verdeutlichen.

In diesen Zusammenhang gehören schließlich denn auch die späten Novellenschöpfungen L. Tiecks, des einzigen aus dem Kreise der Frühromantiker, der an der künstlerischen Entwicklung der Romantik in ihrer ganzen Ausdehnung teilgenommen hat. In ihm ist diese Entwicklung sogar vollends zu ihrem natürlichen Ziele geführt; seine Dichtungen münden endgültig in den Realismus; und dies gilt sowohl bezüglich der künstlerischen Stilmittel, die er verwendet, als auch bezüglich der Gedanken, die er zur Darstellung bringt. So ist denn auch in dieser Hinsicht der Titel der Erzählung, die Band 19 enthält, „Des Lebens Überfluß" (1839), ein den Abschluß romantischer Kunstentwicklung kennzeichnendes Symbol.

Andreas Müller.

Nachtwachen

Von Bonaventura

Erste Nachtwache

Die Nachtstunde schlug; ich hüllte mich in meine abenteuerliche Vermummung, nahm die Pike und das Horn zur Hand, ging in die Finsternis hinaus und rief die Stunde ab, nachdem ich mich durch ein Kreuz gegen die bösen Geister geschützt hatte.

Es war eine von jenen unheimlichen Nächten, wo Licht und Finsternis schnell und seltsam miteinander abwechselten. Am Himmel flogen die Wolken, vom Winde getrieben, wie wunderliche Riesenbilder vorüber, und der Mond erschien und verschwand im raschen Wechsel. Unten in den Straßen herrschte Totenstille, nur hoch oben in der Luft hauste der Sturm, wie ein unsichtbarer Geist.

Es war mir schon recht, und ich freute mich über meinen einsam widerhallenden Fußtritt, denn ich kam mir unter den vielen Schläfern vor wie der Prinz im Märchen in der bezauberten Stadt, wo eine böse Macht jedes lebende Wesen in Stein verwandelt hatte; oder wie ein einzig Übriggebliebener nach einer allgemeinen Pest oder Sündflut.

Der letzte Vergleich machte mich schaudern, und ich war froh, ein einzelnes mattes Lämpchen noch hoch oben über der Stadt auf einem freien Dachkämmerchen brennen zu sehen.

Ich wußte wohl, wer da so hoch in den Lüften regierte; es war ein verunglückter Poet, der nur in der Nacht wachte, weil dann seine Gläubiger schliefen und die Musen allein nicht zu den letzten gehörten.

Ich konnte mich nicht entbrechen, folgende Standrede an ihn zu halten: „O du, der du da oben dich herumtreibst, ich verstehe dich wohl, denn ich war einst deinesgleichen! Aber ich habe diese Beschäftigung aufgegeben gegen ein ehrliches Handwerk, das seinen Mann ernährt, und das für denjenigen, der sie darin aufzufinden weiß, doch keineswegs ganz ohne Poesie ist. Ich bin

dir gleichsam wie ein satirischer Stentor in den Weg gestellt und unterbreche deine Träume von Unsterblichkeit, die du da oben in der Luft träumst, hier unten auf der Erde regelmäßig durch die Erinnerung an die Zeit und Vergänglichkeit. Nachtwächter sind wir zwar beide; schade nur, daß dir deine Nachtwachen in dieser kalt-prosaischen Zeit nichts einbringen, indes die meinigen doch immer ein übriges abwerfen. Als ich noch in der Nacht poesierte, wie du, mußte ich hungern, wie du, und sang tauben Ohren; das letzte tue ich zwar noch jetzt, aber man bezahlt mich dafür. O Freund Poet, wer jetzt leben will, der darf nicht dichten! Ist dir aber das Singen angeboren und kannst du es durchaus nicht unterlassen, nun, so werde Nachtwächter, wie ich, das ist noch der einzige solide Posten, wo es bezahlt wird und man dich nicht dabei verhungern läßt. — Gute Nacht, Bruder Poet."

Ich blickte noch einmal hinauf und gewahrte seinen Schatten an der Wand; er war in einer tragischen Stellung begriffen, die eine Hand in den Haaren, die andre hielt das Blatt, von dem er wahrscheinlich seine Unsterblichkeit sich vorrezitierte.

Ich stieß ins Horn, rief ihm laut die Zeit zu und ging meiner Wege. —

Halt! Dort wacht ein Kranker — auch in Träumen, wie der Poet, in wahren Fieberträumen!

Der Mann war ein Freigeist von jeher, und er hält sich stark in seiner letzten Stunde, wie Voltaire. Da sehe ich ihn durch den Einschnitt im Fensterladen; er schaut blaß und ruhig in das leere Nichts, wohin er nach einer Stunde einzugehen gedenkt, um den traumlosen Schlaf auf immer zu schlafen. Die Rosen des Lebens sind von seinen Wangen abgefallen, aber sie blühen rund um ihn auf den Gesichtern dreier holder Knaben. Der jüngste droht ihm kindlich unwissend in das blasse starre Antlitz, weil es nicht mehr lächeln will, wie sonst. Die andern beiden stehen ernst betrachtend, sie können sich den Tod noch nicht denken in ihrem frischen Leben.

Das junge Weib dagegen, mit aufgelöstem Haar und offner schöner Brust, blickt verzweifelnd in die schwarze Gruft und wischt nur dann und wann den Schweiß wie mechanisch von der kalten Stirn des Sterbenden.

Neben ihm steht, glühend vor Zorn, der Pfaff mit aufgehobenem Kruzifixe, den Freigeist zu bekehren. Seine Rede schwillt mächtig an wie ein Strom, und er malt das Jenseits in kühnen Bildern; aber nicht das schöne Morgenrot des neuen Tages und die aufblühenden Lauben und Engel, son-

dern, wie ein wilder Höllenbreughel, die Flammen und Abgründe und die ganze schaudervolle Unterwelt des Dante.

Vergebens! der Kranke bleibt stumm und starr, er sieht mit einer fürchterlichen Ruhe ein Blatt nach dem andern abfallen und fühlt, wie sich die kalte Eisrinde des Todes höher und höher zum Herzen hinaufzieht.

Der Nachtwind pfiff mir durch die Haare und schüttelte die morschen Fensterladen, wie ein unsichtbarer herannahender Todesgeist. Ich schauderte, der Kranke blickte plötzlich kräftig um sich, als gesundete er rasch durch ein Wunder und fühlte neues höheres Leben. Dieses schnelle leuchtende Auflodern der schon verlöschenden Flamme, der sichere Vorbote des nahen Todes, wirft zugleich ein glänzendes Licht in das vor dem Sterbenden aufgestellte Nachtstück und leuchtet rasch und auf einen Augenblick in die dichterische Frühlingswelt des Glaubens und der Poesie. Sie ist die doppelte Beleuchtung in der Correggios-Nacht und verschmilzt den irdischen und himmlischen Strahl zu einem wunderbaren Glanze.

Der Kranke wies die höhere Hoffnung fest und entschieden zurück und führte dadurch einen großen Moment herbei. Der Pfaff donnerte ihm zornig in die Seele und malte jetzt mit Flammenzügen wie ein Verzweifelnder und bannte den ganzen Tartarus herauf in die letzte Stunde des Sterbenden. Dieser lächelte nur und schüttelte den Kopf.

Ich war in diesem Augenblicke seiner Fortdauer gewiß; denn nur das endliche Wesen kann den Gedanken der Vernichtung nicht denken, während der unsterbliche Geist nicht vor ihr zittert, der sich, ein freies Wesen, ihr frei opfern kann, wie sich die indischen Weiber kühn in die Flammen stürzen und der Vernichtung weihen.

Ein wilder Wahnsinn schien bei diesem Anblicke den Pfaffen zu ergreifen, und getreu seinem Charakter redete er jetzt, indem ihm das Beschreiben zu ohnmächtig erschien, in der Person des Teufels selbst, der ihm am nächsten lag. Er drückte sich wie ein Meister darin aus, echt teufelisch im kühnsten Stile, und fern von der schwachen Manier des modernen Teufels.

Dem Kranken wurde es zu arg. Er wendete sich finster weg und blickte die drei Frühlingsrosen an, die um sein Bette blüheten. Da loderte die ganze heiße Liebe zum letzten Male in seinem Herzen auf, und über das blasse Antlitz flog ein leichtes Rot, wie eine Erinnerung. Er ließ sich die Knaben reichen und küßte sie mit Anstrengung, dann legte er das schwere Haupt an die hochwallende Brust des Weibes, stieß ein leises Ach! aus,

das mehr Wollust als Schmerz schien, und entschlief liebend im Arm der Liebe.

Der Pfaff, seiner Teufelsrolle getreu, donnerte ihm, der Bemerkung gemäß, daß das Gehör bei Verstorbenen noch eine längere Zeit reizbar bleibt, in die Ohren und versprach ihm in seinem eigenen Namen fest und bündig, daß der Teufel nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib abfodern würde.

Somit stürzte er fort und hinaus auf die Gasse. Ich war verwirrt worden, hielt ihn in der Täuschung wahrhaft für den Teufel und setzte ihm, als er an mir vorüberfahren wollte, die Pike auf die Brust. „Geh zum Teufel!" sagte er schnaubend; da besann ich mich und sagte: „Verzeiht, Hochwürdiger, ich hielt Euch in einer Art Besessenheit für ihn selbst und setzte Euch deshalb die Pike als ein ‚Gott sei bei uns!' aufs Herz. Haltet mir's diesmal zugute!"

Er stürzte fort.

Ach! dort im Zimmer war die Szene lieblicher worden. Das schöne Weib hielt den blassen Geliebten still in ihren Armen, wie einen Schlummernden; in schöner Unwissenheit ahnte sie den Tod noch nicht und glaubte, daß ihn der Schlaf zum neuen Leben stärken werde — ein holder Glaube, der im höhern Sinne sie nicht täuschte. Die Kinder knieten ernst am Bette, und nur der Jüngste bemühete sich, den Vater zu wecken, während die Mutter, ihm schweigend mit den Augen zuwinkend, die Hand auf sein umlocktes Haupt legte.

Die Szene war zu schön; ich wandte mich weg, um den Augenblick nicht zu schauen, in dem die Täuschung schwände.

Mit gedämpfter Stimme sang ich einen Sterbegesang unter dem Fenster, um in dem noch hörenden Ohre den Feuerruf des Mönchs durch leise Töne zu verdrängen. Den Sterbenden ist die Musik verschwistert, sie ist der erste süße Laut vom fernen Jenseits, und die Muse des Gesanges ist die mystische Schwester, die zum Himmel zeigt. So entschlummerte Jakob Böhme, indem er die ferne Musik vernahm, die niemand, außer dem Sterbenden, hörte.

Zweite Nachtwache

Die Stunde rief mich wieder zu meiner nächtlichen Hantierung; da lagen die öden Straßen wie zugedeckt vor mir, und nur dann und wann flog ein Wetterleuchten luftig und rasch durch sie hin, und weit, weit in der Ferne murmelte es drein wie unverständlicher Zauberspruch.

Mein Poet hatte das Licht ausgelöscht, weil der Himmel leuchtete und er dies letztere für wohlfeiler und poetischer zugleich hielt. Er schaucte hoch droben in die Blitze hinein, im Fenster liegend, das weiße Nachthemd offen auf der Brust und das schwarze Haar struppig und unordentlich um den Kopf. Ich erinnerte mich an ähnliche überpoetische Stunden, wo das Innere Sturm ist, der Mund im Donner reden und die Hand statt der Feder den Blitz ergreifen möchte, um damit in feurigen Worten zu schreiben. Da fliegt der Geist von Pole zu Pole, glaubt das ganze Universum zu überflügeln, und wenn er zuletzt zur Sprache kommt — so ist es kindisch Wort, und die Hand zerreißt rasch das Papier.

Ich bannte diesen poetischen Teufel in mir, der am Ende immer nur schadenfroh über meine Schwäche aufzulachen pflegte, gewöhnlich durch das Beschwörungsmittel der Musik. Jetzt pflege ich nur ein paarmal gellend ins Horn zu stoßen, und da geht's auch vorüber.

Überall kann ich allen denen, die sich vor ähnlichen poetischen Überraschungen wie vor einem Fieber scheuen, den Ton meines Nachtwächterhorns als ein echtes antipoeticum empfehlen. Das Mittel ist wohlfeil und von großer Wichtigkeit zugleich, da man in jetziger Zeit mit Plato die Poesie für eine Wut zu halten pflegt, mit dem einzigen Unterschiede, daß jener diese Wut vom Himmel und nicht aus dem Narrenhause herleitete.

Mag dem indes sein, wie ihm wolle, so bleibt es doch heutzutage mit der Dichterei überall bedenklich, weil es so wenig Verrückte mehr gibt und ein solcher Überfluß an Vernünftigen vorhanden ist, daß sie aus ihren eigenen Mitteln alle Fächer und sogar die Poesie besetzen können. Ein rein Toller, wie ich, findet unter solchen Umständen kein Unterkommen. Ich gehe deshalb auch nur jetzt bloß noch um die Poesie herum, das heißt, ich bin ein Humorist worden, wozu ich als Nachtwächter die meiste Muße habe. —

Meinen Beruf zum Humoristen müßte ich hier freilich wohl zuvor erst dartun, allein ich lasse mich nicht darauf ein, weil man es überhaupt jetzt mit dem Berufe selbst so genau nicht nimmt und sich dagegen mit dem Rufe

allein begnügt. Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf — und somit ziehe ich mich aus dem Handel.

Eben flammte ein Blitz durch die Luft, da schlichen drei an der Kirchhofsmauer hin wie Karnevalslarven. Ich rief sie an, doch war's schon wieder Nacht ringsum, und ich sah nichts als einen glühenden Schweif und ein paar feurige Augen, und zu dem fernen Donner murmelte eine Stimme in der Nähe, wie zu einer Don Juans-Begleitung: „Tu, was deines Amtes ist, Nachtrabe; aber mische dich nicht ins Geisterwerk!"

Das war mir doch etwas zu arg, und ich warf meine Pike dahin, wo die Stimme herkam; eben blitzte es wieder — da waren die drei in Luft zerronnen, wie Macbeths Hexen.

„Erkennt ihr mich nicht für einen Geist an?" — rief ich noch zornig hinterdrein, in der Hoffnung, daß sie's vernähmen — „und doch war ich Poet, Bänkelsänger, Marionettendirekteur und alles dergleichen Geistreiches nacheinander. Ich möchte doch eure Geister gekannt haben im Leben — wenn ihr anders wirklich bereits daraus seid! —, ob sich der meinige mit ihnen nicht hätte messen können; oder habt ihr einen Zusatz von Geist erhalten nach eurem Tode, wie wir das Beispiel bei manchen großen Männern erfuhren, die erst nach ihrem Tode berühmt wurden und deren Schriften durch das lange Liegen an Geist gewannen, gleich dem Weine, der mit dem zunehmenden Alter geistreicher wird!" —

Jetzt war ich der Wohnung des exkommunizierten Freigeistes bis auf einige Schritte nahe gekommen. Aus der offenen Tür legte sich ein matter Schein in die Nacht hinein und floß oft seltsam mit dem Wetterleuchten zusammen, auch murmelte es vernehmlicher von den fernen Bergen herüber, wie wenn das Geisterreich sich ernstlich ins Spiel zu mischen gedächte.

Auf der Hausflur war der Tote, der üblichen Sitte gemäß, offen ausgestellt, um ihn her brannten wenige ungeweihte Kerzen, weil der Pfaff, teuflischen Andenkens, die Weihe verweigert hatte. Der Verstorbene lächelte in seinem festen Schlafe darüber, oder über seinen eignen törichten Wahn, den das Jenseits widerlegt hatte, und sein Lächeln glänzte wie ein ferner Widerschein vom Leben über die starren, vom Tode verfestigten Züge.

Durch eine lange, wenig erleuchtete Halle schaute man in eine schwarz behängte Nische; dort knieten unbeweglich die drei Knaben und die blasse Mutter vor einem Altare — die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern —

in stummes angstvolles Gebet versunken, um Leib und Seele des Verstorbenen dem Teufel, dem der Pfaff sie zugesprochen, zu entreißen.

Der Bruder des Abgeschiedenen allein, ein Soldat, hielt im festen sichern Glauben an den Himmel und an seinen eigenen Mut, der es mit dem Teufel selbst aufzunehmen wagte, Wache an dem Sarge. Sein Blick war ruhig und erwartend, und er schaute abwechselnd in das starre Antlitz des Toten und in das Wetterleuchten, das oft feindlich durch den matten Schein der Kerzen zuckte; sein Säbel lag gezogen auf der Leiche und glich mit seinem wie ein Kreuz gestalteten Griffe einer geistlichen und weltlichen Waffe zugleich. Übrigens herrschte Totenstille ringsum, und außer dem fernen Murren des Gewitters und dem Knistern der Kerzen vernahm man nichts.

So blieb's, bis in einzelnen ernsten Schlägen die Glocke Mitternacht ankündigte; — da führte plötzlich der Sturmwind hoch oben in den Lüften die Gewitterwolke wie ein nächtliches Schreckbild herüber, und bald hatte sie ihr Grabtuch am ganzen Himmel ausgebreitet. Die Kerzen um den Sarg verlöschten, der Donner brüllte zürnend wie eine aufrührerische Macht herunter und rief die festen Schläfer auf, und die Wolke spie Flamme auf Flamme aus, wodurch das starre blasse Antlitz des Toten allein grell und periodisch beleuchtet wurde.

Ich sah jetzt, daß der Säbel des Soldaten durch die Nacht blitzte und dieser sich mutig zum Kampfe rüstete.

Es währte auch nicht lange — die Luft warf Blasen auf, und die drei Macbeth-Geister waren plötzlich wieder sichtbar, wie wenn der Sturmwind sie beim Scheitel herangewirbelt hätte. Der Blitz beleuchtete verzogene Teufelslarven und Schlangenhaar und den ganzen höllischen Apparat.

Mich faßte in dem Augenblicke der Teufel bei einem Haare, und als sie die Gasse herauffuhren, mischte ich mich rasch unter sie. Sie stutzten, wie wenn sie auf bösen Wegen gingen, über den vierten ungebetenen, der zu ihnen stieß. „Nun, zum Teufel! Kann der Teufel auch auf guten Wegen gehen!" rief ich wildlachend aus. „Drum laßt euch nicht irren, daß ich euch auf bösen antreffe. Ich bin euresgleichen, Brüder, ich mache mit euch Gemeinschaft!" —

Das brachte sie wahrhaftig in Verlegenheit. Der eine stieß ein „Gott sei bei uns!" aus und kreuzte sich, was mich wundernahm, weshalb ich ausrief: „Bruder Teufel, fall nicht so hart aus dem Charakter, ich möchte sonst beinahe an dir selbst verzweifeln und dich für einen Heiligen halten, zum mindesten für einen Geweihten. — Überlege ich's indes reiflicher, so muß

ich dir wohl eher Glück wünschen, daß du endlich auch das Kreuz verdauet hast und, von Haus aus ein eingefleischter Teufel, dich dem Scheine nach zu einem Heiligen ausbildetest!"

An der Sprache mochten sie es endlich weg haben, daß ich nicht einer ihresgleichen wäre, und sie fuhren alle drei auf mich ein und sprachen nun gar in einem echt klerischen Tone von Exkommunizieren u. dgl., wenn ich sie in ihrer Hantierung stören würde.

„Sorgt nicht", erwiderte ich, „ich habe bisher wahrlich an den Teufel nicht geglaubt, doch seit ich euch gesehen, ist er mir klar worden, und ich bin gewiß, daß ihr zunftfähig seid. Macht eure Sachen ab, denn mit der Hölle und der Kirche kann's kein armer Nachtwächter aufnehmen."

Dahin fuhren sie, ins Haus hinein. Ich folgte bedenklich nach.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Blitz und Nacht wechselten Schlag auf Schlag. Jetzt war es hell, und man sah das Handgemenge der drei um den Sarg und das Blitzen des Säbels in der Hand des eisenfesten Kriegsmannes, dazwischen schauete der Tote mit seinem blassen starren Gesichte unbeweglich wie eine Larve. Dann war es wieder tiefe Nacht, und nur fern, im Hintergrunde der Nische, ein matter Schimmer, und die knieende Mutter mit den drei Kindern rang im verzweifelnden Gebet.

Es ging alles still und ohne Worte zu; aber jetzt krachte es auf einmal zusammen, wie wenn der Teufel die Oberhand erhielte. Die Blitze wurden sparsamer, und es blieb längere Zeit Nacht. Nach einem Weilchen indes fuhren zwei rasch zur Tür heraus, und ich sah es durch die Finsternis bei dem Leuchten ihrer Augen — sie trugen wirklich einen Toten mit sich fort.

Da stand ich, in mich hineinfluchend, vor der Tür; auf der Flur war es ganz finster, keine Seele regte sich, und ich glaubte auch dem wackeren Kriegsmanne, zum mindesten, den Hals gebrochen.

In diesem Augenblicke flammte ein heftiger Blitz, mit dem sich die Gewitterwolke völlig entlud, und blieb, gleichsam wie eine aufgepflanzte Fackel, eine Zeitlang in der Luft, ohne zu verlöschen. Da sah ich den Soldaten wieder ruhig und kalt am Sarge stehen, und die Leiche lächelte wie zuvor — aber, o Wunder! dicht neben dem lächelnden Totenantlitze grinsete eine Teufelslarve, und der Rumpf fehlte zum Ganzen, und ein purpurroter Blutstrom färbte das weiße Sterbegewand des schlafenden Freigeistes. —

Schaudernd wickelte ich mich in meinen Mantel, vergaß es, zu blasen und die Stunde abzusingen, und floh meiner Hütte zu.

Dritte Nachtwache

Wir Nachtwächter und Poeten kümmern uns um das Treiben der Menschen am Tage in der Tat wenig; denn es gehört zurzeit zu den ausgemachten Wahrheiten: die Menschen sind, wenn sie handeln, höchst alltäglich, und man mag ihnen höchstens, wenn sie träumen, einiges Interesse abgewinnen.

Aus diesem Grunde erfuhr ich denn auch von dem Ausgange jener Begebenheit nur Unzusammenhängendes, das ich ebenso unzusammenhängend mitteilen will.

Über den Kopf zerbrach man sich am meisten die Köpfe, war es doch kein gewöhnlicher, sondern ein wahrhaftes Teufelshaupt. Die Justiz, der es vorgelegt wurde, wies die Sache von sich, indem sie äußerte, daß die Köpfe eben nicht in ihr Fach schlügen. Es war in der Tat ein böser Handel, und man geriet sogar in Streit darüber, ob man gegen den Soldat criminaliter verfahren, indem er einen Totschlag begangen, oder ihn vielmehr kanonisieren müsse, weil der Erschlagene der Teufel. Aus dem letztern entsprang wieder ein neues Übel; es wurde nämlich in mehreren Monaten keine Absolution mehr begehrt, weil man den Teufel jetzt geradezu leugnete und sich auf den in Verwahrung genommenen Kopf berief. Die Pfaffen schrien sich von den Kanzeln heiser und behaupteten ohne weiteres, daß ein Teufel auch ohne Kopf bestehen könne, wovon sie Beweisgründe, aus ihren eigenen Mitteln, anzuführen erbötig wären.

Aus dem Kopfe selbst konnte man in der Tat nicht ganz klug werden. Die Physiognomie war von Eisen; doch ein Schloß, das sich an der Seite befand, führte fast auf die Vermutung, daß der Teufel noch ein zweites Gesicht unter dem ersten verborgen hätte, welches er vielleicht nur für besondere Festtage aufsparte. Das Schlimmste war, daß zu dem Schlosse, und also auch zu diesem zweiten Gesichte, der Schlüssel fehlte. Wer weiß, was sonst für fruchtbare Bemerkungen über Teufelsphysiognomien hätten gemacht werden können, da hingegen das erste nur ein bloßes Alltagsgesicht war, das der Teufel auf jedem Holzschnitte führt.

In dieser allgemeinen Verwirrung und bei der Ungewißheit, ob man ein echtes Teufelshaupt vor sich habe, wurde beschlossen, daß der Kopf dem Doktor Gall in Wien zugesandt würde, damit er die untrüglichen satanischen Protuberanzen an ihm aufsuchen möchte; jetzt mischte sich plötzlich die Kirche ins Spiel und erklärte, daß sie bei solchen Entscheidungen als die erste und

letzte Instanz anzusehen sei; sie ließ sich den Schädel ausliefern, und wie es bald darauf hieß, war er verschwunden, und mehrere der geistlichen Herren wollten in der Nachtstunde den Teufel selbst gesehen haben, wie er den ihm fehlenden Kopf wieder mit sich nahm.

Somit blieb die ganze Sache so gut wie unaufgeklärt, um so mehr, da der einzige, der allenfalls noch einiges Licht hätte geben können, jener Pfaff nämlich, der das Anathema über den Freigeist aussprach, an einem Schlagflusse plötzlich Todes verfahren war. So sagte es wenigstens das Gerücht und die Klosterherren; denn den Leichnam selbst hatte kein Profaner gesehen, weil er, der warmen Jahrszeit wegen, schnell beigesetzt werden mußte.

Die Geschichte ging mir während meiner Nachtwache sehr im Kopfe herum, denn ich hatte bis jetzt nur an einen poetischen Teufel geglaubt, keineswegs aber an den wirklichen. Was den poetischen anbetrifft, so ist es gewiß sehr schade, daß man ihn jetzt so äußerst vernachlässiget und statt eines absolut bösen Prinzips lieber die tugenhaften Bösewichter, in Iffland- und Kotzebueſcher Manier, vorzieht, in denen der Teufel vermenschlicht und der Mensch verteufelt erscheint. In einem schwankenden Zeitalter scheut man alles Absolute und Selbständige; deshalb mögen wir denn auch weder echten Spaß noch echten Ernst, weder echte Tugend noch echte Bosheit mehr leiden. Der Zeitcharakter ist zusammengeflickt und gestoppelt wie eine Narrenjacke, und was das Ärgste dabei ist — der Narr, der darin steckt, möchte ernsthaft scheinen. —

Als ich diese Betrachtungen anstellte, hatte ich mich in eine Nische vor einen steinernen Crispinus gestellt, der eben einen solchen grauen Mantel trug als ich. Da bewegten sich plötzlich eine weibliche und eine männliche Gestalt dicht vor mir und lehnten sich fast an mich, weil sie mich für den Blind- und Taubstummen von Stein hielten.

Der Mann ließ es sich recht angelegen sein im rhetorischen Bombast und sprach in einem Atem von Liebe und Treue; das Frauenbild dagegen zweifelte gläubig und machte viel künstlichen Händeringens. Jetzt berief sich der Mann kecklich auf mich und schwur, er stehe unwandelbar und unbeweglich wie das Standbild. Da wachte der Satyr in mir auf, und als jener die Hand gleichsam zur Beteuerung auf meinen Mantel legte, schüttelte ich mich boshaft ein wenig, worüber beide erstaunten; doch der Liebhaber nahm's auf die leichte Achsel und meinte, der Quader unter dem Standbilde habe sich gesenkt, wodurch es das Gleichgewicht in etwas verloren.

Er verschwur jetzt nacheinander in zehn Charaktern aus den neuesten Dramen und Tragödien seine Seele, wenn er jemals treulos; zuletzt redete er gar noch in der Manier des Don Juan, dem er diesen Abend beigewohnt hatte, und schloß mit den bedeutenden Worten: „Dieser Stein soll als furchtbarer Gast erscheinen bei unserm nächtlichen Mahle, meine ich's nicht redlich."

Ich merkte mir's und hörte nun noch, wie sie ihm das Haus beschrieb, und eine geheime Feder an der Tür, wodurch er diese öffnen könne, zugleich auch die Mitternachtstunde zum Gastmahle festsetzte.

Ich war eine halbe Stunde früher auf dem Platze, fand das Haus, die Tür, nebst der geheimen Feder, und schlich leise mehrere Hintertreppen hinauf bis zu einem Saale, auf dem es dämmerte. Das Licht fiel durch zwei Glastüren; ich nahete mich der einen und erblickte ein Wesen in einem Schlafrocke am Arbeitstische, von dem ich anfangs zweifelhaft blieb, ob es ein Mensch oder eine mechanische Figur sei, so sehr war alles Menschliche an ihm verwischt und nur bloß der Ausdruck von Arbeit geblieben. Das Wesen schrieb, in Aktenstöße vergraben, wie ein lebendig eingescharrter Lappländer. Es kam mir vor, als wollte es das Treiben und Hausen unter der Erde schon im voraus, über ihr, kosten, denn alles Leidenschaftliche und Teilnehmende war auf der kalten hölzernen Stirne ausgelöscht, und die Marionette saß, leblos aufgerichtet, in dem Aktensarge voll Bücherwürmer. Jetzt wurde der unsichtbare Draht gezogen, da klapperten die Finger, ergriffen die Feder und unterzeichneten drei Papiere nacheinander; ich blickte schärfer hin — es waren Todesurteile. Auf dem Tische lagen der Justinian und die Halsordnung, gleichsam die personifizierte Seele der Marionette.

Tadeln konnte ich's nicht; aber der kalte Gerechte kam mir vor wie die mechanische Todesmaschine, die willenlos niederfällt; sein Arbeitstisch wie die Gerichtsstätte, auf der er in einer Minute mit drei Federzügen drei Todesurteile vollstreckt hatte. Beim Himmel, hätte ich die Wahl zwischen beiden, lieber wäre ich der lebende Sünder, als dieser tote Gerechte.

Noch mehr ergriff es mich, als ich sein wohlgetroffenes, in Wachs bossiertes Konterfei ihm unbeweglich gegenüber sitzen sah, als wäre es an einem leblosen Exemplare nicht genug und eine Doublette nötig, um die tote Seltenheit von zwei verschiedenen Seiten zu zeigen.

Jetzt trat die Dame von vorhin ein, und die Marionette zog die Mütze ab und legte sie ängstlich erwartend bei sich hin. „Noch nicht schlafen ge-

gangen?" sagte jene, „was führen Sie für ein wildes Leben! die Phantasie ewig angespannt!" — „Phantasie?" fragte er verwundert, „was meinen Sie damit? Ich verstehe die neuen Terminologien so selten, in denen Sie jetzt reden." — „Weil Sie sich für nichts Höheres interessieren; nicht einmal für das Tragische!" — „Tragisch? Ei, allerdings!" antwortete er selbstgefällig, „sehen Sie hier, ich lasse drei Delinquenten hinrichten!" — „O weh, welche Sentiments!" — „Wie? Ich dachte Ihnen eine Freude damit zu machen, weil in den Büchern, die Sie lesen, so viele ums Leben kommen. Deshalb habe ich auch, um Sie zu überraschen, die Hinrichtungen an Ihrem Geburtstage festgesetzt!" — „Mein Gott! Meine Nerven!" — „O weh, Sie bekommen den Zufall jetzt so häufig, daß mir jedesmal bang im voraus wird!" — „Ach ja, Sie können leider dabei nicht helfen. Gehen Sie nur, ich bitte, und legen Sie sich schlafen!"

Das Gespräch war zu Ende, und er ging, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Ich beschloß in dem Augenblicke teuflisch genug, ihm noch, wo möglich, diese Nacht seine Frau in die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung auszuliefern, damit er Macht über sie erhielte.

Es währte nun auch gar nicht lange, als mein Mars zu seiner Venus schlich. Mir fehlte zum Vulkan, da ich von Natur hinkte und nicht zum besten aussah, eben wenig mehr als das goldne Netz, indes beschloß ich, in Ermangelung dessen, einige goldene Wahrheiten und Sittensprüchlein anzuwenden. Anfänglich ging es ganz leidlich zu; mein Bursche sündigte bloß an der Poesie durch eine zu materielle Tendenz seiner Schilderungen; er malte einen Himmel voll Nymphen und sich neckender Liebesgötter an den Betthimmel, unter dem er zu ruhen gedachte, den Weg dahin bestreute er mit Vexierrosen, die er zahlreich in zierlichen Redefloskeln von sich warf, und die Dornen, die ihm dann und wann die Füße verwunden wollten, umging er durch leichte frivole Wendungen.

Als der Sünder sich nun aber so in ein poetisches Element versetzt und die Moral völlig, dem Geiste der neuesten Theorien gemäß, abgewiesen hatte, der grünseidne Vorhang vor der Glastür herabrollte und das Ganze ein Gardinenstück zu werden begann, wandte ich rasch mein antipoeticum an und stieß gellend in das Nachtwächterhorn, worauf ich mich auf ein leeres Piedestal, das für die Statue der Gerechtigkeit, die bis jetzt noch in der Arbeit, bestimmt war, schwang und still und unbeweglich stehen blieb.

Der furchtbare Ton hatte die beiden aus der Poesie und den Ehemann

aus dem Schlafe geschreckt, und alle drei eilten plötzlich zu gleicher Zeit aus zwei verschiedenen Türen.

„Der steinerne Gast", rief der Liebhaber schaudernd, indem er mich erblickte; „ah, meine Gerechtigkeit!" der Ehemann, „ist sie endlich fertig geworden; wie unerwartet hast du mich dadurch überrascht, Liebchen!" — „Reiner Irrtum", sagte ich, „die Gerechtigkeit liegt noch immer drüben beim Bildhauer, und ich habe mich nur provisorisch auf das Piedestal gestellt, damit es, bei besonders wichtigen Gelegenheiten, nicht ganz leer sei. Es bleibt zwar immer mit mir nur ein Notbehelf, denn die Gerechtigkeit ist kalt wie Marmor und hat kein Herz in der steinernen Brust, ich aber bin ein armer Schelm voll sentimentaler Weichlichkeit und gar dann und wann etwas poetisch gestimmt; indes, bei gewöhnlichen Fällen für das Haus mag ich immer gut genug sein und, wenn es not tut, einen steinernen Gast abgeben. Solche Gäste haben das für sich, daß sie nicht miteſſen und auch nicht warm werden, wo es Schaden bringen könnte, dagegen die andern leicht Feuer fangen und es dem Hausherrn vor der Stirn heiß machen, wie mir das Beispiel nahe liegt."

„Ei, ei, mein Gott, was ist denn das?" stammelte der Ehemann.

„Daß die Stummen zu reden anfangen, meinen Sie? das fließt aus der Frivolität des Zeitalters. Man sollte nie den Teufel an die Wand malen. Unsere jungen Herren von Welt setzen sich aber darüber hinaus und mißbrauchen dergleichen bei schwachen Seelen, um sich von der heroischen Seite zu zeigen. Da habe ich nun meinen Mann beim Worte genommen, ob ich gleich eigentlich nicht hieher gehöre, sondern draußen auf dem Markte stehe im grauen Mantel als heiliger Crispinus von Stein."

„Du Gott, was soll man davon denken!" fuhr jener beängstet fort, „es ist gar nicht in der Ordnung und ein unerhörter Fall!"

„Für den Rechtsgelehrten gewiß! Dieser Crispinus war nämlich ein Schuster, legte sich aber aus besonderer Frömmigkeit und einem wirklichen Überflusse von Tugend auf die Dieberei und stahl das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Was läßt sich da entscheiden, reden Sie selbst! Ich sehe keinen andern Ausweg, als ihn zuerst zu hängen und nachher zu kanonisieren. Aus ähnlichen Gründen müßte man z. B. gegen Ehebrecher verfahren, die bloß, um den Hausfrieden aufrechtzuerhalten, gegen die Gesetze verstoßen; der animus ist hier offenbar ein löblicher, und darauf kommt's doch hauptsächlich an. Wie manche Frau würde nicht ihren

Mann zu Tode quälen, wenn nicht ein solcher Hausfreund sich einfände und aus reiner Moralität zum Schurken würde. Hier stehe ich eigentlich an meinem Thema, und wir können nun in Gottes Namen die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung aufschlagen. — Doch ich sehe, daß die Inquisiten bereits beide in Ohnmacht liegen; da müssen wir im Prozesse eine Pause machen!"

„Inquisiten?" fragte der Ehemann mechanisch. „Ich sehe keine, die dort ist meine Ehehälfte!" —

„Schon gut, wir wollen fürs erste bei ihr stehen bleiben. Ehehälfte! Ganz recht! das heißt: das Kreuz oder die Qual in der Ehe — und wahrhaftig, das ist schon eine exemplarische Ehe, wo dieses Kreuz nur die Hälfte ausmacht. Seid Ihr nun, als die zweite Hälfte, der Ehesegen, so ist Eure Ehe wirklich ein Himmel auf Erden."

„Der Ehesegen!" sagte jener mit einem tiefen Seufzer.

„Keine sentimentale Randglosse, lieber Freund, werfen wir hier vielmehr einen Blick auf den zweiten Inquisiten, der ebenfalls aus Schrecken, über den steinernen Gast, in Ohnmacht liegt. Wenn wir Personen von Rechts wegen Milderungsgründe aus moralischen Prinzipien herleiten dürften, so möchte ich schon sein Defensor sein und wollte wenigstens die Strafe des Köpfens, die die Carolina über ihn verhängt, von ihm abwenden; zumal da bei solchen Schächern das Köpfen doch nur in effigie angewandt werden kann, weil bei ihnen, ernstlich genommen, von einem Kopfe nie die Rede ist!"

„Die Karolina sollte auf einmal so grausam geworden sein!" sagte jener ganz konfus. „Vorhin schauderte sie doch noch, als ich vom Hinrichten sprach!"

„Ich verdenke es Euch nicht", antwortete ich, „daß Ihr beide Karolinen miteinander verwechselt; denn Eure lebende Karolina ist, als Ehekreuz und -folter, leicht mit der hochnotpeinlichen zu vertauschen, die ebenfalls keinen Himmel voll Geigen abhandelt. Ja, fast möchte ich behaupten, eine solche eheliche sei noch viel ärger als die kaiserliche, indem in dieser wenigstens in keinem einzigen Falle von lebenslänglicher Folter die Rede ist."

„Aber mein Gott, das kann doch nicht so fortgehen!" sagte er auf einmal wie zu sich kommend. „Man weiß nicht so recht mehr, ob man wacht oder träumt; ja, ich hätte Lust, mich zu betasten und zu zwicken, bloß um zu

sehen, ob ich wachte oder schliefe, wenn ich nicht darauf schwören wollte, vorher wirklich den Nachtwächter gehört zu haben!"

„Ei mein Gott!" rief ich aus. „Jetzt erwache ich; Ihr habt mich beim Namen gerufen, und es ist noch mein Glück, daß ich mich gerade nicht zu hoch befinde, etwa auf einem Dache, oder in einer dichterischen Begeisterung, um mir jetzt beim Herabfallen den Hals zu brechen. So aber stehe ich glücklicherweise nicht höher, als hier die Gerechtigkeit stehen soll, und da bleibe ich noch menschlich und unter den Menschen. Ihr starrt mich an und könnt Euch nicht darin finden; doch will ich's Euch sogleich lösen. Ich bin Nachtwächter hier, und zugleich Nachtwandler, wahrscheinlich weil sich beide Funktionen in einer Person vorstellen lassen. Wenn ich nun als Nachtwächter mein Amt verrichte, so kommt mir oft die Lust an, als Nachtwandler mich auf scharfe Spitzen, wie auf Dachspitzen oder andere kritische Stellen in dieser Art zu begeben; und so bin ich denn auch wahrscheinlich hier auf das Piedestal der Themis gekommen. Es ist eine verzweifelte Laune, die mich noch um den Hals bringen kann; indes fügte es sich doch oft, daß ich dadurch die guten Einwohner dieser Stadt auf eine eigene Weise vor Diebstählen gesichert habe, eben weil ich in alle Winkel zu kriechen pflege und das gerade die unschädlichsten Diebe sind, die ihr Handwerk nur draußen herum an den Läden mit Brechstangen exerzieren. Dieser Punkt, glaub' ich, entschuldigt mich; und somit gehe es Euch wohl!"

Ich entfernte mich und ließ den Ehemann und die andern beiden, die nun auch wieder zu sich gekommen waren, erstaunt zurück. Wie sie nachher sich noch miteinander unterhalten haben, weiß ich nicht.

Vierte Nachtwache

Zu den Lieblingsörtern, an denen ich mich während meiner Nachtwachen aufzuhalten pflege, gehört der Vorsprung in dem alten gotischen Dome. Hier sitze ich bei dem dämmernden Scheine der einzigen immer brennenden Lampe und komme mir oft selbst wie ein Nachtgeist vor. Der Ort lädt zu Betrachtungen ein; heute führte es mich auf meine eigene Geschichte, und ich blätterte, gleichsam aus Langerweile, mein Lebensbuch auf, das verwirrt und toll genug geschrieben ist.

Gleich auf dem ersten Blatte sieht es bedenklich aus, und pagina V handelt nicht von meiner Geburt, sondern vom Schatzgraben. Hier sieht man mystische Zeichen aus der Kabbala und auf dem erklärenden Holzschnitte einen nicht gewöhnlichen Schuhmacher, der das Schuhmachen aufgeben will, um Gold machen zu lernen. Eine Zigeunerin steht daneben, gelb und unkenntlich und das Haar struppig um die Stirn gezaufet; sie unterrichtet ihn im Schatzgraben, gibt ihm eine Wünschelrute und zeigt auch genau den Ort an, wo er in drei Tagen einen Schatz heben soll. Ich habe heute bloß die Laune, mich bei den Holzschnitten in dem Buche aufzuhalten, und somit gehe ich zum

zweiten Holzschnitte

über. Hier ist der Schuhmacher wieder, ohne die Zigeunerin; sein Gesicht ist diesmal dem Künstler schon weit ausdrucksvoller gelungen. Es hat kräftige Züge und zeigt an, daß der Mann nicht bloß bei den Füßen stehengeblieben, sondern ultra crepidam gegangen ist. Er ist ein satirischer Beitrag zu den Fehlgriffen des Genies und macht es einleuchtend, wie derjenige, der ein guter Hutmacher geworden wäre, einen schlechten Schuhmacher abgeben muß, und auch im Gegenteile, wenn man das Beispiel auf den Kopf stellt. — Das Lokale ist ein Kreuzweg, die schwarzen Striche sollen die Nacht anschaulich machen und das Zickzack am Himmel einen Blitz bedeuten. Es ist klar, ein anderer ehrlicher Mann von Handwerke liefe bei solchen Umgebungen davon; unser Genie aber läßt sich nicht stören. Er hat bereits aus einer Vertiefung eine schwere Truhe gehoben; und ist auch schon darüber aus gewesen, sein erobertes Schatzkästlein zu öffnen. Doch, o Himmel, sein Inhalt ist wohl nur allein für den kuriosen Liebhaber ein Schatz zu nennen — denn ich selbst befinde mich leibhaft in dem Kästlein, und zwar ohne alle fahrende Habe und schon ein ganz fertiger Weltbürger.

Was mein Schatzgräber für Betrachtungen über seinen Fund angestellt hat, davon steht nichts auf dem Holzschnitte, weil der Künstler die Grenzen seiner Kunst nicht im mindesten hat überschreiten wollen.

Dritter Holzschnitt

Hier ist ein gewiegter Kommentator vonnöten. — Auf einem Buche sitze ich, aus einem lese ich; mein Adoptivvater beschäftigt sich mit einem

44282

Schuhe, scheint aber zugleich eigenen Betrachtungen über die Unsterblichkeit Raum zu geben. Das Buch, worauf ich sitze, enthält Hans Sachsens Fastnachtsspiele, das, woraus ich lese, ist Jakob Böhmens Morgenröte, sie sind der Kern aus unserer Hausbibliothek, weil beide Verfasser zunftfähige Schuhmacher und Poeten waren.

Weiter mag ich nicht im Erklären gehen, weil in dem Holzschnitte von meiner eigenen Originalität zuviel die Rede ist. Ich lese also lieber das hiezugehörige

dritte Kapitel

für mich in der Stille. Es ist von meinem Schuhmacher, der, soweit es ging, meinen Lebenslauf selbst fortgeführt hat, verfaßt und hebt so an: „Wunderlich wird mir gar oft zumute, wenn ich den Kreuzgang betrachte." — Es war nämlich dem Gebrauche gemäß, der Ort, wo ich gefunden, bei meiner Taufe, zu mir Gevatter geworden. — „Über einen gewöhnlichen Leisten kann ich ihn nicht schlagen, denn es ist etwas Überschwengliches in ihm, etwa wie in dem alten Böhme, der auch schon früh über dem Schuhmachen sich vertiefte und ins Geheimnis verfiel. So auch er; kommen ihm doch ganz gewöhnliche Dinge höchst ungewöhnlich vor; wie z. B. ein Sonnenaufgang, der sich doch tagtäglich zuträgt, und wobei wir andern Menschenkinder eben nichts Absonderliches zu denken pflegen. So auch die Sterne am Himmel und die Blumen auf der Erde, die er oft untereinander sich besprechen und gar wundersamen Verkehr treiben läßt. Hat er mich doch neulich über einen Schuh gar konfus gemacht, indem er mich anfangs über die Bestandteile desselben befragte, und als ich ihm darauf Rede und Antwort gegeben hatte, plötzlich über jede einzelne Substanz Aufklärung verlangte, immer höher und höher sich verstieg, erst in die Naturwissenschaften, indem er das Leder auf den Ochsen zurückführte, dann gar noch weiter, bis ich mich zuletzt mit meinem Schuhe hoch oben in der Theologie befand und er mir gradheraus sagte, daß ich in meinem Fache ein Stümper sei, weil ich ihm darin nicht bis zum letzten Grunde Auskunft geben könnte. Ebenfalls nennt er die Blumen oft eine Schrift, die wir nur nicht zu lesen verständen, desgleichen auch die bunten Gesteine. Er hofft, diese Sprache noch einst zu lernen, und verspricht, dann gar wundersame Dinge daraus mitzuteilen. Oft behorcht er ganz heimlich die Mücken oder Fliegen, wenn sie im Sonnenschein summen, weil er glaubt, sie unterredeten sich über wichtige Gegenstände, von denen bis jetzt noch

19339

kein Mensch etwas ahnete: Schwatzt er den Gesellen und Lehrburschen in der Werkstatt dergleichen vor und sie lachen über ihn, so erklärt er sie sehr ernsthaft für Blinde und Taube, die weder sähen noch hörten, was um sie her vorginge. Jetzt sitzt er Tag und Nacht beim Jakob Böhme und Hans Sachs, welches zween gar absonderliche Schuhmacher waren, aus denen auch zu ihrer Zeit niemand klug werden konnte. —

Soviel ist mir sonnenklar; ein gewöhnliches Menschenkind ist dieser Kreuzgang nicht, bin ich doch auch auf keine gewöhnliche Weise zu ihm gekommen.

Nie wird mir der Abend aus dem Sinne kommen, als ich unmutig über meinen wenigen Verdienst hier auf dem Dreifuße eingeschlummert war; — daß es gerade ein Dreifuß sein mußte, soll, wie man mir sagt, nicht ohne Einfluß gewesen sein — es träumte mir, wie ich einen Schatz fände in einer verschlossenen Truhe, doch gebot man mir, diese Truhe nicht eher zu öffnen, bis ich erwacht sein würde. Das war alles so deutlich und selbst verständig, indem Traum und Wachen sich ganz klar voneinander unterschieden, daß es mir nie wieder aus dem Kopfe wollte und ich zuletzt mit einer Zigeunerin Bekanntschaft machte, um den Versuch wirklich anzustellen.

Es ging alles in der Ordnung; ich hob die Truhe, die ich im Traume gesehen, besann mich zuvor, ob ich wirklich wachte, und öffnete sie dann; aber statt des Goldes, was ich erwartete, hatte ich dieses Wunderkind aus der Erde gehoben.

Anfangs war ich wohl etwas betreten darüber, weil solch ein lebendiger Schatz zum mindesten von einem toten begleitet sein muß, wenn ein übriges dabei herauskommen soll, und der Bube war mutternackt und lachte noch dazu darüber, als ich ihn darauf ansah. Als ich mich besonnen hatte, nahm ich indes die Sache tiefer und hatte meine eigenen Gedanken dabei, weshalb ich meinen Schatz sorgsam nach Hause trug."

So weit mein ehrlicher Schuhmacher, als ich plötzlich durch eine sonderbare Erscheinung unterbrochen wurde. Eine große männliche Gestalt, in einen Mantel gehüllt, schritt durch das Gewölbe und blieb auf einem Grabsteine stehen. Ich schlich mich leise hinter eine Säule, wo ich ihr nahe war, da warf sie den Mantel von sich, und ich erblickte hinter schwarzen, tief über die Stirne herabtretenden Haaren ein finsteres, feindliches Antlitz mit einem südlichen blaßgrauen Kolorit.

Ich trete immer vor ein fremdes ungewöhnliches Menschenleben mit denselben Gefühlen hin wie vor den Vorhang, hinter dem ein Shakespearesches Schauspiel aufgeführt werden soll; und am liebsten ist es mir, wenn jenes so wie dieses ein Trauerspiel ist, wie ich denn auch neben dem echten Ernst nur tragischen Spaß leiden mag, und solche Narren wie im König Lear; eben weil diese allein wahrhaft keck sind und die Possenreißerei en gros treiben und ohne Rücksichten, über das ganze Menschenleben. Die kleinen Witzbolde und gutmütigen Komödienverfasser dagegen, die sich nur bloß in den Familien umhertreiben und nicht, wie Aristophanes, selbst über die Götter sich lustig zu machen wagen, sind mir herzlich zuwider, ebenso wie jene schwachen gerührten Seelen, die, statt ein ganzes Menschenleben zu zertrümmern, um den Menschen selbst darüber zu erheben, sich nur mit der kleinen Quälerei beschäftigen und neben ihrem Gefolterten den Arzt stehen haben, der ihnen genau die Grade der Tortur bestimmt, damit der arme Schelm, obgleich geradebrecht, doch mit dem Leben zuletzt noch davongehen kann; als ob das Leben das Höchste wäre, und nicht vielmehr der Mensch, der doch weiter geht als das Leben, das gerade nur den ersten Akt und den inferno in der divina comedia, durch die er, um sein Ideal zu suchen, hinwandelt, ausmacht. —

Mein Mann, der hier nahe vor mir auf dem Grabsteine kniete, einen blankgeschliffenen Dolch, den er aus einer schön gearbeiteten Scheide gezogen, in der Hand, schien mir echt tragischer Natur zu sein und fesselte mich in seine Nähe.

Feuerlärm hatte ich eben nicht Lust zu machen, im Falle er etwas Ernsthaftes unternehmen würde, ebensowenig wollte ich als Vertrauter in der Kulisse stehen, um im fünften Akte bei dem Stichworte zu rechter Zeit bereit zu sein, meinem Helden den Arm zu halten; denn sein Leben kam mir vor gleichsam wie die schön gearbeitete Scheide in seiner Hand, die in der bunten Hülle den Dolch verbarg, oder wie der Blumenkorb der Kleopatra, unter dessen Rosen die giftige Schlange lauschte, und wo das Drama des Lebens sich einmal so zusammengestellt hat, muß man die tragische Katastrophe nicht abwenden wollen.

Ich hatte einen König Saul, als ich noch Marionettendirekteur war, dem er aufs Haar glich; auch in allen seinen Manieren — grade solche hölzerne mechanische Bewegungen und einen so steinernen antiken Stil, wodurch sich Marionettentruppen vor lebenden Schauspielern auszeichnen,

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

die heutzutage auf unsern Theatern nicht einmal auf die rechte Weise zu sterben verstehen.

Es war schon alles dicht bis zum Niederfallen des Vorhangs beendigt, da blieb dem Manne plötzlich der schon zum Todesstoße aufgehobene Arm erstarrt, und er kniete wie ein steinernes Denkbild auf dem Grabsteine. Zwischen der Dolchspitze und der Brust, die sie durchschneiden sollte, war kaum noch einer Spanne weit Raum, und der Tod stand ganz dicht an dem Leben, doch schien die Zeit aufgehört zu haben und nicht mehr fortrücken zu wollen und der eine Moment zur Ewigkeit geworden zu sein, die auf immer alle Veränderung aufgehoben.

Mir wurde es ganz unheimlich, ich sah erschrocken hinauf nach dem Zifferblatte der Kirchenuhr, auch hier stand der Zeiger still und grade auf der Mitternachtszahl. Ich schien mir gelähmt, und ringsum war alles unbeweglich und tot; der Mann auf dem Grabe, der Dom mit seinen starren hohen Säulen und Monumenten und den umherknieenden steinernen Rittern und Heiligen, die unbeweglich auf eine neue hereinbrechende Zeit und ein Fortschreiten in derselben, wodurch sie entfesselt würden, zu harren schienen.

Jetzt war's vorüber, das Räderwerk der Uhr machte sich Luft, der Zeiger rückte fort, und der erste Schlag der Mitternachtsstunde hallte langsam durch das öde Gewölbe. Da schien, wie durch das Anziehen des Uhrwerks, der Mann auf dem Grabe wieder Bewegung zu erhalten, der Dolch rollte rasselnd auf dem Steine hin und zerbrach.

„Verwünscht sei die Starrsucht", sagte er kalt, wie wenn er's schon gewohnt wäre, „sie läßt mich nie den Stoß vollführen!" – Damit stand er, wie wenn nichts weiter vorgefallen wäre, auf und wollte sich wieder entfernen.

„Du gefällst mir", rief ich, „es ist doch Haltung in deinem Leben und echte tragische Ruhe. Ich liebe die große klassische Würde im Menschen, die viel Worte haßt, wo viel getan werden soll; und ein solcher salto mortale wie der, zu dem du eben bereit warst, ist doch nichts Kleines und gehört zu den Forcestücken, die man bis zuletzt aufspart."

„Kannst du mir zu dem Sprunge verhelfen", sagte er finster, „so ist's gut; sonst bemühe dich nicht weiter in Lobsprüchen und Bemerkungen. Über die Kunst zu leben ist mehr als zuviel geschrieben, doch suche ich noch immer einen Traktat, über die Kunst zu sterben, vergeblich; und ich kann nicht sterben!"

„O besäßen doch dieses dein Talent manche von unsern beliebten Schriftstellern!“ rief ich aus, „ihre Werke könnten dann immerhin Ephemeren bleiben, wären sie selbst doch unsterblich, und könnten ihre ephemerische Schriftstellerei ewig fortsetzen und bis zum Jüngsten Tage beliebt bleiben. Leider aber kommt für sie die Stunde nur zu früh, in der sie und ihre Eintagsfliegen mit ihnen sterben müssen. — O Freund, könnte ich dich doch in diesem Augenblicke zu einem Kotzebue erheben, dieser Kotzebue ginge dann nie unter, und selbst am Ende aller Dinge lägen noch seine letzten Werke in dem Hogarthschen Schwanzstücke, und die Zeit könnte ihre letzte Pfeife, die sie da raucht, mit einer Szene aus seinem letzten Drama anbrennen und so begeistert in die Ewigkeit übergehen!!“

Der Mann wollte jetzt still abtreten, und ohne, wie ein schlechter Akteur, noch zum Schlusse eine gewaltige Tirade zu machen; ich aber hielt ihn bei der Hand und sagte: „Nicht so eilig, Freund, ist es doch nicht nötig, da du immer Zeit hast, solange nur überhaupt von der Zeit selbst die Rede sein kann; denn aus deinen Worten zu schließen, halte ich dich für den Ewigen Juden, der, weil er das Unsterbliche lästerte, zur Strafe schon hier unten unsterblich geworden ist, wo alles um ihn her vergeht. Du siehst finster, du einziger Mensch, dessen Leben der Zeiger der Zeit, der als ein scharfes, nie im Morden innehaltendes Schwert auf dem Zifferblatte umherfliegt, nimmer durchschneiden soll, und der nicht eher vergehen kann, als bis ihr eisernes Räderwerk selbst zertrümmert. Nimm die Sache von der leichten Seite; denn es ist doch spaßhaft und der Mühe wert, dieser großen Tragikomödie der Weltgeschichte bis zum letzten Akte als Zuschauer beizuwohnen, und du kannst dir zuletzt das ganz eigne Vergnügen machen, wenn du am Ende aller Dinge über der allgemeinen Sündflut auf dem letzten hervorragenden Berggipfel als einzig Übriggebliebener stehst, das ganze Stück, auf deine eigene Hand, auszupfeifen und dich dann wild und zornig, ein zweiter Prometheus, in den Abgrund zu stürzen.“

„Pfeifen will ich“, sagte der Mann trotzig, „hätte mich nur der Dichter nicht selbst mit ins Stück verflochten als handelnde Person; das verzeih' ich ihm nimmer!“

„Um so besser!“ rief ich, „da gibt es wohl gar noch zu guter Letzt eine Revolte im Stücke selbst, und der erste Held empört sich gegen seinen Verfasser. Ist das doch auch in der der großen Weltkomödie nachgeäfften kleinen nicht selten, und der Held wächst am Ende dem Dichter über den

Kopf, daß er ihn nicht mehr bezwingen kann. — O ich hätte wohl Lust, deine Geschichte anzuhören, du ewig Reisender, um darüber mich auszuschütten vor Lachen; wie ich denn oft bei einer echten ernsten Tragödie brav zu lachen pflege und im Gegenteile beim guten Possenspiele dann und wann weinen muß, indem das wahrhaft Kühne und Große immer zugleich von den beiden entgegengesetzten Seiten aufgefaßt werden kann!"

„Ich verstehe dich, Spaßvogel", sagte der Mann. „Bin auch gerade jetzt wild genug, um zu lachen und dir meine Geschichte zu erzählen. Doch, beim Himmel, laß dir keine ernste Miene dabei entwischen, sonst machst du mich in dem Augenblicke stumm!"

„Sorge nicht, Kamerad, ich lache mit", antwortete ich, und jener setzte sich unter eine steinerne, am Grabe betende Ritterfamilie und hub an:

„Es ist, du wirst mir's zugeben, verdammt langweilig, seine eigene Geschichte von Perioden zu Perioden, so recht gemütlich, aufzurollen; ich bringe sie deshalb lieber in Handlung und führe sie als ein Marionettenspiel mit dem Hanswurst auf; da wird das Ganze anschaulicher und possierlicher.

Zuerst gibt es eine Mozartsche Symphonie, von schlechten Dorfmusikanten exekutiert, das paßt so recht zu einem verpfuschten Leben und erhebt das Gemüt durch die großen Gedanken, indem man zugleich bei dem Gekratze des Teufels werden möchte. — Dann kommt der Hanswurst und entschuldigt den Marionettendirektor, weil er es wie unser Herrgott gemacht und die wichtigsten Rollen den talentlosesten Akteuren anvertraut habe; er leitet grade daraus aber auch wieder das Gute her, daß das Stück rührend ausfallen müsse, eben wie es bei großen tragischen Stoffen der Fall sei, die durch kleine gewöhnliche Dichter bearbeitet würden. Über das Leben und den Zeitcharakter macht er die höchst albernen Bemerkungen, daß beide jetzt mehr rührend als komisch seien und daß man jetzt weniger über die Menschen lachen als weinen könne, weshalb er denn auch selbst ein moralischer und ernsthafter Narr geworden und immer nur im edlen Genre sich zeige, wo er vielen Applaus bekäme.

Darauf treten die hölzernen Puppen selbst auf; zwei Brüder ohne Herzen umarmen sich, und der Hanswurst lacht über das Zusammenklappern der Arme und über den Kuß, wobei sie die steifen Lippen nicht bewegen können. Der eine hölzerne Bruder bleibt im Marionettencharakter und drückt sich unendlich steif aus, macht auch lange trockene

Perioden, worin gar kein Leben hineinkommen will, und die deshalb Muster im prosaischen Stile abgeben. Die andere Puppe aber möchte gern einen lebendigen Akteur affektieren und spricht hin und wieder in schlechten Jamben, reimt auch wohl gar zu Zeiten die Endsilben, und der Hanswurst nickt dabei mit dem Kopfe und hält eine Rede über die Wärme des Gefühls in einer Marionette und über den eleganten Vortrag bei tragischen Gedichten. — Darauf geben sich die Brüder die hölzernen Hände und gehen ab. Der Hanswurst tanzt ein Solo zur Zugabe, und dann redet im Zwischenakte Mozart wieder durch die Dorfmusikanten.

Jetzt geht's weiter. Zwei neue Puppen treten auf, eine Kolombine mit einem Pagen, der den Sonnenschirm über sie ausspannt; die Kolombine ist die prima donna der Gesellschaft und ohne Schmeichelei das Meisterstück des Formenschneiders. Wahrhaft griechische Konture, und alles an ihr ins Ideale hinübergearbeitet. Der eine Bruder kommt, derjenige, der vorher in Prosa sprach; er erblickt sie, schlägt sich auf die Stelle des Herzens, redet darauf plötzlich in Versen, reimt alle Endsilben, oder bringt die Assonanz in A und O an, daß die Kolombine darüber erschrickt und mit dem Pagen davonläuft. Jener will ihr nachstürzen, rennt aber, weil der Marionettendirektor hier ein Versehen macht, sehr hart gegen den Hanswurst, der nun, aus dem Stegreife, eine sehr boshafte satirische Rede hält, worin er ihm dartut, daß es seinem Schöpfer — dem Marionettendirektor nämlich — nicht gefalle, ihm die Dame zu bestimmen, und daß dadurch eben das Stück recht toll und komisch werden würde, indem ein melancholischer Narr die possierlichste Person in einem Possenspiel abgäbe. — Die andere Puppe stößt Flüche aus, lästert sogar in Verzweiflung auf den Direktor, wobei den Zuschauern vor Lachen die Tränen aus den Augen stürzen. Zuletzt faßt sie aber doch noch Hoffnung, die Dame wiederzufinden, und beschließt wenigstens, das ganze Theater zu durchsuchen. Der Hanswurst begleitet sie.

Im dritten Akte erscheint die Kolombine wieder und tut sehr schön mit der andern Brudermarionette, sie singen auch ein zärtliches Duett miteinander und wechseln sodann die Ringe, worauf ein alter geschäftiger Pantalon mit Musikanten ankommt, die viel lustige Musik abspielen, wobei man nur allein die Töne nicht hört, was auf die Zuschauer einen sonderbaren Eindruck macht. Zuletzt wird bei der stummen Musik getanzt, und der Pantalon macht recht gute Bemerkungen über sein musikalisches Ge-

hör, verteidigt auch das Märchen, daß die Töne am Nordpol gefrören und nur im warmen Süden wieder auftaueten und hörbar würden. Das alles ist so sonderbar, daß man schlechterdings nicht weiß, ob man's ernsthaft oder lustig nehmen soll; einige gescheute Leute unter den Zuschauern halten's gar für toll.

Als jene beiden ersten endlich zu Bette gegangen sind, kommt der Hanswurst mit dem andern Bruder wieder. Dieser spricht, wie er weite Reisen von einem Pole zum andern gemacht und doch die Kolombine nicht gefunden, weshalb er verzweifeln und sich ums Leben bringen wollte. Der Hanswurst öffnet eine Klappe an der Brust der Marionette und findet wirklich jetzt zu seinem Erstaunen ein Herz darin, worüber er besorgt wird und in der Angst mehrere gescheute Ideen bekommt, z. B. daß alles in dem Leben, sowohl der Schmerz wie die Freude, nur Erscheinung sei, wobei nur bloß das ein böser Punkt, daß die Erscheinung selbst nie zur Erscheinung käme, weshalb die Marionetten es denn auch niemals ahneten, daß man sie zum besten hätte und bloß zum Zeitvertreibe mit ihnen spielte, sondern sich vielmehr sehr ernsthafte und bedeutende Personen dünkten. — Er will ihm darauf das Wesen einer Marionette selbst begreiflich machen, konfundiert sich aber beständig dabei und steht nach einer langen sehr drolligen Rede wieder am Ende da, wo er anfing. — Nun lacht er in der Stille hämisch ins Fäustchen und geht ab. —

Im vierten Akte treffen die beiden Brüder zusammen, und indem der mit dem Herzen redet, werden plötzlich die stummen Töne aus dem vorigen Akte hörbar und begleiten die Worte, worüber der Bruder ohne Herz ganz konfus wird. Arlequin kommt nun auch dazu und spottet über die Liebe, weil sie keine heroische Empfindung sei und nicht für das allgemeine Beste benutzt werden könne. Er fordert auch den Direktor auf, sie für die Folge ganz abzuschaffen und reine moralische Gefühle bei seiner Truppe einzuführen. Zuletzt bringt er auf eine Revision des Menschengeschlechts und auf einige höchstnötige Weltreparaturen; besteht auch sehr trotzig darauf, zu wissen, weshalb er den Narren eines ihm unbekannten Publikums abgeben müsse.

Nun wird eine tragische Situation sehr schlecht ausgeführt. Die schöne Kolombine erscheint nämlich, und als der Bruder ohne Herz sie dem andern als seine Gemahlin vorstellt, fällt dieser, ohne ein Wort zu sagen, höchst ungeschickt mit dem hölzernen Kopfe auf einen Stein. Jene beiden

laufen fort, um Hülfe zu senden; der Hanswurst aber hebt ihn auf, und indem er ihm die blutige Stirn abwischt, bittet er ihn ganz gelassen, daß, weil es keine Dinge an sich gäbe, er sich den Stein so wie die ganze Geschichte lieber aus dem Kopfe schlagen möge. Auch lobt er den Direktor, daß er das griechische Fatum abgeschafft und dafür eine moralische Theaterordnung eingeführt habe, nach der alles zuletzt sich gut auflösen müsse.

Der letzte Akt ist nun gar zum Totlachen. Erst werden alberne Walzer gespielt, um die Gemüter zu besänftigen; dann erscheint die Marionette mit dem Herzen und beweiset der Kolombine durch Syllogismen und Sophismen, daß der Direktor die Puppen vertauscht und sie, in einem Irrtume, seinem Bruder zur Gemahlin gegeben, da sie doch dem komischen Ausgange des Stücks gemäß ihm selbst gehöre. Die Kolombine scheint ihm zu glauben, will aber doch aus Moralität und Achtung gegen den Marionettendirektor es nicht gehabt haben, worauf er in Verzweiflung gerät und kurze Anstalt sie zu entführen macht. Sie stößt ihn verächtlich zurück, da gebärdet er sich wie ein Rasender, rennt die hölzerne Stirn gegen die Wand und wendet die Assonanz in U an. Zuletzt stürzt er fort und schleudert nur noch den schönen Pagen aus dem zweiten Akte, der eben schlaftrunken, im Nachtkleide, vorübergehen will, in das Zimmer, das er hinter sich zuschließt.

Nach einer kurzen Pause erscheint er wieder mit der Bruder-Marionette, die einen gezogenen Degen in der Hand hält und, nach einer kurzen steifen Tirade, erst den Pagen, dann die Kolombine und endlich sich selbst niederstößt. Der Bruder steht ganz stier und dumm unter den drei hölzernen Puppen, die ringsumher auf der Erde liegen; dann greift er, ohne ein Wort weiter zu sagen, ebenfalls nach dem Degen, um auch sich selbst zu guter Letzt hinterher zu senden; doch in diesem Augenblicke reißt der Draht, den der Direktor zu starr anzieht, und der Arm kann den Stoß nicht vollführen und hängt unbeweglich nieder; zugleich spricht es wie eine fremde Stimme aus dem Munde der Puppe und ruft: „Du sollst ewig leben!“

Nun erscheint der Hanswurst wieder, um ihn zu besänftigen und zu trösten, führt auch unter andern, als er es gar zu arg macht, ärgerlich an, wie albern es sei, wenn es einer Marionette einfiele, über sich selbst zu reflektieren, da sie doch bloß der Laune des Direktors gemäß sich betragen müsse, der sie wieder in den Kasten lege, wenn es ihm gefiele. Dann sagt er auch manches Gute über die Freiheit des Willens und über den Wahn-

sinn in einem Marionettengehirne, den er ganz realistisch und vernünftig abhandelt; alles das, um der Puppe zu beweisen, wie toll es eigentlich von ihr sei, dergleichen Dinge sehr hoch zu nehmen, indem alles zuletzt doch auf ein Possenspiel hinausliefe und der Hanswurst im Grunde die einzige vernünftige Rolle in der ganzen Farce abgäbe, eben weil er die Farce nicht höher nähme als eine Farce."

Hier hielt der Mann einen Augenblick inne und sagte dann in recht lustig wilder Laune: „Da hast du das ganze Fastnachtsspiel, worin ich selbst den Bruder mit dem Herzen dargestellt habe. Ich finde es übrigens recht wohlgetan, seine Geschichte so in Holz zu schnitzen und abzuspielen, man kann dabei recht boshaft sein, ohne daß die Moralisten etwas dagegen einwenden und es eine Lästerung heißen dürfen. Auch erscheint alles recht erhaben unmotiviert, wie es doch in den ursprünglichen Verhältnissen wirklich ist, obgleich wir albernen Menschen im Kleinen gern motivieren mögen, dagegen unser Direktor es gar nicht tut und keine Rechenschaft gibt, weshalb er so manche verpfuschte Rolle, wie ich z. B. eine bin, in seinem Fastnachtsspiele nicht ausstreichen will. O schon seit vielen Menschenaltern habe ich mich bestrebt, aus dem Stücke herauszuspringen und dem Direktor zu entwischen, aber er läßt mich nicht fort, so pfiffig ich es auch anfangen mag. Das Überdrüssigste dabei ist die Langeweile, die ich immer mehr empfinde; denn du sollst wissen, daß ich hier unten schon viele Jahrhunderte als Akteur gedient habe und eine von den stehenden italienischen Masken bin, die gar nicht vom Theater herunterkommen.

Ich hab's auf alle Weise versucht. Anfangs gab ich mich bei den Gerichten an, als großen Bösewicht und dreifachen Mörder; sie untersuchten's und taten endlich den Ausspruch: ich müsse leben bleiben, indem sich aus meiner Defension ergäbe, wie ich nicht in bestimmten und ausdrücklichen Worten den Mord beauftragt und er mir nur höchstens als eine geistige Handlung zuzurechnen sei, die nicht vor ein forum externum gehöre. Ich verwünschte meinen Defensor, und die Folge war ein leichter Injurienprozeß, womit man mich laufen ließ.

Darauf nahm ich Kriegsdienste und versäumte keine Schlacht; doch zeichnete das Schicksal meinen Namen auf keine einzige Kugel, und der Tod umarmte mich auf der großen Walstätte unter tausend Sterbenden und zerriß seinen Lorbeerkranz, um ihn mit mir zu teilen. Ja, ich mußte nun gar in dem verhaßten Drama eine glänzende Heldenrolle übernehmen und

verwünschte knirschend meine Unsterblichkeit, die mir auf allen Seiten in den Weg trat.

Tausendmal setzte ich den Giftbecher an die Lippen, und tausendmal entstürzte er der Hand, ehe ich ihn leeren konnte. Zu jeder Mitternachtsstunde trete ich, wie die mechanische Figur an dem Zifferblatte einer Uhr, aus meiner Verborgenheit hervor, um den Todesstoß zu vollführen, gehe aber jedesmal, wenn der letzte Schlag verhallt ist, wie sie zurück, um sofort ins Unendliche wiederzukehren und abzugehen. O wüßte ich nur dieses immerfort sausende Räderwerk der Zeit selbst aufzufinden, um mich hineinzustürzen und es auseinanderzureißen, oder mich zerschmettern zu lassen. Die Sehnsucht, diesen Vorsatz auszuführen, bringt mich oft zur Verzweiflung; ja, ich mache selbst wie im Wahnsinne tausend Pläne, es möglich zu machen — dann schaue ich aber plötzlich tief in mich selbst hinein, wie in einen unermeßlichen Abgrund, in dem die Zeit wie ein unterirdischer, nie versiegender Strom dumpf dahinrauscht, und aus der finsteren Tiefe schallt das Wort ewig einsam herauf, und ich stürze schaudernd vor mir selbst zurück und kann mir doch nimmer entfliehen."

Hier endete der Mann, und in mir stieg die heiße Sehnsucht auf, dem armen Schlaflosen das wohltätige Opium mit eigener Hand zu reichen und ihm den langen, süßen Schlaf, nach dem sein heißes, überwachtes Auge vergeblich schmachtete, zuzuführen. Doch fürchtete ich, daß in dem entscheidenden Augenblicke sein Wahnsinn von ihm weichen könnte und er, sterbend, das Leben, eben um der Vergänglichkeit willen, wieder liebgewinnen möchte. O, aus diesem Widerspruche ist ja der Mensch geschaffen; er liebt das Leben um des Todes willen, und er würde es hassen, wenn das, was er fürchtet, vor ihm verschwunden wäre.

So konnte ich nichts für ihn tun und überließ ihn seinem Wahnsinn und seinem Schicksale.

Fünfte Nachtwache

Die vorige Nachtwache währte lange, die Folge war, wie bei jenem, Schlaflosigkeit, und ich mußte den hellen prosaischen Tag, den ich sonst meiner Gewohnheit gemäß, wie die Spanier, zur Nacht mache, durchwachen und mich in dem bürgerlichen Leben und unter den vielen wachen Schläfern langweilen.

Da konnte ich nun nichts Bessers tun, als mir meine poetisch tolle Nacht in klare langweilige Prosa übersetzen, und ich brachte das Leben des Wahnsinnigen recht motiviert und vernünftig zu Papiere und ließ es zur Lust und Ergötzlichkeit der gescheuten Tagwandler abdrucken. Eigentlich war es aber nur ein Mittel, mich zu ermüden, und ich wollte es in dieser Nachtwache mir vorlesen, um nicht zum zweiten Male mit der Prosa und dem Tage mich einlassen zu müssen.

Das geschieht denn auch nun jetzt ganz plan, wie folget:

„Don Juans Vaterland war das heiße, glühende Spanien, in dem Bäume und Menschen sich weit üppiger entfalten und das ganze Leben ein feurigeres Kolorit annimmt. Nur er allein schien wie ein nordischer Felsen in diesen ewigen Frühling versetzt zu sein, er stand kalt und unbeweglich da, und nur dann und wann lief ein Erdbeben unter ihm hin, daß sie erschraken und es ihnen unheimlich in seiner Nähe wurde.

Sein Bruder Don Ponce dagegen war jungfräulich mild, und wenn er sprach, blüheten seine Worte in Blumen auf und schlangen sich um das Leben, durch das er wie durch einen grün verhüllten Zaubergarten hinwandelte. Alle liebten ihn; Juan haßte ihn nicht, aber sein Ausdruck war ihm zuwider, weil er nichts ruhig und groß zu nehmen wußte, sondern alles durch überladene Verzierungen verkleinerte und überall seine bunten Schnörkel zuvor anpinseln mußte, um sich die Dinge gefällig zu machen, wie schlechte Poeten, die die üppig reiche Natur noch zum zweiten Male auszuschmücken versuchen, statt eine neue, selbständige durch eigene Kraft zu erschaffen.

Ohne Teilnahme lebten sie beieinander, und wenn sie sich umarmten, so schienen sie wie zwei erstarrte Tote auf dem Bernhard Brust gegen Brust gelehnt, so kalt war es in den Herzen, in denen weder Haß noch Liebe herrschte; nur Ponce hielt ihre unbeweglich lächelnde Maske vor das Gesicht und verschwendete viel freundliche Worte bei einem reinen angenehmen Vortrage ohne genialische Härten und herzliche Roheit. Juan wurde dann nur spröder und zurückstoßender, und dieser strenge Norden wehete feindlich in den milden Süden, daß die erkünstelten Blumen schnell entblätterten.

Das Schicksal schien sich zu erzürnen über die Gleichgültigkeit zweier verwandten Herzen, und es warf tückisch Haß und Aufruhr zwischen sie, damit sie, die die Liebe verschmäht hatten, als zornige Feinde sich einander nähern möchten. —

Es war zu Sevilla, als Juan unteilnehmend einem Stiergefecht bei-

wohnte. Sein Blick schweifte von dem Amphitheater ab, über die übereinander emporsteigenden Reihen der Zuschauer und haftete weniger bei der lebenden Menge als den bunten phantastischen Verzierungen und den gestickten Teppichen, die die Balustraden bedeckten. Endlich wurde er auf eine einzige noch leere Loge aufmerksam, und er starrte mechanisch dahin, wie wenn hier erst der Vorhang des wahren Schauspiels für ihn sich heben würde. Nach einer langen Pause erschien eine einzelne, ganz in schwarze Schleier gehüllte hohe weibliche Gestalt und hinter ihr ein bildschöner Page, der durch den ausgespannten Sonnenschirm sie vor der Hitze schützte. Sie blieb unbeweglich auf der Tribüne stehen, und ebenso unbeweglich stand ihr Juan gegenüber; es war ihm, als wenn das Rätsel seines Lebens hinter diesen Schleiern verborgen wäre, und doch fürchtete er den Augenblick, wenn sie fallen würden, wie wenn ein blutiger Bankos-Geist sich daraus erheben sollte.

Endlich war der Moment gekommen, und wie eine weiße Lilie blühete eine zauberische weibliche Gestalt aus den Gewändern auf, ihre Wangen schienen ohne Leben, und die kaum gefärbten Lippen waren still geschlossen; so glich sie mehr dem bedeutungsvollen Bilde eines wunderbaren übermenschlichen Wesens, als einem irdischen Weibe.

Juan fühlte zugleich Entsetzen und heiße, wilde Liebe, es verwirrte sich tief in ihm, und ein lauter Schrei war die einzige Äußerung, die seinem Munde entfuhr. Die Unbekannte blickte rasch und scharf nach ihm hin, warf in demselben Augenblicke die Schleier über und war verschwunden.

Juan eilte ihr nach und fand sie nicht. Er durchstrich Sevilla — vergeblich; Angst und Liebe trieben ihn fort und wieder zurück, doch aber erschien ihm oft in einzelnen schnell vorüberfliegenden Sekunden der Augenblick, in dem er sie finden würde, ebenso entsetzlich als erwünscht; er bemühete sich, diese Ahnung nur ein einziges Mal festzuhalten, um sie zu begreifen, aber sie rauschte jedesmal wie ein nächtlicher Traum schnell an ihm vorüber, und wenn er sich besann, war es wieder dunkel und alles in seinem Gedächtnisse ausgelöscht. —

Dreimal hatte er ganz Spanien durchkreiset, ohne das blasse Antlitz wieder zu treffen, das tödlich und liebend zugleich in sein Leben zu schauen schien; endlich trieb ihn ein unwiderstehliches Heimweh nach Sevilla zurück; und der erste, der ihm dort begegnete, war Ponce.

Beide Brüder schienen voreinander zu erschrecken, denn beide waren ein-

ander fremd bis zum Rätsel geworden. Juans Härte war verschwunden, und er stand ganz in Flammen wie ein Vulkan, durch dessen tausendjährige Schichten das innere Feuer sich mit einem Male Luft machte; aber in seiner Nähe schien es jetzt nur um so gefährlicher. Ponces ehemalige Milde dagegen war zur Sprödigkeit geworden, und er stand kalt neben dem glühenden Bruder da, aller falscher Flitter war von seinem Leben abgefallen, und er glich einem Baume, der, seines vergänglichen Frühlingsschmuckes beraubt, die nackten Äste starr und verworren in die Lüfte ausstreckt. — So entzündet derselbe Blitzstrahl einen Wald, daß er tausend Nächte hindurch den Horizont beleuchtet, indes er flüchtig über die Heide hinfährt und nur die spärlichen Blumen versengt, daß sie verdorren und keine Spur zurücklassen.

Kalt höflich bat Ponce Don Juan, ihn zu seiner Wohnung zu begleiten, damit er ihm seine Gemahlin vorstellen könne. Juan folgte mechanisch. Es war eben die Zeit der Siesta; die Brüder traten in einen von dichtem Weinlaube umhüllten Pavillon — da ruhete an einem marmornen Denksteine eben die blasse Gestalt schlummernd und unbeweglich, neben dem steinernen Genius des Todes, dessen umgestürzte Fackel ihre Brust berührte. Juan stand starr und eingewurzelt, die finstere Ahnung stieg rasch vor seinem Geiste auf und verschwand nicht wieder, und wurde furchtbar deutlich, wie das sich plötzlich auflösende Rätsel des Ödipus. Dann verließen ihn die Sinne, und er sank bewußtlos auf den Stein nieder.

Als er wieder erwachte, fand er sich allein, und nur der stumme ernste Jüngling war bei ihm zurückgeblieben. Sturm und Aufruhr im Innern, stürzte er hinaus ins Freie. —

Und alles war um ihn her verwandelt und anders worden; die alte Zeit schien sich wiederzugebären, und das graue Schicksal erwachte aus seinem tiefen Schlafe und herrschte wieder über Erde und Himmel. Eine Furie verfolgte ihn, wie den Orestes, auf jedem Schritte und hob oft tückisch das Schlangenhaar und zeigte ihm ihr schönes Antlitz. —

Ponce mußte auf längere Zeit Sevilla verlassen, da schlich Don Juan aus seiner tiefen Verborgenheit hervor wie ein lichtscheuer Verbrecher. In seiner Seele war alles fest und entschieden, doch floh er seinen eigenen Umgang, um dem dunkeln Gefühle keine Worte zu geben und sich nicht gegen sich selbst erklären zu müssen. So suchte er, gegen sich geheimnis-

voll, Ponces Landgut auf und trat in Donna Ines' Zimmer; sie erkannte ihn rasch, und die weiße Rose blühete zum ersten Male rot und glühend auf, und die Liebe belebte Pygmalions kaltes Wunderbild. Die Abendsonne brannte durch Laub und Blüten, und Ines schob kindlich schuldlos den Wangenpurpur dem Himmelsfeuer zu, das sie anstrahlte: dann ergriff sie bebend die Harfe, und wie Juan ihr Spiel mit der Flöte begleitete, hub das verbotene Gespräch ohne Worte an, und die Töne bekannten und erwiderten Liebe. So blieb's, bis Juan kühner wurde, die mystische Hieroglyphe verschmähete und die schöne geheimnisvolle Sünde in heller Rede offenbarte. Da schwand die Dämmerung vor der Unschuldigen, sie schien erst jetzt wie durch einen feindlichen Fackelglanz alles um sich her zu erkennen und nannte zum ersten Male schaudernd und erschrocken den Namen „Bruder!"

Die Sonne ging in demselben Augenblicke unter, und das eben noch gefärbte Antlitz war schnell wieder blaß wie zuvor.

Juan verstummte; Ines zog die Glocke, und eben jener Page, schön wie der Liebesgott, trat in das Zimmer. — Juan entfernte sich, ohne ein Wort zu reden.

Es war schon ganz finster draußen im Walde, er schritt gedankenlos vor sich hin, plötzlich stand Don Ponce dicht vor ihm, rasch zog er den Dolch und führte wild den Stoß, — jetzt kam er zur Besinnung; der Dolch steckte tief in dem Stamme eines Baumes, und nur seine Phantasie hatte den Brudermord begangen.

Ponce kehrte endlich zurück, aber Ines gedachte der Stunde nicht gegen ihn und verhüllte Liebe und Vergehen tief in ihre Brust. Juan haßte den Tag und lebte von jetzt an nur in der Nacht, denn was in ihm vorging, war lichtscheu und gefährlich. Sobald es finster wurde, wandelte er jedesmal von dem Orte seines Aufenthalts hin nach Ponces Landgute und blickte nach Ines' Fenstern, doch wenn der Morgen wieder grauete, entfernte er sich wild und grollend. Einmal sah er Ines und den Pagen beim Lichtscheine, und seine Phantasie schuf ein Märchen, wie Ines ihn, des Jünglings wegen, zurückgesetzt habe und nur diesem die süßen Stunden der Nacht heimlich weihe; da schwur er in wilder Eifersucht dem schönen Knaben den Tod und beschloß, die erste Gelegenheit zur Ausführung zu ergreifen. — Das Licht auf ihrem Zimmer erlosch nicht, er wähnte den Pagen noch immer an ihrer Seite, harrte bebend vor Wut und Liebe bis

zur Mitternachtsstunde, dann schlich er, seiner nicht mehr mächtig, ein halb Wahnsinniger, hervor bis zur Tür des Hauses und fand sie nur angelehnt. Mit ungewissen, wankenden Schritten ging er vor sich hin und kam vor Ines' Zimmer — ein rascher Druck, und es war geöffnet.

Da lag die Blasse wieder wie an dem Sarkophage, das Nachtgewand war nur leicht um sie her gewunden, und in das Saitenspiel, das sie, noch schlummernd, an die Brust lehnte, schlangen sich braune Lockenkränze. Juans Lippen entfuhr unwillkürlich der Name seines Bruders, da glaubte er plötzlich in der Schlafenden die Furie zu erblicken, die zwischen ihnen beiden aufgestiegen, und die Locken, die das schöne Antlitz umwallten, schienen sich in Schlangen zu verwandeln. Dann war sie aber wieder das Weib seiner Liebe, und er sank, außer sich, zu ihren Füßen nieder und drückte seine heißen Lippen in ihre Brust. Sie taumelte erschrocken empor, erkannte ihn beim Scheine des Nachtlichts, stieß ihn mit heftiger Kraft von sich, und ihr Blick drückte Schauder und Entsetzen aus.

Der einzige Blick zerschmetterte ihn, doch erhob sich schnell sein böser Dämon, und er stürzte fort, bewußtlos, was er tun wollte — ein blutiger Vorsatz lag dunkel vor seiner Seele.

Von dem Geräusche erweckt, taumelte der Page schlaftrunken aus einem Zimmer im Vorsaale, er ergriff ihn und sagte rasch: „Deine Gebieterin verlangt nach dir, sie will in die Frühmesse!" Der Page rieb sich die Augen, er blickte ihm nach und sah noch, wie er in Ines' Zimmer verschwand. Das Schicksal hatte die Katastrophe tückisch vorbereitet; Don Juan fand des Bruders Schlafgemach, riß ihn aus dem ersten Schlummer und rief ihm die Untreue seines Weibes zu. Ponce fuhr rasch auf und wollte Erklärung, aber er zog ihn heftig mit sich fort und drückte ihm nur auf dem Wege seinen Dolch in die Hand; dann schob er ihn in das Zimmer.

Es war totenstill um Don Juan, er stand furchtbar einsam in der Nacht und suchte zähneklappernd in dumpfer Angst die eben weggegebene Waffe. Jetzt entstand ein Geräusch, und die Tür flog wie von selbst aus den Angeln.

Da wurde das schreckliche Nachtstück beleuchtet. Der schöne Knabe lag schon im festen Todesschlummer auf dem Boden, und aus Ines' Brust floß der purpurrote Strom und haftete auf dem schneeweißen Schleier wie vorgesteckte Rosen.

Juan stand starr wie eine Bildsäule; Ines blickte ihn fest an, aber

die blasse Lippe blieb geschlossen und enthüllte nichts, dann senkte sich der tiefe Schlaf sanft über ihre Augen.

Als sie starb, erwachte erst Ponce, und er schien jetzt zum ersten Male zu lieben, weil er die Liebe verlor, und ein liebendes Herz zu fühlen, um es zu durchbohren. Er vermählte sich still wieder mit Ines.

Don Juan stand stumm und wahnsinnig unter den Toten."

Sechste Nachtwache

Was gäbe ich doch darum, so recht zusammenhängend und schlechtweg erzählen zu können wie andre ehrliche protestantische Dichter und Zeitschriftsteller, die groß und herrlich dabei werden und für ihre goldenen Ideen goldene Realitäten eintauschen. Mir ist's nun einmal nicht gegeben, und die kurze simple Mordgeschichte hat mich Schweiß und Mühe genug gekostet und sieht doch immer noch kraus und bunt genug aus.

Ich bin leider in den Jugendjahren und gleichsam im Keime schon verdorben, denn wie andere gelehrte Knaben und vielversprechende Jünglinge es sich angelegen sein lassen, immer gescheuter und vernünftiger zu werden, habe ich im Gegenteile stets eine besondere Vorliebe für die Tollheit gehabt und es zu einer absoluten Verworrenheit in mir zu bringen gesucht, eben um, wie unser Herrgott, erst ein gutes und vollständiges Chaos zu vollenden, aus welchem sich nachher gelegentlich, wenn es mir einfiele, eine leidliche Welt zusammenordnen ließe. — Ja, es kommt mir zuzeiten in überspannten Augenblicken wohl gar vor, als ob das Menschengeschlecht das Chaos selbst verpfuscht habe und mit dem Ordnen zu voreilig gewesen sei, weshalb denn auch nichts an seinen gehörigen Platz zu stehen kommen könne, und der Schöpfer baldmöglichst dazu tun müsse, die Welt wie ein verunglücktes System auszustreichen und zu vernichten. —

Ach, diese fixe Idee ist mir übel genug bekommen und hätte mich selbst beinahe einmal um mein Nachtwächteramt gebracht, indem es mir in der letzten Stunde des Säkulums einfiel, mit dem Jüngsten Tage vorzuspuken und statt der Zeit die Ewigkeit auszurufen, worüber viele geistliche und weltliche Herren erschrocken aus ihren Federn fuhren und ganz in Verlegenheit kamen, weil sie so unerwartet nicht darauf vorbereitet waren.

Drollig genug machte sich die Szene bei diesem falschen Jüngsten-Tages-Lärm, wobei ich den einzigen ruhigen Zuschauer abgab, indes alle anderen mir als leidenschaftliche Akteurs dienen mußten. — O, man hätte sehen sollen, was das für ein Getreibe und Gedränge wurde unter den armen Menschenkindern, und wie der Adel ängstlich durcheinander lief und sich doch noch zu rangieren suchte vor seinem Herrgott; eine Menge Justiz- und andere Wölfe wollten aus ihrer Haut fahren und bemüheten sich in voller Verzweiflung, sich in Schafe zu verwandeln, indem sie hier den in feuriger Angst umherlaufenden Witwen und Waisen große Pensionen aussetzten, dort ungerechte Urteile öffentlich kassierten und die geraubten Summen, wodurch sie die armen Teufel zu Bettlern gemacht hatten, sogleich nach Ausgang des Jüngsten Tages zurückzuzahlen gelobten. So manche Blutsauger und Vampire denunzierten sich selbst als Hängens und Köpfens würdig und drangen darauf, daß noch in der Eile hier unten ihr Urteil an ihnen vollzogen würde, um die Strafe von höherer Hand von sich abzuwenden. Der stolzeste Mann im Staate stand zum ersten Male demütig und fast kriechend mit der Krone in der Hand und komplimentierte mit einem zerlumpten Kerl um den Vorrang, weil ihm eine hereinbrechende allgemeine Gleichheit möglich schien.

Ämter wurden niedergelegt, Ordensbänder und Ehrenzeichen eigenhändig von ihren unwürdigen Besitzern abgelöset; Seelenhirten versprachen feierlich künftighin ihren Herden neben den guten Worten noch obendrein ein gutes Beispiel in den Kauf zu geben, wenn der Herrgott nur diesesmal es noch beim Einsehen bewenden ließe.

O, was kann ich's beschreiben, wie das Volk vor mir auf der Bühne in- und durcheinander lief und in der Angst betete und fluchte und jammerte und heulte; und wie jeglicher Maske auf diesem zusammengeblasenen großen Balle die Larve von dem Antlitze fiel und man in Bettlerkleidern Könige und, umgekehrt, in Ritterrüstungen Schwächlinge und so fast immer das Gegenteil zwischen Kleid und Mann entdeckte.

Es freute mich, daß sie lange vor übergroßer Angst das Zögern der himmlischen Kriminaljustiz gar nicht bemerkten und die ganze Stadt Zeit hatte, alle ihre Tugenden und Laster aufzudecken und sich gleichsam vor mir, ihrem letzten Mitbürger, völlig zu entblößen. Das einzige geniale Stückchen verübte ein satirischer Bube, der schon vorher aus Langerweile entschlossen war, in das neue Säkulum nicht mit hinüberzuwandern und jetzt

in der letzten Stunde des alten sich erschoß, um den Versuch zu machen, ob in diesem Indifferenzmomente zwischen Tod und Auferstehen das Sterben noch auf einen Augenblick möglich sei, damit er nicht mit der ganzen übergroßen Lebenslangeweile in die Ewigkeit ohne weiteres hinüber müsse.

Außer mir gab es übrigens nur noch eine ruhige Person, und zwar den Stadtpoeten, der aus seinem Dachfenster trotzig in das Michel Angelos-Gemälde hinabschaute und auf seiner poetischen Höhe auch das Weltende poetisch nehmen zu wollen schien.

Ein Astronom nahe bei mir merkte endlich an, daß dieser große actus solennis sich doch etwas zu lange verzögere und daß das feurige Schwert im Norden, statt des Gerichtsschwertes, auch wohl nur als ein bloßer Nordschein zu nehmen sei. In diesem entscheidenden Momente, da schon einige von den Schächern die Köpfe wieder emporrecken wollten, hielt ich's für nützlich, sie wenigstens während einer kurzen erbaulichen Rede noch in ihrer Zerknirschung festzuhalten zu suchen, und ich hub folgendergestalt an:

„Teuerste Mitbürger!

Ein Astronom kann in diesem Falle nicht als ein kompetenter Richter angesehen werden, indem ein so wichtiges Phänomen, das über uns am Himmel heraufzuziehen scheint, keineswegs wie ein unbedeutender Komet berechnet werden kann und nur einmal während der ganzen Weltgeschichte erscheint; laßt uns darum unsere feierliche Stimmung nicht so leichtsinnig aufgeben, sondern vielmehr einige für unsern Standpunkt wichtige und zweckmäßige Betrachtungen anstellen.

Was liegt uns wohl am Weltgerichtstage näher als ein Rückblick auf den unter uns wankenden Planeten, der nun mit seinen Paradiesen und Kerkern, mit seinen Narrenhäusern und Gelehrten-Republiken zusammenstürzen soll; laßt uns deshalb in dieser letzten Stunde, da wir die Weltgeschichte abschließen wollen, nur kurz und summarisch überschauen, was wir, seit dieser Erdball aus dem Chaos hervorgestiegen, auf ihm getrieben und ausgeführt haben. Es ist seit Adam her eine lange Reihe von Jahren — wenn wir nicht gar die Zeitrechnung der Chineser als die gültige annehmen wollen — was haben wir aber darin vollbracht? — Ich behaupte: Gar nichts!

Staunet mich nicht so an; der heutige Tag ist eben nicht dazu eingerichtet, sich wichtig zu machen, und es tut not, daß wir uns über Hals und Kopf noch ein wenig mit der Bescheidenheit zu beschäftigen suchen.

Sagt mir, mit was für einer Miene wollt ihr bei unserm Herrgott erscheinen, ihr meine Brüder, Fürsten, Zinswucherer, Krieger, Mörder, Kapitalisten, Diebe, Staatsbeamten, Juristen, Theologen, Philosophen, Narren und welches Amtes und Gewerbes ihr sein mögt; denn es darf heute keiner in dieser allgemeinen Nationalversammlung ausbleiben, ob ich gleich merke, daß mehrere von euch sich gern auf die Beine machen möchten, um Reißaus zu nehmen.

Gebt der Wahrheit die Ehre, was habt ihr vollbracht, das der Mühe wert wäre? Ihr Philosophen z. B., habt ihr bis jetzt etwas Wichtigers gesagt, als daß ihr nichts zu sagen wüßtet? — das eigentliche und am meisten einleuchtende Resultat aller bisherigen Philosophien! — Ihr Gelehrten, was hat eure Gelehrsamkeit anders bezweckt als eine Zersetzung und Verflüchtigung des menschlichen Geistes, um zuletzt mit Muße und einfältiger Wichtigkeit an das übriggebliebene caput mortuum euch zu halten. — Ihr Theologen, die ihr so gern zur göttlichen Hofhaltung gezählt werden möchtet, und indem ihr mit dem Allerhöchsten liebäugelt und fuchsschwänzt, hier unten eine leidliche Mördergrube veranstaltet und die Menschen, statt sie zu vereinigen, in Sekten auseinander schleudert und den schönen allgemeinen Brüder- und Familienstand als boshafte Hausfreunde auf immer zerrissen habt. — Ihr Juristen, ihr Halbmenschen, die ihr eigentlich mit den Theologen nur eine Person ausmachen solltet, statt dessen euch aber in einer verwünschten Stunde von ihnen trenntet, um Leiber hinzurichten, wie jene Geister. Ach nur auf dem Rabensteine reicht ihr Brüderseelen vor dem armen Sünder auf dem Gerichtsstuhle euch nur noch die Hände, und der geistliche und weltliche Henker erscheinen würdig nebeneinander! —

Was soll ich gar von euch sagen, ihr Staatsmänner, die ihr das Menschengeschlecht auf mechanische Prinzipien reduziertet. Könnt ihr mit euern Maximen vor einer himmlischen Revision bestehen, und wie wollt ihr, da wir jetzt in einen Geisterstaat überzugehen im Begriffe sind, jene ausgeplünderten Menschengestalten placieren, von denen ihr gleichsam nur den abgestreiften Balg, indem ihr den Geist in ihnen ertötet, zu benutzen wußtet! — O, und was drängt sich mir nicht noch alles auf über die einzeln stehenden Riesen, die Fürsten und Herrscher, die mit Menschen statt mit Münzen bezahlen und mit dem Tode den schändlichen Sklavenhandel treiben. —

O, es hat mich toll und wild gemacht, und wie ich die Erdenbrut jetzt vor mir herumkriechend erblicke mit ihren Verdiensten und Tugenden, so möchte ich nur auf eine Stunde bei diesem allgemeinen Weltgerichte der Teufel sein, bloß um euch eine noch kräftigere Rede zu halten! —

Die feierliche Handlung zögert noch immer, wie ich sehe, und es wird euch zur Bekehrung noch Raum gegeben; so betet und heult denn, ihr Heuchler, wie ihr es kurz vor dem Tode zu machen pflegt, wenn ihr euer verpfuschtes Leben nicht besser anzuwenden wißt und unfähig geworden seid, länger zu sündigen.

Hinter euch liegt die ganze Weltgeschichte wie ein alberner Roman, in dem es einige wenige leidliche Charaktere und eine Unzahl erbärmlicher gibt. Ach, euer Herrgott hat es nur in dem einzigen versehen, daß er ihn nicht selbst bearbeitete, sondern es euch überließ, daran zu schreiben. Sagt mir, wird er es jetzt wohl der Mühe wert halten, das verpfuschte Ding in eine höhere Sprache zu übersetzen, oder muß er nicht vielmehr, wenn er es in seiner ganzen Seichtigkeit vor sich liegen sieht, es im Ingrimm zerreißen und euch mit euren ganzen Planen der Vergessenheit überantworten? Ich seh's nicht anders ein! denn ihr alle, wie ich euch hier erblicke, könnt ihr wohl mit Recht auf den Himmel oder die Hölle Anspruch machen? Für jenen seid ihr zu schlecht, für diese zu langweilig! —

Die Gerichtsanstalten ziehen sich noch in die Länge, doch rate ich euch, werdet nicht etwa beruhigter, rafft euch vielmehr zusammen, um, bis es unter uns kracht, noch einige hübsche Fortschritte in der Zerknirschung gemacht zu haben. Ich will mit den triftigsten Gründen losbrechen: der Herr verschonte einst Sodom und Gomorra um eines einzigen Gerechten willen, doch könntet ihr frech genug sein, zu folgern, daß er einiger leidlich Frommen wegen einen ganzen Erdball voll Heuchler bei sich beherbergen werde. Tue jemand unter euch auch nur einen einzigen vernünftigen Vorschlag, wohin man euch placieren soll! Schon der selige Kant hat es euch dargetan, wie Zeit und Raum nur bloße Formen der sinnlichen Anschauung sind; nun wißt ihr aber, daß beide in der Geisterwelt nicht mehr vorkommen; jetzt bitte ich euch, die ihr nur allein in der Sinnlichkeit lebt und webt, wie wollt ihr Raum finden, da wo es keinen Raum mehr gibt? — Ja, was wollt ihr gar beginnen, wenn es mit der Zeit zu Ende geht? Selbst auf eure größten Weisen und Dichter angewandt, bleibt die Unsterblichkeit zuletzt doch auch nur ein uneigentlicher Ausdruck, was soll sie für euch arme Teufel bedeuten,

die ihr keine andere Handlung ausgeübt habt als die mit Waren, und keinen andern Geist kennt als den Weingeist, durch den eure Poeten ein Analogon von Begeisterung in sich hervorbringen. — Da gebe nur jemand einen leidlichen Rat; ich wenigstens weiß beim Teufel nicht, wo ich mit euch hin soll!" —

Hier bemerkte ich eine Unruhe in der Versammlung vor mir und hörte auch ganz deutlich, wie einige junge Freigeister, welche jetzt Synonyma mit Geistlosen sind, kecklich behaupteten, daß das Ganze nur ein falscher Lärm gewesen. Der eine aus der Versammlung hatte auch bereits wieder seine Krone aufgesetzt, und der erste Ratsstand, der sich selbst vorhin denunzierte, äußerte erbost: daß es strenge Ahnung verdiene, mit einer ganzen respektiven Stadt Komödie zu spielen, und daß man sich an mich als den ersten Lärmstifter halten müsse.

Ich gab jetzt klein zu und bat nur noch, indem ich mich an den Mann mit der Krone wandte, um einen Augenblick Gehör; worauf ich folgendes bemerkte: Wie ein solches Gerichtstaganfagen, selbst wenn es bloß blinder Lärm, doch von einigem Nutzen sein könne, und es sogar zu wünschen wäre, daß durch physikalische Experimente und einige Zentner Bärlappenmehl, um von den Anhöhen und Türmen damit herabzublitzen, regelmäßig, von Staats wegen, ein solcher Vorspuk gemacht werden möchte, damit der Mann mit der Krone, der in keinem Falle allwissend, dann und wann dadurch eine allgemeine Staatsrevision veranstalten und den Staat selbst in puris naturalibus mit allen seinen Gebrechen erblicken könnte, da er ihm sonst nur immer in Gala und täuschend durch die Staatsschneider oder Beschneider, die Günstlinge und Räte ausgeschmückt, vorgeführt würde. Ja, ich trüge selbst darauf an, mir als erstem Erfinder dieses Staatsexperiments ein Patent über meine Erfindung auszufertigen, bloß um die Nebensporteln, die an einem solchen pseudojüngsten Tage vorfielen, als z. B. die Segenswünsche der vielen wieder emporgeholfenen armen Teufel, die Flüche der gestürzten Heiligen u. dgl., in meinen Säckel zu ziehen.

Ja, ich wagte zuletzt, durch die Totenstille um mich her kühner gemacht, zu bemerken, wie ich selbst heute schon eine solche Revision durch meinen Feuerlärm veranstaltet hätte und es nicht übel geraten sei, gleich jetzt an eine mäßige Reparatur zu gehen und das verschobene Staatsgebäude wieder leidlich durch einige Ämterentsetzungen, Hinrichtungen usw. einzurücken.

Keiner redete, als ich ausgesprochen, ein Wort, und der Mann schob

die Krone auf dem Haupte hin und her, als wenn er mit sich unschlüssig wäre; das endliche Resultat war indes, daß meine Erfindung als unanwendbar verworfen wurde, und ich aus höchster Gnade nur als ein Narr angesehen werden und für dieses Mal noch mit der Amtsentsetzung gegen mich innegehalten werden solle.

Damit indes ein ähnlicher Lärm nicht wieder für die Folge zu besorgen, so wurden durch eine Kabinettsordre die von Samuel Day erfundenen watchmans noctuaries eingeführt, wodurch ich von einem singenden und blasenden Nachtwächter auf einen stummen reduziert wurde*, wobei man zum Grunde anführte, daß ich durch mein Blasen und Rufen mich den Nachtdieben verriete und es deshalb als unzweckmäßig abgeschafft werden müsse.

Die Tagdiebe waren so mit einem Male meiner Aufsicht entzogen, und ich wandle jetzt stumm und traurig durch die öden Straßen, um in jeder Stunde meine Karte in die Nachtuhr zu schieben. O es ist unglaublich, was seitdem der Schlaf befördert ist, und wie so mancher, der bei seinen geheimen Sünden nichts als den Jüngsten Tag fürchtete, seitdem meine Gerichtsposaune zerbrochen ist, ruhig und fest in seinen Kissen liegt.

Siebente Nachtwache

Ich bin einmal auf meine Tollheiten gekommen; nun ist aber mein Leben selbst die ärgste von allen, und ich will diese Nacht, da ich mir doch durch Blasen und Singen die Zeit nicht mehr vertreiben darf, in der Rekapitulation desselben fortfahren.

Ich bin schon oft daran gegangen, vor dem Spiegel meiner Einbildungskraft sitzend, mich selbst leidlich zu porträtieren, habe aber immer in das verdammte Antlitz hineingeschlagen, wenn ich zuletzt fand, daß es einem Vexiergemälde glich, das, von drei verschiedenen Standpunkten betrachtet, eine Grazie, eine Meerkatze und en face den Teufel dazu darstellt. Da bin

* Diese Nachtuhren sind so eingerichtet, daß der Nachtwächter jedesmal in ein bis dahin verstecktes Loch, das erst bei der bestimmten Stunde hervorrückt, einen Zettel steckt, zum Belege, daß er regelmäßig umhergegangen ist. Am Morgen schließt dann ein Polizeioffizier die Uhr auf, um zu sehen, ob in jedem einzelnen Loche der Zettel sich vorfindet.

ich denn über mich verwirrt geworden und habe als den letzten Grund meines Daseins hypothetisch angenommen, daß eben der Teufel selbst, um dem Himmel einen Possen zu spielen, sich während einer dunkeln Nacht in das Bette einer eben kanonisierten Heiligen geschlichen und da mich gleichsam als eine lex cruciata für unsern Herrgott niedergeschrieben habe, bei der er sich am Weltgerichtstage den Kopf zerbrechen solle.

Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann, als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die Natur hinauswandern, um sich dort poetische Stifts- und Taborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause zusammen, worin ich Prosaisten und Dichter beieinander einsperren möchte. Ein paarmal jagte man mich aus Kirchen, weil ich dort lachte, und ebenso oft aus Freudenhäusern, weil ich drin beten wollte.

Eins ist nur möglich; entweder stehen die Menschen verkehrt, oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.

Dem sei, wie ihm wolle, und meine Physiognomie falle häßlich oder schön aus, ich will ein Stündchen treulich daran kopieren. Schmeicheln werde ich nicht, denn ich male in der Nacht, wo ich die gleißenden Farben nicht anwenden kann und nur auf starke Schatten und Drucker mich einschränken muß.

Mir gaben zuerst einige poetische Flugblätter einen leidlichen Namen, die ich aus der Werkstätte meines Schuhmachers fliegen ließ; das erste enthielt eine Leichenrede, die ich niederschrieb, als diesem ein Knäblein geboren wurde, und ich erinnere mich nur noch bloß an den Anfang, der ungefähr so lautete:

„Da kleiden sie ihn ein für seinen ersten Sarg, bis der zweite fertig worden, an dem seine Taten und Torheiten eingegraben sind; so wie man Fürstenleichen erst in einen provisorischen Sarg einzulegen pflegt, bis sie dann später den zinnernen in die Gruft hinabtragen, der würdig mit Trophäen und Inschriften verziert ist, und den Leichnam zum zweiten Male einsargen. — Traut auch, ich bitte euch, dem Lebensscheine und den Rosen auf den Wangen des Knaben nicht; das ist die Kunst der Natur, wodurch sie, gleich einem geschickten Arzte, den einbalsamierten Körper eine längere

Zeit in einer angenehmen Täuschung erhält; in seinem Innern nagt doch die Verwesung schon, und wolltet ihr es aufdecken, so würdet ihr eben die Würmer aus ihren Keimen sich entwickeln sehen, die Freude und den Schmerz, die sich schnell durchnagen, daß die Leiche in Staub zerfällt. Ach, nur da er noch nicht geboren war, lebte er, so wie das Glück allein in der Hoffnung besteht, sobald es aber wirklich wird, sich selbst zerstört. Jetzt steht er nur noch auf dem Paradebette, und die Blumen, die ihr auf ihn streut, sind Herbstblumen für sein Sterbekleid. In der Ferne rüsten sich auch schon ringsum die Leichenträger, die seine Freuden und ihn selbst hinwegführen wollen, und die Erde bereitet schon seine Gruft für ihn, um ihn zu empfangen. Überall strecken nur der Tod und die Verwesung gierig ihre Arme nach ihm aus, ihn nach und nach zu verzehren, um zuletzt, wenn seine Schmerzen, seine Wonne, seine Erinnerung und sein Staub verwehet ist, vom Morden müde auf seiner leeren Gruft auszuruhen. Seine Asche hat die Natur dann schon längst wieder zu neuen Totenblumen für neue Sterbende verbraucht." —

Das übrige von der Rede habe ich vergessen. Sie meinten, das Ganze sei nicht übel und nur bloß die Überschrift ein Fehler, indem offenbar statt Geburtstage Sterbetage stehen müsse; so wurde es dann auch bei vorkommenden Kinderleichen gebraucht. —

Ein debütierender Autor hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er sich erst überhaupt durch seine Werke bekannt machen muß; hingegen ein schon aufgetretener und einmal applaudierter bloß durch seinen Namen seine Werke berühmt macht; indem die Menschen es nimmer sich überreden können, daß große Poeten und große Helden ihre Stunden haben, in denen sie schlechtere Werke und schlechtere Handlungen ans Licht fördern als die schlechtesten anderer höchst alltäglicher Erdensöhne. Höhe und Tiefe sind nie ohne einander, auf der Fläche dagegen ist der Sturz nicht zu befürchten.

Mich verfolgte indes das Glück ordentlicherweise, und ich erhielt fast mehr Reime zusammenzuflicken als Schuhe, so daß wir das alte Hans Sachsische Aushängeschild über unserer Werkstatt wiederherstellen und zwei für den Staat wichtige Künste amalgamieren konnten. Dazu erhielt ich für ein Gedicht fast mehr bezahlt als für einen Schuh, weshalb der alte Meister das lose Handwerk neben dem Brothandwerke ungeneckt einherwandeln und meinen delphischen Dreifuß neben seinem gemeinnützigen stehen ließ.

Als eine vernünftige Anordnung der Vorsehung betrachte ich es übrigens, daß manche Menschen in einen engen erbärmlichen Wirkungskreis und zwischen vier Mauern eingesperrt sind, wo in der dumpfen Kerkerluft ihr Licht nur matt und unschädlich aufflammen kann, so daß man höchstens dabei erkennt, daß man sich in einem Kerker befindet; da es im Gegenteile in der Freiheit wie ein Vulkan auflodern würde, um alles ringsum in Brand zu stecken. — Bei mir fing es wirklich jetzt schon an zu sprühen und zu funkeln, indes konnten nichts weiter als poetische Leuchtkugeln zum Vorschein kommen, um das Terrain zu rekognoszieren, aber keine Bomben, um zu zersprengen und zu verheeren. Eine furchtbare Angst ergriff mich oft, wie einen Riesen, den man als Kind in einen niedrigen Raum eingemauert, und der jetzt emporwächst und sich ausdehnen und aufrichten will, ohne es imstande zu sein, und sich nur das Gehirn eindrücken oder zur verrenkten Mißgestalt ineinander drängen kann.

Menschen dieses Schlages, wenn sie emporkämen, würden feindselig sich äußern und als eine Pest, ein Erdbeben oder Gewitter unter das Volk fahren und ein gutes Stück von dem Planeten aufreiben und zu Pulver verbrennen. Doch sind diese Enaksöhne gewöhnlich gut postiert, und es sind Berge über sie geworfen wie über die Titanen, worunter sie sich nur grimmig schütteln können. Hier verkohlt sich ihr Brennstoff allmählich, und nur selten gelingt's ihnen, sich Luft zu machen und ihr Feuer zornig aus dem Vulkane gen Himmel zu schleudern.

Ich brachte das Volk indes schon durch mein bloßes Feuerwerkern in Aufruhr, und die flüchtige satirische Rede eines Esels über das Thema: warum es überhaupt Esel geben müsse, machte gewaltigen Lärm. Ich hatte bei Gott wenig Arges dabei gedacht und das Ganze bloß aufs Allgemeine bezogen; aber eine Satire ist wie ein Probierstein, und jedes Metall, das daran vorüberstreicht, läßt das Zeichen seines Wertes oder Unwertes zurück; so ging's auch hier — der *** hatte das Blatt gelesen und alles genau auf sich passend gefunden; weshalb man mich ohne weiteres in den Turm sperrte, wo ich Muße hatte, immer wilder zu werden. Dabei ging's mir übrigens mit meinem Menschenhasse wie den Fürsten, die den einzelnen Menschen wohltun und sie nur in ganzen Heeren würgen.

Endlich ließ man mich los, als die fremde Zahlung aufhörte, denn mein alter Meister war Todes verfahren, und ich stand nun mutterallein da in der Welt, als wäre ich aus einem andern Planeten herabgefallen. Jetzt

sah ich's recht, wie der Mensch als Mensch nichts mehr gilt und kein Eigentum an der Erde hat, als was er sich erkauft oder erkämpft. O wie ergrimmte ich, daß Bettler, Vagabunden und andere arme Teufel, wie ich einer bin, das Faustrecht sich nehmen ließen und es nur den Fürsten zugestanden, als zu ihren Regalen gehörig, die es nun im großen ausüben; konnte ich doch wahrlich kein Stückchen Erde finden, um mich darauf niederzulassen, so sehr hatten sie jede Handbreit unter sich zerteilt und zerstückelt, und wollten schlechterdings von dem Naturrechte, als dem einzigen allgemeinen und positiven, nichts wissen, sondern hatten in jedem Winkelchen ihr besonderes Recht und ihren besonderen Glauben; in Sparta besangen sie den Dieb, je kunstfertiger er zu stehlen verstand, und nebenan in Athen hingen sie ihn auf.

Zu etwas mußte ich indes greifen, um nicht zu verhungern, hatten sie doch alles freie Gemeingut der Natur bis auf die Vögel unterm Himmel und die Fische im Wasser an sich gerissen und wollten mir kein Fruchtkorn zugestehen ohne gute bare Bezahlung. Ich wählte das erste beste Fach, worin ich sie und ihr Treiben besingen konnte, und wurde Rhapsode wie der blinde Homer, der auch als Bänkelsänger umherziehen mußte.

Blut lieben sie über die Maßen, und wenn sie es auch nicht selbst vergießen, so mögen sie es doch für ihr Leben überall in Bildern, Gedichten und im Leben selbst gern fließen sehen; in großen Schlachtstücken am liebsten. Ich sang ihnen daher Mordgeschichten und hatte mein Auskommen dabei, ja ich fing an, mich zu den nützlichen Mitgliedern im Staate, als zu den Fechtmeistern, Gewehrfabrikanten, Pulvermüllern, Kriegsministern, Ärzten usw., die alle offenbar dem Tode in die Hand arbeiten, zu zählen, und bekam eine gute Meinung von mir, indem ich meine Zuhörer und Schüler abzuhärten und sie an blutige Auftritte zu gewöhnen mich bemühete.

Endlich aber wurden mir doch die kleineren Mordstücke zuwider, und ich wagte mich an größere — an Seelenmorde durch Kirche und Staat, wofür ich gute Stoffe aus der Geschichte wählte; ließ auch hin und wieder kleine episodische Ergötzlichkeiten von leichteren Morden, als z. B. der Ehre, durch den tückischen guten Ruf, der Liebe, durch kalte herzlose Buben, der Treue, durch falsche Freunde, der Gerechtigkeit, durch Gerichtshöfe, der gesunden Vernunft, durch Zensuredikte usw., mit einfließen. Da aber war es vorbei, und es wurden in kurzem mehr denn funfzig Injurienprozesse

gegen mich anhängig gemacht. Ich trat auf vor Gericht als mein eigener advocatus diaboli; vor mir saßen an der Tafelrunde ein halb Dutzend mit den Gerechtigkeitsmasken vor dem Antlitze, worunter sie ihre eigene Schalksphysiognomie und zweite Hogarthsgesichtshälfte verbargen. Sie verstehen die Kunst des Rubens, wodurch er vermittelst eines einzigen Zuges ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandelte, und wenden sie bei sich selbst an, sobald sie sich auf die Gerichtsstühle niederlassen, damit man diese nicht für Armesünderstühlchen anzusehen geneigt sein möchte. — Nach einer strengen Verwarnung, die Wahrheit auf die mir vorgelegten Anklagen zu sagen, hub ich so an:

„Wohlweise! Ich stehe hier als beschuldigter Injuriant vor Ihnen, und alle corpora delicti sprechen wider mich, worunter ich auch Sie selbst zu zählen fest willens bin, indem man corpora delicti nicht nur als die Gegenstände, aus denen man auf ein bestimmtes Verbrechen schließen kann, z. B. Brechstangen, Diebsleitern u. dgl., sondern auch als die Leiber selbst, in denen das Verbrechen wohnt, ansehen könnte. Nun aber wäre es nicht übel geraten, daß Sie selbst nicht nur als gute Theoretiker die Verbrechen kennen lernten, sondern sie auch als brave Praktiker auszuüben verständen, wie denn schon manche Dichter sich ernstlich beklagen, daß ihre Rezensenten selbst nicht einen einzigen Vers zu machen imstande wären und doch über Verse richten wollten; — und was würden Sie, Wohlweise, zu entgegnen haben, wenn Ihnen, der Analogie gemäß, ein Dieb, Ehebrecher oder irgendein anderer Hundsfott dieses Gelichters, über den Sie richten wollten, eine ähnliche Nuß aufzuknacken gäbe und Sie nicht für kompetente Rezensenten in Ihrem Fache anerkennen wollte, weil Sie in praxi selbst noch gar nichts prästiert.

Die Gesetze scheinen auch in der Tat hierauf hinzudeuten und eximieren Sie als Gerichtspersonen in manchen Fällen von den Verbrechen, wie Sie denn z. B. ungestraft erwürgen, mit dem Schwerte um sich schlagen, mit Keulen niederhauen, verbrennen, säcken, lebendig begraben, vierteilen und foltern dürfen; — lauter grobe Missetaten, die man keinem andern als nur Ihnen hingehen läßt. Ja auch in kleineren Vergehungen, und namentlich in dem Falle, worin ich mich jetzt als Inquisit hier befinde, sprechen Sie die Gesetze frei; so erlaubt Ihnen die lex 13 § 1 und 2 de iniuriis geradezu diejenigen zu injuriieren, die Sie selbst wegen Injurien in Ihrem Gerichtsgarn gefangen halten.

Es ist unglaublich, welche Vorteile aus dieser Einrichtung für den Staat fließen könnten; würden nicht z. B. eine Menge Verbrechen mehr zutage gefördert werden können, wenn respektive Gerichtsherren in eigner Person die Lusthäuser besuchten und die Lust vollzögen, um die Inkulpierten sogleich ohne weiteres zu überführen; wenn sie ebenfalls als Diebe sich unter die Diebe mischten, bloß um ihre Kameraden hängen zu lassen; oder wenn sie selbst den Ehebruch vollzögen, um die etwanigen Ehebrecherinnen und solche, die Lust und Liebe zu diesem Verbrechen haben und als schädliche Mitglieder des Staates zu betrachten sind, kennenzulernen.

Guter Himmel, das Wohltätige einer solchen Einrichtung ist so klar, daß ich gar nichts weiter hinzufügen mag und bloß dieses unmaßgeblichen Vorschlags halber meine Lossprechung verdient hätte.

Ich gehe indes zu meiner Verteidigung selbst über, Wohlweise! Mir ist hier eine iniuria oralis, und zwar nach der Unterabteilung β eine gesungene Injurie zur Last gelegt. Ich dürfte schon hier einen Grund der Nullität der Anklage finden, indem Sänger offenbar sich zu der Kaste der Dichter zählen und es diesen letztern, eben weil sie nach der neuern Schule keine Tendenz bezwecken, erlaubt sein müsse, in ihrer Begeisterung zu injuriieren und blasphemieren, soviel sie nur wollten. Ja es dürfte einem Dichter und Sänger schon deshalb dies Verbrechen nicht zugerechnet werden, weil die Begeisterung der Trunkenheit gleichzusetzen ist, die ohne weiteres, wenn der Trunkene sich nicht culpose in diesen Zustand versetzt hat, welches offenbar bei einem Begeisterten nicht anzunehmen ist, indem die Begeisterung eine Gabe der Götter, von der Strafe befreit. — Indes will ich meine Verteidigung noch bündiger formieren und verweise sie deshalb auf die Schriften unserer vorzüglichsten neuern Rechtslehrer, in denen es bündig dargetan ist, daß die Gerechtigkeit schlechterdings nichts mit der Moralität zu schaffen habe und daß nur eine die äußern Rechte verletzende Handlung als ein Verbrechen V. R. W. imputiert werden könne. Nun aber habe ich nur moralisch injuriiert und verwundet und weise deshalb die Klage vor diesem Gerichtshofe als unzulänglich ab, indem ich als moralische Person unter dem foro privilegiato einer anderen Welt stehe.

Ja, da nach Weber über Injurien im ersten Abschnitte pag. 29 an denjenigen Personen, die auf das Recht auf Ehre Verzicht getan haben, keine Injurie begangen werden kann, so darf ich auch der Analogie gemäß

folgern, daß ich Sie, da Sie als Icti und Gerichtspersonen schlechthin von der Moralität sich losgesagt haben, hier an offener Gerichtsstätte mit allen möglichen moralischen Injurien überhäufen darf; ja, wenn ich Sie kalte gefühllose unmoralische, obgleich wohlweise und gerechte Herren zu nennen wage, so ist das vielmehr als eine Apologie als Injurie zu halten, und ich weise schlechthin jede von hier ausgehende gerichtliche Ansprüche als unzulänglich ab." —

Hier hielt ich inne, und alle sechs sahen sich eine Weile an, ohne zu dezidieren; ich wartete ruhig. Hätten sie mir als Strafe das Wippen, das Trillhaus, den spanischen Mantel, Schmäuchen, Riemschneiden oder gar das Aufreißen des Leibes, welches in Japan für sehr ehrenvoll gehalten wird, zuerkannt, mich würde es gefreuet haben, gegen die Bosheit, die der erste Rechtsfreund und Vorsitzer verübte, als er den Ausspruch tat, daß mir schlechterdings das Verbrechen nicht zugerechnet werden könnte, indem ich zu den mente captis zu zählen sei und mein Vergehen als die Folge eines partiellen Wahnsinns betrachtet werden müsse, weshalb man mich ohne weiteres an das Tollhaus abzuliefern habe.

Es ist zu arg, ich mag heute nicht weiter rekapitulieren und will mich schlafen legen.

Achte Nachtwache

Die Dichter sind ein unschädliches Völkchen, mit ihren Träumen und Entzückungen und dem Himmel voll griechischer Götter, den sie in ihrer Phantasie mit sich umhertragen. Bösartig aber werden sie, sobald sie sich erdreisten, ihr Ideal an die Wirklichkeit zu halten, und nun in diese, mit der sie gar nichts zu schaffen haben sollten, zornig hineinschlagen. Sie würden indes unschädlich bleiben, wenn man ihnen nur in der Wirklichkeit ihr freies Plätzchen ungestört einräumen und sie nicht durch das Drängen und Treiben in derselben eben zum Rückblick in sie zwingen wollte. Für den Maßstab ihres Ideals muß alles zu klein ausfallen, denn dieser reicht über die Wolken hinaus, und sie selbst können sein Ende nicht absehen und müssen sich nur an die Sterne als provisorische Grenzpunkte halten, von denen indes wer weiß wie viele bis heute unsichtbar sind und ihr Licht sich noch auf der Reise zu uns herab befindet.

Der Stadtpoet auf seinem Dachkämmerchen gehörte auch zu den Idealisten, die man mit Gewalt durch Hunger, Gläubiger, Gerichtsfrone usw. zu Realisten bekehrt hatte, wie Karl der Große die Heiden mit dem Schwerte in den Fluß trieb, damit sie dort zu Christen getauft würden. Ich hatte mit dem Nachtraben Bekanntschaft gemacht und lief, wenn ich meine Karte als einen Zeitschein in die Nachtuhr geschoben hatte, oft zu ihm hinauf, um seinem Gären und Brausen zuzuschauen, wenn er dort oben als begeisterter Apostel mit der Flamme auf dem Haupte gegen die Menschen zürnte. Sein ganzes Genie konzentrierte sich auf die Vollendung einer Tragödie, worin die großen Geister der Menschheit, deren Körper und bloße äußere Hülle sie gleichsam nur erscheint, die Liebe, der Haß, die Zeit und die Ewigkeit, als hohe, geheimnisvolle Gestalten auftraten, durch die statt des Chors ein tragischer Hanswurst, eine groteske und furchtbare Maske, hinlief. Der Tragiker hielt das schöne Antlitz des Lebens mit eiserner Faust unverrückt vor seinen großen Hohlspiegel, worin es sich in wilde Züge verzerrte und gleichsam seine Abgründe offenbarte in den Furchen und häßlichen Runzeln, die in die schönen Wangen fielen; so zeichnete er's ab.

Es ist gut, daß es viele nicht begriffen, denn in unserm Lorgnetten-Zeitalter sind die größesten Gegenstände so entrückt worden, daß man sie höchstens nur noch in der Ferne undeutlich durch die Vergrößerungsgläser erkennt; dagegen die kleinen recht gründlich kultiviert werden, weil Kurzsichtige in der Nähe um so schärfer sehen. —

Er hatte das Ganze bereits beendigt und hoffte, daß die Götter, die er dabei angerufen, sich ihm diesmal wenigstens als ein goldener Regen offenbaren würden, durch den er seine Gläubiger, den Hunger und die Gerichtsdiener von sich verscheuchen könnte. Heute war der Tag, an dem das imprimatur des wichtigsten Zensors, des Verlegers, hatte einlaufen müssen, und mich trieb die Neugierde zu ihm hinauf und die Sehnsucht, ihn in dem fröhlichen Gelage der Erdengötter zu erblicken. — Ist es nicht traurig, daß die Menschen ihre Freudensäle so fest verschlossen halten und durch Geharnischte* bewachen lassen, vor denen der Bettler, der sie nicht bestechen kann, erschrocken zurückweicht!

Ich stieg keuchend in den hohen Olymp hinauf und öffnete den Eingang; aber statt eines Trauerspiels, das ich nicht erwartet hatte, fand ich ihrer

* Auf den holländischen Dukaten steht ein geharnischter Mann.

zwei, das rückgehende vom Verleger und den Tragiker selbst, der das zweite aus dem Stegereife zugleich gedichtet und als Protagonist* aufgeführt hatte. Da ihn der tragische Dolch gemangelt, so hatte er in der Eile, was bei einem improvisierten Drama leicht übersehen werden kann, die Schnur, die dem auf der Retourfuhre begriffenen Manuskripte als Reisegurt gedient, dazu auserwählt und schwebte an ihr, als ein gen Himmel fahrender Heiliger, recht leicht und mit abgeworfenem Erdenballast über seinem Werke.

Es war übrigens in der Stube ganz still und fast schauerlich; nur ein paar zahme Mäuse spielten als einzige Haustiere friedlich zu meinen Füßen und pfiffen, entweder aus guter Laune oder aus Hunger; für das letztere schien beinahe eine dritte zu entscheiden, die sehr eifrig an der Unsterblichkeit des Dichters, seinem retourgegangenen opere posthumo, nagte.

„Armer Teufel", sagte ich zu ihm hinaufblickend, „ich weiß nicht, ob ich deine Himmelfahrt komisch oder ernsthaft nehmen soll! Drollig bleibt es allerdings, daß du als eine Mozartsche Stimme in ein schlechtes Dorfkonzert mit eingelegt bist, und ebenso natürlich, daß du dich daraus weggestohlen; in einem ganzen Lande von Hinkenden wird eine einzige Ausnahme als ein seltsames verschrobenes lusus naturae verlacht, ebenso würde in einem Staate von lauter Dieben die Ehrlichkeit allein mit dem Strange bestraft werden müssen; es kommt alles in der Welt auf die Zusammenstellung und Übereinkunft an, und da nun deine Landsleute nur an ein abscheuliches kreischendes Geschrei statt des Gesanges gewöhnt sind, so mußten sie dich eben deines guten gebildeten Vortrags wegen zu den Nachtwächtern zählen, wie ich denn deshalb auch einer geworden bin. O die Menschen schreiten hübsch vorwärts, und ich hätte wohl Lust, meinen Kopf nach einem Jahrtausende nur auf eine Stunde lang in diese alberne Welt zu stecken; ich wette darauf, ich würde sehen, wie sie in den Antikenkabinetten und Museen nur noch das Fratzenhafte abzeichneten und nach einem Ideale der Häßlichkeit strebten, nachdem sie die Schönheit längst als eine zweite französische Poesie für fade erklärt hätten. Den mechanischen Vorlesungen über die Natur wünschte ich auch beizuwohnen, in denen es gelehrt wird, wie man eine Welt mit geringem Aufwande von Kräften vollständig zusammenstellen kann, und die jungen Schüler zu Weltschöpfern ausgebildet

* So hieß der eine Akteur, der zu Thespis' Zeit mit dem Chore die ganze Tragödie ausmachte.

werden, da man sie jetzt nur zu Ichsschöpfern anzieht. Guter Gott, was müssen nach einem Jahrtausend nicht für Fortschritte in allen Wissenschaften gemacht sein, da wir jetzt bereits so weit sind; man muß dann Naturreparierer, ebenso häufig wie jetzt Uhrmacher haben; Korrespondenzen mit dem Monde führen, von dem wir heutigestages schon Steine heraberhalten; Shakespearesche Stücke in den untersten Klassen als Exerzitien ausarbeiten; die Liebe, die Freundschaft, die Treue, wie jetzt den Hanswurst, schon nicht mehr auf den Theatern dulden; Tollhäuser nur noch für Vernünftige aufbauen; die Ärzte als schädliche Mitglieder des Staates ausreuten, weil sie das Mittel gegen den Tod aufgefunden; und Gewitter und Erdbeben so leicht veranstalten können, wie jetzt Feuerwerke. — Armer schwebender Teufel, wie würde es da mit deiner Unsterblichkeit aussehen, und du hast wohlgetan, daß du dich rasch aus dem Staube machtest." —

Ich wurde aber plötzlich in meiner guten Laune gerührt, so wie ein heftig Lachender zuletzt in Tränen ausbricht, als ich in einen Winkel blickte, wo seine Kindheit gleichsam als die einzige Freude und zugleich als die einzige zurückgebliebene Möbel dem Erblaßten stumm und bedeutend gegenübergestellt war; es war ein altes verwittertes Gemälde, auf dem die Farben schon halb verlöscht, so wie dem Aberglauben nach auf den Porträten Verstorbener die Wangenröte verfliegt. Es stellte den Poeten dar, wie er als ein freundlicher lächelnder Knabe an der Brust seiner Mutter spielte; ach, das schöne Antlitz war seine erste und einzige Liebe, und sie war ihm nur sterbend untreu geworden. Hier in dem Bilde lachte die Kindheit noch um ihn, und er stand in dem Frühlingsgarten voll geschlossener Blumenknospen, nach deren Dufte er sich sehnte, und die ihm nur als Giftblumen aufbrachen und den Tod gaben. Ich mußte mich schaudernd abwenden, als ich die Kopie, den lächelnden umlockten Kindskopf, mit dem jetzigen Originale, dem schwebenden Hippokratischen Gesichte verglich, das schwarz und schrecklich wie ein Meduſenhaupt in seine Jugend schauete. Er schien noch in der letzten Minute den letzten Blick auf das Gemälde geworfen zu haben, denn er hing dagegen gekehrt, und die Lampe brannte dicht davor wie vor einem Altarblatte. — O die Leidenschaften sind die tückischen Retuschierer, die den blühenden Raffaelskopf der Jugend mit den fortschreitenden Jahren auffrischen und durch immer härtere Züge entstellen und verzerren, bis aus dem Engelshaupt eine Höllenbreugheliſche Larve geworden ist. —

Der Arbeitstisch des Dichters, dieser Altar des Apoll, war ein Stein,

denn alles vorrätige Holz, bis auf den abgelöseten Rahmen des Gemäldes, war längst bei seinen nächtlichen Opfern zur Flamme verzehrt. Auf diesem Steine lagen das rückgekehrte Trauerspiel, „Der Mensch" überschrieben, und zugleich der Absagebrief des Poeten an das Leben; dieser lautete so:

„Absagebrief an das Leben

Der Mensch taugt nichts, darum streiche ich ihn aus. Mein Mensch hat keinen Verleger gefunden, weder als persona vera noch ficta, für die letzte (meine Tragödie) will kein Buchhändler die Druckkosten herschießen, und um die erste (mich selbst) bekümmert sich gar der Teufel nicht, und sie lassen mich verhungern, wie den Ugolino, in dem größten Hungerturme, der Welt, von dem sie vor meinen Augen den Schlüssel auf immer in das Meer geworfen haben. Ein Glück ist's noch, daß mir so viel Kraft übrigbleibt, die Zinne zu erklimmen und mich hinabzustürzen. Ich danke dafür, in diesem meinem Testamente, dem Buchhändler, der, ob er gleich meinem Menschen nicht forthelfen wollte, mir doch wenigstens die Schnur in den Turm hinabwarf, an der ich in die Höhe kommen kann.

Ich denke, es ist lustig droben und eine gute freie Aussicht; besser ist's in alle Wege, selbst wenn ich nichts sehen sollte, als hier unten, denn ich weiß nichts mehr darum; — aber der alte Ugolino tappte, vor Hunger blind geworden, in seinem Turme umher und war sich seiner Blindheit bewußt, und das Leben kämpfte noch gewaltig in ihm, daß er nicht untergehen konnte.

Ach, ich habe zwar, wie er, in meinem Kerker auch noch mit holden Knaben getändelt, die ich einsam in der Nacht erzeugte und die um mich her spielten als eine blühende Jugend und goldene helle Träume; in ihnen, die ich hinterlassen wollte, schloß ich mich warm an das Leben; — aber sie haben auch sie verstoßen, und die hungrigen Tiere, die sie mit mir einsperrten, haben sie zernagt, daß sie mich nur noch in der Erinnerung umgaukeln.

Mag's sein; die Tür ist fest hinter mir zugeworfen, und das letztemal, daß sie sie öffneten, war's nur, um den Sarg meines letzten Kindes hereinzutragen; — ich hinterlasse nun nichts und gehe dir trotzig entgegen, Gott, oder Nichts!" —

Dies war die letzte zurückgebliebene Asche von einer Flamme, die in sich selbst ersticken mußte. Ich sammelte sie, und so viele Reliquien von dem

„Menschen" ich den hungrigen Mäusen noch entreißen konnte, sorgfältig, indem ich mich gewaltsamerweise zum Erben der Hinterlassenschaft einsetzte.

Bringt mich der Himmel unverhofft einmal in eine bessere Lage, so gebe ich das Trauerspiel „Der Mensch", so zernagt und unvollständig es auch ist, auf meine Kosten heraus und verteile die Exemplare gratis unter die Menschen. Für jetzt will ich nur etwas vom Prologe des Hanswurstes mitteilen. Der Poet entschuldigt sich in einer kurzen Vorrede darüber, daß er den Hanswurst in eine Tragödie einzuführen wagte, mit eigenen Worten folgendermaßen:

„Die alten Griechen hatten einen Chorus in ihren Trauerspielen angebracht, der durch die allgemeinen Betrachtungen, die er anstellte, den Blick von der einzelnen schrecklichen Handlung abwendete und so die Gemüter besänftigte. Ich denke, es ist mit dem Besänftigen jetzt nicht an der Zeit, und man soll vielmehr heftig erzürnen und aufwiegeln, weil sonst nichts mehr anschlägt, und die Menschheit im ganzen so schlaff und boshaft geworden ist, daß sie's ordentlicherweise mechanisch betreibt und ihre heimlichen Sünden aus bloßer Abspannung vollführt. Man soll sie heftig reizen, wie einen asthenischen Kranken, und ich habe deshalb meinen Hanswurst angebracht, um sie recht wild zu machen; denn wie, nach dem Sprichworte, Kinder und Narren die Wahrheit sagen, so befördern sie auch das Furchtbare und Tragische, indem jene es unschuldig hart vortragen, und diese gar darüber spotten und Possen damit treiben. Neuere Ästhetiker werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen." —

Das, was ich noch von dem Manuskripte mitteilen will, lautete so:

„Prolog des Hanswurstes zu der Tragödie: ‚Der Mensch'

Ich trete als Vorredner des Menschen auf. Ein respektives zahlreiches Publikum wird es leichter übersehen, daß ich meiner Hantierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, daß nach Doktor Darwin* eigentlich der Affe, der doch ohnstreitig noch läppischer ist als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen Menschengeschlechtes ist, und daß meine und Ihre Gedanken und Gefühle sich nur bloß mit der Zeit etwas verfeinert und kultiviert haben, obgleich sie ihrem Ursprunge gemäß doch

* S. dessen Gedicht über die Natur.

immer nur Gedanken und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopfe und Herzen eines Affen entstehen konnten. Doktor Darwin, den ich hier als meinen Stellvertreter und Anwalt aufführe, behauptet nämlich, daß der Mensch als Mensch einer Affenart am Mittelländischen Meere sein Dasein verdanke, und daß diese bloß dadurch, daß sie sich ihres Daumenmuskels so bedienen lernte, daß Daumen und Fingerspitzen sich berührten, sich allmählich ein verfeinertes Gefühl verschaffte, von diesem in den folgenden Generationen zu Begriffen überging und sich zuletzt zu verständigen Menschen einkleidete, wie wir sie jetzt noch täglich in Hof- und anderen Uniformen einherschreiten sehen.

Das Ganze hat sehr viel für sich; finden wir doch nach Jahrtausenden noch hin und wieder auffallende Annäherungen und Verwandtschaften in dieser Rücksicht, ja ich glaube bemerkt zu haben, daß manche respektive und geschätzte Personen sich ihres Daumenmuskels noch jetzt nicht gehörig bedienen lernten, wie z. B. manche Schriftsteller und Leute, die die Feder führen wollen; sollte ich darin nicht irren, so spricht das sehr für Darwin. Auf der andern Seite finden wir auch manche Gefühle und Geschicklichkeiten in dem Affen, die uns offenbar bei dem salto mortale zum Menschen entfallen sind, so liebt z. B. eine Affenmutter noch heutigestages ihre Kinder mehr als manche Fürstenmutter; das einzige, was dies widerlegen könnte, wäre noch, wenn man anführen wollte, daß diese sie eben aus übergroßer Liebe vernachlässigte, um das zu bezwecken, was jene nur etwas schneller durch das Erdrücken ihrer Jungen erreicht.

Genug, ich bin mit Doktor Darwin einverstanden und tue den philanthropischen Vorschlag, daß wir unsere jüngeren Brüder, die Affen in allen Weltteilen, höher schätzen lernen und sie, die jetzt nur unsere Parodisten sind, durch eine gründliche Anweisung, den Daumen und die Fingerspitzen zusammenzubringen, so daß sie mindestens eine Schreibfeder führen können, zu uns heraufziehen mögen. Ist es doch besser, mit dem ersten Doktor Darwin die Affen für unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein zweiter gar andere wilde Tiere zu unsern Aszendenten macht, welches er vielleicht durch ebenso gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die meisten Menschen, wenn man ihnen das Unterteil des Gesichts und den Mund, mit dem sie die gleißenden Worte verschwenden, verdeckt, in ihren Physiognomien eine auffallende Geschlechtsähnlichkeit besonders mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken usw., erhalten, ja da auch

der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubtieren, als Affen hinaufführen kann, welches, außer ihrer Vorliebe zur Räuberei im Mittelalter, auch noch aus ihren Wappen erhellet, in denen sie meistenteils Löwen, Tiger, Adler und andere dergleichen wilde Tiere führen. —

Das Gesagte mag hinlänglich sein, um meine Person und Maske vor der jetzt aufzuführenden Tragödie ‚Der Mensch' zu rechtfertigen. Ich verspreche einem respektiven Publikum zum voraus, daß ich spaßhaft sein will bis zum Totlachen, der Dichter mag es noch so ernsthaft und tragisch anlegen. — Was soll es auch überhaupt mit dem Ernste, der Mensch ist eine spaßhafte Bestie von Haus aus, und er agiert bloß auf einer größern Bühne als die Akteure der kleinern in diese große wie in Hamlet eingeschachtelten; mag er's noch so wichtig nehmen wollen, hinter den Kulissen muß er doch Krone, Zepter und Theaterdolch ablegen und als abgetretener Komödiant in sein dunkles Kämmerchen schleichen, bis es dem Direktor gefällt, eine neue Komödie anzusagen. Wollte er sein Ich in puris naturalibus oder auch nur im Nachtkleide und mit der Schlafmütze zeigen, beim Teufel, jedermann würde vor der Seichtigkeit und Nichtsnutzigkeit davonlaufen; so behängt er's aber mit bunten Theaterlappen und nimmt die Masken der Freude und Liebe vor das Gesicht, um interessant zu scheinen und durch das innen angebrachte Sprachrohr die Stimme zu erhöhen; dann schaut zuletzt das Ich auf die Lappen herab und bildet sich ein, sie machten's aus, ja, es gibt wohl gar andere noch schlechter gekleidete Ichs, die den zusammengeflickten Popanz bewundern und lobpreisen; denn beim Lichte besehen ist doch die zweite Mandandane* auch eine nur künstlicher zusammengenähte, die eine gorge de Paris vorgesteckt hat, um ein Herz zu fingieren, und eine täuschender gearbeitete Larve vor den Totenkopf hält.

Der Totenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve, und das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter, und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechterei, als gäbe es Etwas, da doch, wenn das Würgen einmal innehalten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Toren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber

* Goethes Triumph der Empfindsamkeit.

das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegenteile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.

Wollte man dergleichen ernsthaft nehmen, so möchte es leicht zum Tollhause führen, ich aber nehme es bloß als Hanswurst und führe dadurch den Prolog bis zur Tragödie hin, in der es der Dichter freilich höher genommen und sogar einen Gott und eine Unsterblichkeit in sie hineinerfunden hat, um seinen Menschen bedeutender zu machen. Ich hoffe indes das alte Schicksal, unter dem bei den Griechen selbst die Götter standen, darin abzugeben, und die handelnden Personen recht toll ineinander zu verwirren, daß sie gar nicht klug aus sich werden, und der Mensch sich zuletzt für Gott selbst halten oder zum mindesten, wie die Idealisten und die Weltgeschichte, an einer solchen Maske formen soll.

Ich habe mich jetzt so ziemlich angekündigt und kann das Trauerspiel nun allenfalls selbst auftreten lassen mit seinen drei Einheiten, der Zeit — auf die ich streng halten werde, damit der Mensch sich gar nicht etwa in die Ewigkeit verirrt, — des Orts — der immer im Raume bleiben soll — und der Handlung — die ich so viel als möglich beschränken werde, damit der Ödipus, der Mensch, nur bis zur Blindheit, nicht aber in einer zweiten Handlung zur Verklärung fortschreite.

Gegen die Maskeneinführung habe ich mich nicht gesperrt, denn je mehr Masken übereinander, um desto mehr Spaß, sie eine nach der andern abzuziehen bis zur vorletzten satirischen, der hippokratischen, und der letzten verfestigten, die nicht mehr lacht und weint — dem Schädel ohne Schopf und Zopf, mit dem der Tragikomiker am Ende abläuft. — Auch gegen die Verse habe ich nichts einwenden wollen, sie sind nur eine komischere Lüge, so wie der Kothurn nur eine komischere Aufgeblasenheit.

Prologus tritt ab." —

Neunte Nachtwache

Es freut mich, daß ich in den vielen Dornen meines Lebens doch wenigstens Eine blühende volle Rose fand; sie war zwar so von den Stacheln umschlungen, daß ich sie nur mit blutiger Hand und entblättert hervorziehen konnte; doch aber pflückte ich sie, und ihr sterbender Duft tat mir wohl.

Diesen einen Wonnemonat unter den übrigen Winter- und Herbstmonden verlebte ich — im Tollhause. —

Die Menschheit organisiert sich gerade nach Art einer Zwiebel und schiebt immer eine Hülse in die andere bis zur kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig steckt. So baut sie in den großen Himmelstempel, an dessen Kuppel die Welten als wunderheilige Hieroglyphen schweben, kleinere Tempel mit kleinern Kuppeln und nachgeäfften Sternen, und in diese wieder noch kleinere Kapellen und Tabernakel, bis sie zuletzt das Allerheiligste ganz en miniature wie in einen Ring eingefaßt hat, da es doch ringsum groß und mächtig um Berge und Wälder schwebt und in der glänzenden Hostie, der Sonne, am Himmel emporgehoben wird, daß die Völker davor niederfallen. In die allgemeine Weltreligion, die die Natur mit tausend Schriftzeichen geoffenbart hat, schachtelt sie wieder kleinere Volks- und Stammreligionen für Juden, Heiden, Türken und Christen; ja die letztern haben auch daran nicht genug, sondern schachteln sich noch von neuem ein. — Ebenso ist es mit dem allgemeinen Irrhause, aus dessen Fenstern so viele Köpfe schauen, teils mit partiellem, teils mit totalem Wahnsinne; auch in dieses sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren hineingebaut. In eins von diesen kleinern brachten sie mich jetzt aus dem großen, vermutlich, weil sie dieses für zu stark besetzt hielten. Ich fand es indes hier gerade wie dort; ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.

Ich kann meine Mitnarren nicht besser darstellen, als wenn ich gerade den Augenblick wähle, wo ich sie dem besuchenden Arzte vorführen mußte, was dann und wann geschah, weil mich der Aufseher des Instituts meiner unschädlichen Narrheit halber zum Vize- und Unteraufseher ernannt hatte. Ich tat es das letzte Mal unter folgender Rede:

„Herr Doktor Oehlmann, oder Olearius — wie Sie denn Ihren Namen vor Dissertationen und Programmen durch eine tote Sprache in die Unsterblichkeit übersetzen — wir laborieren zwar alle mehr oder minder an fixen Ideen; nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gemeinheiten und Fakultäten, von denen z. B. viele der letzteren neben dem Vertriebe der Weisheit auch einem bloßen Huthandel obliegen, wodurch sie sogar nicht weise Häupter, bloß vermöge des leichten Aufdrückens eines solchen Hutes aus ihrer Fabrik, in weise umzusetzen glauben; ja ihn oft selbst auf einen bloßen Rumpf schlagen und so scheinbar Philosophen bilden,

weil die Gesichter der letzteren vor übergroßem Spekulieren sich ohnedies gewöhnlich tief unter die Hutkrempe zu verkriechen pflegen. — Ich habe der vielen Beispiele halber, die sich hier meinem Gedächtnisse aufdrängen, den Faden der Perioden verloren, und reiße ihn lieber ganz ab, um von neuem anzuheben."

Oehlmann schüttelte hier seinen Doktorhut, wie wenn er daran zweifelte, daß man dem meinigen eine Dublette von diesem erhandelten Exemplare jemals verabfolgen lassen würde.

„Sie schütteln", fuhr ich fort, „weil mich der Himmel bloß zu einem Narren kreiert hat, und nicht späterhin der Kaiser zum Doktor? Doch beseitigen wir das für jetzt noch und reden von meiner Tollheit und den Mitteln, ihr abzuhelfen, lieber zuletzt.

Hier Nr. 1 ist ein Beleg zur Humanität, der mehr als alle Schriften darüber gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten Helden der Vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein Wahnsinn besteht darin, die Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im Gegensatze schlechter Poeten, alle Flüssigkeiten bei sich, weil er befürchtet, durch ihre Freilassung eine allgemeine Sündflut herbeizuführen. Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes Vermögen nicht in der Tat besitze — wahrlich, ich tät's, ich nähme die Erde als meinen pot de chambre in die Hand, daß alle Doktoren untergingen, und nur ihre Hüte in Menge oben schwämmen. Es ist ein großer Gedanke — der arme Teufel faßt ihn nicht, denn sehn Sie nur, wie er dasteht und sich quält und den Atem zurückhält, bloß aus reiner Menschenliebe, und wenn wir ihm jetzt von dieser Seite nicht Luft verschaffen, so ist er des Todes. Mein recipe sind Feuersbrünste, ausgetrocknete Ströme mit stillstehenden Mühlen und vielen Hungrigen und Durstigen an den Ufern. Eine Radikalkur, denke ich, soll die Hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jetzt alle Tage führe, und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesetzt hat. — Seines ursprünglichen Handwerks nach, soll er ein Poet gewesen sein, der seine Flüssigkeiten in keinen Buchladen ableiten konnte.

Nr. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laboriert an einer gläsernen Brust, und dieser an einem gläsernen Gefäße, weshalb er sein Ich niemals setzt, was jenem eine Kleinigkeit ist,

ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet und darum die Brust sorgfältig bedeckt.

Nr. 4 sitzt hier bloß deswegen, weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist; es wandeln noch einige von der Art frei herum, die man aber, wie billig, alle auch für toll hält.

Nr. 5 hielt zu verständige und verständliche Reden, deshalb haben sie ihn hieher geschickt.

Nr. 6 ist aus der Verrücktheit, den Scherz eines Großen als Ernst zu nehmen, verrückt geworden.

Nr. 7 hat sein Gehirn versengt dadurch, daß er sich zu hoch in die Poesie verstieg, und

Nr. 8 dadurch, daß er bei vernünftigen Tagen es mit der Rührung in seinen Komödien zu übermäßig betrieb, seine Vernunft gänzlich weggeschwemmt. Jener glaubt jetzt als Flamme zu brennen, so wie im Gegenteile dieser als Wasser dahinfließt. Ich habe dann und wann versucht, die widerstreitenden Elemente durch einen gegenseitigen Kampf zu verzehren, aber das Feuer fiel dann so heftig über das Wasser her, daß ich

Nr. 9, der sich für den Weltschöpfer hält, herbeirufen mußte, um sie wieder voneinander zu scheiden.

Diese letzte Nummer hält oft höchst wunderliche Selbstgespräche, und Sie können jetzt eben einem zuhören, wenn Sie anders Geduld dazu haben."

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers

„Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand, und wenn ich's von Sekunde zu Sekunde — was sie dort ein Jahrhundert heißen — durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht, ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll — wenn beides sich nur überhaupt für mich schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen, es sei gut — übereilt war das freilich, indes, ich hatte nun einmal meine gute Laune, und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertreib gibt. — Mit manchem, was ich geschaffen, bin ich freilich noch jetzt zufrieden; so ergötzt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern, die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch

zu ihnen zurückkehren, um ihre Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben*. — Aber dies winzige Stäubchen, dem ich einen lebendigen Atem einblies und es Mensch nannte, ärgert mich wohl hin und wieder mit seinem Fünkchen Gottheit, das ich ihm in der Übereilung anerschuf, und worüber es verrückt wurde. Ich hätte es gleich einsehen sollen, daß so wenig Gottheit nur zum Bösen führen müsse, denn die arme Kreatur weiß nicht mehr, wohin sie sich wenden soll, und die Ahnung von Gott, die sie in sich herumträgt, macht, daß sie sich immer tiefer verwirret, ohne jemals damit aufs reine zu kommen. In der einen Sekunde, die sie das goldene Zeitalter nannte, schnitzte sie Figuren, lieblich anzuschauen, und baute Häuserchen darüber, deren Trümmer man in der andern Sekunde anstaunte und als die Wohnung der Götter betrachtete. Dann betete sie die Sonne an, die ich zur Erleuchtung anzündete und die, mit meiner Studierlampe verglichen, sich wie das Fünkchen zur Flamme verhält. Zuletzt — und das war das ärgste — dünkte sich das Stäubchen selbst Gott und bauete Systeme auf, worin es sich bewunderte. Beim Teufel! Ich hätte die Puppe ungeschnitzt lassen sollen! — Was soll ich nur mit ihr anfangen? — Hier oben sie in der Ewigkeit mit ihren Possen herumhüpfen lassen? — Das geht bei mir selbst nicht an; denn da sie sich dort unten schon mehr als zuviel langweilt und sich oft vergeblich bemüht, in der kurzen Sekunde ihrer Existenz die Zeit sich zu vertreiben, wie müßte sie sich bei mir in der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen! Sie ganz und gar zu vernichten, tut mir auch leid; denn der Staub träumt doch oft gar so angenehm von der Unsterblichkeit und meint, eben weil er so etwas träume, müsse es ihm werden. — Was soll ich beginnen? Wahrlich, hier steht mein Verstand selbst still! Lasse ich die Kreatur sterben und wieder sterben und verwische jedesmal das Fünkchen Erinnerung an sich selbst, daß es von neuem auferstehe und umherwandle? Das wird mir auf die Länge auch langweilig, denn das Possenspiel, immer und immer wiederholt, muß ermüden! — Am besten, ich warte überhaupt mit der Entscheidung, bis es mir einfällt, einen Jüngsten Tag festzusetzen, und mir ein klügerer Gedanke beikommt." —

„Was das für ein verruchter Wahnsinn ist" — fiel ich ein, als Nr. 9

* Irgendein Naturforscher stellt die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

innehielt. — „Wenn ein vernünftiger Mensch dergleichen vorbrächte, würde man es wahrlich konfiszieren." —

Oehlmann schüttelte den Kopf und machte einige bedeutende Anmerkungen über Gemütskrankheiten überhaupt.

Der Weltschöpfer, der bei seiner Rede einen Kinderball in der Hand hielt und jetzt mit ihm an zu spielen fing, fuhr nach einer Pause fort:

„Wie die Physiker sich jetzt über die veränderte Temperatur wundern und neue Systeme darüber aufstellen werden. Ja, diese Erschütterung bringt vielleicht Erdbeben und andere Erscheinungen zuwege, und es gibt ein weites Feld für die Teleologen. O das Sonnenstäubchen hat eine erstaunliche Vernunft und bringt selbst in das Willkürlichste und Verworrenste etwas Systematisches; ja es lobt und preiset oft seinen Schöpfer eben deshalb, weil es davon überrascht wurde, daß er eben so gescheut als es selbst sei. — Dann treibt es sich durcheinander, und das Ameisenvolk bildet eine große Zusammenkunft und stellt sich fast an, als ob etwas darin abgehandelt würde. Lege ich jetzt mein Hörrohr an, so vernehme ich wirklich etwas, und es summen von Kanzeln und Kathedern ernsthafte Reden über die weise Einrichtung in der Natur, wenn ich etwa den Ball spiele und dadurch ein paar Dutzend Länder und Städte untergehen und mehrere von den Ameisen zerschmettert werden, die sich ohnedas, seitdem sie die Kuhpocken erfunden haben, nur zu viel vermehren. O seit einer Sekunde sind sie so klug geworden, daß ich mich hier oben nicht schneuzen darf, ohne daß sie das Phänomen ernsthaft untersuchen. — Beim Teufel! da ist es fast ärgerlich, Gott zu sein, wenn einen solch ein Volk bekrittelt! — Ich möchte den ganzen Ball zerdrücken!" —

„Sehen Sie nur, Herr Doktor" — fuhr ich fort, als der Weltschöpfer endete — „wie grimmig der Kerl es auf die Welt angelegt hat; es ist fast gefährlich für uns andere Narren, daß wir den Titanen unter uns dulden müssen, denn er hat ebensogut sein konsequentes System wie Fichte und nimmt es im Grunde mit dem Menschen noch geringer als dieser, der ihn nur von Himmel und Hölle abtrennt, dafür aber alles Klassische ringsumher in das kleine Ich, das jeder winzige Knabe ausrufen kann, wie in ein Taschenformat zusammendrängt. Jeder vermag jetzt aus der unbedeutenden Hülse, wie es ihm beliebt, ganze Kosmogonien, Theosophien, Weltgeschichten und dergleichen, samt den dazugehörigen Bilderchen herauszuziehen. Groß und herrlich ist das allerdings; wenn nur das Format nicht

so klein wäre! — Schon Schlegel hat es sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen, und ich muß gestehen, daß mir eine große Iliade, in Sedez herausgegeben, nimmer behagen will — das heißt den ganzen Olymp in eine Nußschale packen, und die Götter und Helden müssen sich entweder zum verjüngten Maßstabe bequemen, oder ohne Gnade das Genick brechen!"

„Sie sehen mich an, Herr Doktor, und schütteln zum zweiten Male den Kopf! Ja, ja, Sie haben es getroffen; das alles gehörte zu meiner Tollheit, und im vernünftigen Zustande bin ich grade der entgegengesetzten Meinung! —

Lassen Sie uns den Weltschöpfer verlassen! —

Hier Nr. 10 und 11 sind Belege zur Seelenwanderung; der erste bellt als Hund und diente ehmals am Hofe; der zweite hat sich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen.

Nr. 12, 13, 14, 15 und 16 sind Variationen über denselben Gassenhauer, die Liebe.

Nr. 17 hat sich über seine eigene Nase vertieft. Finden Sie das sonderbar? Ich nicht! Vertiefen sich doch oft ganze Fakultäten über einen einzigen Buchstaben, ob sie ihn für ein α oder ω nehmen sollen.

Nr. 18 ist ein Rechenmeister, der die letzte Zahl finden will.

Nr. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den der Staat an ihm beging; — das darf er aber nur im Tollhause.

Nr. 20 ist endlich mein eigenes Narrenkämmerchen. Treten Sie immer herein und schauen Sie sich um, sind wir doch vor Gott alle gleich und laborieren bloß an verschiedenen fixen Ideen, wo nicht an einem totalen Wahnsinn, bloß mit kleinen Nuancen. — Das dort ist ein Sokrates-Kopf, dem Sie die Weisheit, so wie jenem Skaramuz die Narrheit, an der Nase ansehen. Dies Manuskript enthält eigenhändige Parallelen von mir über beide und ist zugunsten des Narren ausgefallen. — Nicht wahr, der Fleck müßte kuriert werden? Es ist überhaupt die verstockteste Seite an mir, daß ich alles Vernünftige abgeschmackt, so wie vice versa finde — ich kann mich der Grille gar nicht erwehren!

Oft zwar habe ich es versucht, die Weisheit mit den Haaren an mich zu reißen, und habe deshalb privatim mit allen drei Brotfakultäten Umgang gepflogen, um mich demnächst öffentlich, nach einem kurzen akademi-

schen Musenbeilager, als eine heilige Dreizahl zum Besten der Menschheit einsegnen zu lassen und mit den drei übereinandergestülpten Doktorhüten einherzuschreiten. O, dachte ich bei mir selbst, könntest du dann nicht bloß durch leichten unbemerkbaren Hutwechsel als ein Proteus in praktischer und theoretischer Hinsicht umherwandeln! Über die kürzeste Heilungsmethode der Krankheiten in Dissertationen verkehren und den Kranken selbst auf dem kürzesten Wege von seinem Übel entbinden! Den Sterbenden, nach rasch vertauschtem Hute, als Rechtsfreund umarmen und sein Haus bestellen, und endlich bloß durch übergeworfenen Mantel als Himmelsfreund ihm den rechten Weg zum Himmel zeigen. Wie in einer Fabrik durch verschiedene Maschinen, ließe sich auf diese Weise durch verschiedene Hüte ein Höchstes und Letztes erreichen. Und welch ein Überfluß an Weisheit und Gelde — eine erwünschte Kombination der beiden entgegengesetztesten Güter, eine höchste Idealisierung der Zentaurennatur im Menschen, wo das wohlgesättigte Tier unten den höhern Reiter keck einherstolzieren läßt.

Doch ich fand bei näherer Ansicht alles eitel und erkannte in aller dieser gepriesenen Weisheit zuletzt nichts anders als die Decke, die über das Mosesantlitz des Lebens gehängt ist, damit es Gott nicht schaue.

Sie sehen, wohin das führt, und es ist eben meine fixe Idee, daß ich mich selbst für vernünftiger halte als die in Systemen deduzierte Vernunft, und für weiser als die dozierte Weisheit.

Ich möchte wahrlich mit Ihnen zu einer medizinischen Beratschlagung mich verbinden, bloß um zu überlegen, wie dieser meiner Narrheit beizukommen sei, und welche Mittel man dagegen anwenden könnte. Die Sache ist von Wichtigkeit, denn sagen Sie, wie kann man gegen Krankheiten sich auflehnen wollen, wenn man selbst, wie Sie wissen, mit dem Systeme nicht im reinen ist, ja wohl gar das für Krankheit hält, was höhere Gesundheit ist, und umgekehrt.

Ja, wer entscheidet es zuletzt, ob wir Narren hier in dem Irrhause meisterhaft irren, oder die Fakultisten in den Hörsälen? Ob vielleicht nicht gar Irrtum Wahrheit, Narrheit Weisheit, Tod Leben ist — wie man vernünftigerweise es dermalen gerade im Gegenteile nimmt! — O ich bin inkurabel, das sehe ich selbst ein."

Der Doktor Oehlmann verordnete mir nach einigem Nachsinnen viele Bewegung und wenig oder gar kein Denken, weil er meinte, daß mein Wahnsinn, gerade wie bei andern eine Indigestion durch zu häufigen phy-

sischen Genuß, durch übertriebene intellektuelle Schwelgerei entstanden sei. — Ich ließ ihn gehen!

Für meinen Wonnemonat im Tollhause spare ich ein anderes Nachtstück auf.

Zehnte Nachtwache

Das ist eine wunderliche Nacht; der Mondschein in den gotischen Bogen des Domes erscheint und verschwindet wie Geister — an der Laterne des Turmes klettert ein Nachtwandler herum, mit einem Säuglinge im Arme, es ist der Glöckner; sein Weib schaut aus der Luke, händeringend, aber stumm wie das Grab, daß der schlafende Wanderer, der sicher, wie der sorglose Mensch, die gefährlichsten Stellen zurücklegt, nicht beim Rufe seines Namens erwachend und schwindelnd mit dem Knaben in das tiefe Grab hinunterstürze. — Gegenüber in der Vorstadt bricht ein Dieb in einen Palast; aber es ist mein Revier nicht, und ich bin zum Stummsein verdammt; so mag er einbrechen! — Ganz in der Ferne ist leise kaum vernehmbare Musik, wie wenn Mücken summen, oder Koch zur Nacht auf der Mundharmonika phantasiert; und oben am Horizont auf dem Eisspiegel der Wiese drehen sich leicht und luftig Schlittschuhläufer und tanzen den Baseler Totentanz zu der Trauermusik. —

Alles ist kalt und starr und rauh, und von dem Naturtorso sind die Glieder abgefallen, und er streckt nur noch seine versteinerten Stümpfe ohne die Kränze von Blüten und Blättern gegen den Himmel. Die Nacht ist still und fast schrecklich, und der kalte Tod steht in ihr, wie ein unsichtbarer Geist, der das überwundene Leben festhält. Dann und wann stürzt ein erfrorner Rabe von dem Kirchendache, und ein Bettler ohne Dach und Fach kämpft mit dem Schlummer, der ihn so süß und lockend in die Arme des Todes legen will, wie den leichtsinnigen Fischer die Nixe mit Gesang in die Wellen einladet. —

Soll ich den Tod betrügen um das Bettlerleben? Beim Teufel, ich weiß es ja nicht, was besser ist — Sein, oder Nichtsein! — O, die dort mit dem nachgeahmten Süden in ihren Schlafkammern und dem gemalten Frühling an den Wänden, wenn draußen der wirkliche erstarret ist, werfen die Frage nicht auf, und sie bereiten sich selbst die Natur, wie ein leckeres

Gericht auf ihren Tafeln, zu und genießen sie gern nippend und in unterbrochenen Pausen, damit sie im Geschmack bleiben. Aber dieser Vogelfreie ruht der alten Mutter noch unmittelbar an der Brust, die eigensinnig und launisch, wie jede Alte, bald ihre Kinder erwärmt und bald sie erdrückt. — Doch nein, du Mutter bist ewig treu und unveränderlich und bietest den Kindern Früchte in dem grünen Laube, das sie beschattet, und Flammen und die Erinnerung an dich, wenn du schlummerst; aber die Brüder haben den Joseph verstoßen und verschließen tückisch die Gaben, die du ihm wie den andern Kindern reichst. — O, die Brüder sind es nicht wert, daß Joseph unter ihnen wandle! — Er mag entschlummern!

Da ist das Gesicht schon starr und kalt, und der Schlaf hat die Bildsäule seinem Bruder in die Arme gelegt; ich will sie hier aufrichten, daß sie wie ein Schreckbild, wenn die Sonne aufgeht, in den Tag schaue. — O mörderischer Tod, der Bettler hatte noch eine Erinnerung an das Leben und die Liebe — die braune Locke seines Weibes hier unter den Lumpen auf der Brust; du hättest ihn nicht würgen sollen, — und doch —

Der Traum der Liebe

Die Liebe ist nicht schön — es ist nur der Traum der Liebe, der entzückt. Höre mein Gebet, ernster Jüngling! Siehst du an meiner Brust die Geliebte, o so brich sie schnell, die Rose, und wirf den weißen Schleier über das blühende Gesicht. Die weiße Rose des Todes ist schöner als ihre Schwester, denn sie erinnert an das Leben und macht es wünschenswert und teuer. Über dem Grabhügel der Geliebten schwebt ihre Gestalt ewig jugendlich und bekränzt, und nimmer entstellt die Wirklichkeit ihre Züge, und berührt sie nicht, daß sie erkalte und die Umarmung sich ende. Entführe sie schnell, die Geliebte, Jüngling, denn die Entflohene kehrt wieder in meinen Träumen und Gesängen, sie windet den Kranz meiner Lieder und entschwebt in meinen Tönen zum Himmel. Nur die Lebende stirbt, die Tote bleibt bei mir, und ewig ist unsre Liebe und unsre Umarmung! — Horch! — Tanzmusik und Totengesang — das schüttelt lustig seine Schellen! Rüstig, immerzu; wer den andern übertäubt, führt die Braut heim. Schade nur, ich sehe zwei Bräute, eine weiße und eine rote — zwei Hochzeiten, zu der einen im untern Stockwerk heulen die Klageweiber ihre Weise; einen Stock höher pfeifen und geigen die Musikanten, und die Decke über dem Totenkämmerlein und dem Sarge bebt und dröhnt vom Tanze.

Erklärt mir doch den nächtlichen Spuk!

Lenore reitet vorüber — die weiße Braut hier in der stillen Hochzeitkammer liebte den Jüngling, der droben walzt; und, das ist Lebensweise, sie liebte, er vergaß, sie erblaßte, und er entglühte für eine rote Rose, die er heute heimführt, indem man diese wegträgt. —

Da ist die alte Mutter der weißen Braut, am Sarge — sie weint nicht; denn sie ist blind — auch die Weiße weint nicht und schlummert und träumt sehr süß. —

Da stürmt der Hochzeitszug noch tanzend die Stiegen herab — und der Jüngling steht zwischen zwei Bräuten. Er erblaßt doch ein wenig. Still! Die blinde Mutter erkennt ihn am Gange. — Sie führt ihn zum Brautbette der schlummernden Braut.

„Sie hat sich früher niedergelegt zur Hochzeitsnacht, als du, erweck sie nicht, sie schläft so süß, aber deiner hat sie gedacht bis zum Schlummer. Das ist dein Bild auf ihrem Herzen. — O zieh die Hand nicht so erschrocken zurück von der kalten Brust; die Nacht ist die längste, wo der Frost am bittersten ist, und sie liegt einsam im Brautbett, ohne den Bräutigam!" —

Sieh! Da hat der Schrecken die rote Rose auch erblaßt, und der Jüngling steht zwischen den zwei weißen Bräuten. — Fort, fort, das ist Weltlauf. O wenn ich doch blasen und singen dürfte!

Jetzt schwebt die Leiche hin durch die Gassen, und der Laternenschein still hinterdrein an den Wänden, wie wenn der vorüberwandelnde Tod sich dem schlummernden Leben nicht verraten wollte. Der gefrorene Boden knirscht unter den Fußtritten der Leichenträger — das ist der heimliche tückische Brautgesang! — Und sie bergen sie in ihr Kämmerlein.

Aber nahe dabei singen und brausen noch Jünglinge und verschwenden das Leben und die Liebe und die Poesie in einem kurzen raschen Rausche, der am Morgen verflogen ist — wo ihre Taten, ihre Träume, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche und alles um sie her nüchtern geworden und erkaltet ist. —

Im Nonnenkloster der heiligen Ursula war noch spät in der Nacht ein unruhiges Treiben. Die Glocke schlug dann und wann leise und dumpf an, wie wenn man träumend stürmen hört, und an den Kirchenfenstern, deren Bogen über die Mauern herabschaueten, flog oft ein ungewöhnlicher,

aber schnell wieder verlöschender Lichtglanz auf. Ich ging einsam um die Mauer herum, die wie ein geweiheter Zauberkreis die heiligen Jungfrauen umschließt. — Plötzlich stieß ich auf jemand im Mantel — was ich von ihm erfuhr, gehört in die folgende Winternacht; was ich tat, noch in diese. —

Der Pförtner an der äußern Mauer war ein alter tiefsinniger Menschenhasser, der mir herzlich zugetan war, als einem Gegenstande, den er mit seinem Zorne nach Belieben überschütten konnte. Ich besuchte ihn oft zur Nacht, um seiner Galle Luft zu machen; auch jetzt ging ich zu ihm. Er saß in seiner Hütte bei einer Lampe, in der Gesellschaft eines schwarzen Vogels, dem er eine Kappe über den Kopf gezogen hatte, und mit ihm in Unterredung war.

„Kennst du das Wesen" — sprach der Pförtner — „dessen Antlitz tückisch lacht, wenn die vorgehaltene Larve Tränen vergießt, das Gott nennt, wenn es den Teufel denkt, das im Innern, wie der Apfel am Toten Meere, giftigen Staub enthält, indes die Schale blühend rot zum Genuß einladet, das durch das künstlich gewundene Sprachrohr melodische Töne von sich gibt, indem es Aufruhr hineinruft, das wie die Sphinx nur freundlich lächelt, um zu zerreißen, und wie die Schlange bloß deshalb so innig umarmt, um den tödlichen Stachel in die Brust zu drücken — Wer ist das Wesen, Schwarzer?"

„Mensch!" krächzte das Tier auf eine unangenehme Weise.

„Der Schwarze spricht weiter kein Wort" — sagte der Pförtner —, „aber er beantwortet deshalb doch jede meiner Fragen auf das treffendste. — Geh schlafen, Schwarzer!"

Der Vogel rief noch dreimal Mensch aus und setzte sich dann, wie wenn er tiefsinnig nachdächte, in eine finstere Ecke — er schlummerte aber nur.

„Sie spielen Begrabens im Kloster" — fuhr der Alte fort — „willst du nicht zuschauen? Eine keusche Ursulinerin ist heute Mutter worden; — in der Legende wäre's freilich als ein Wunder aufgezeichnet; aber so sehr haben sie Gott in die Karte geschauet, daß sie heutigestages an keine Wunder mehr glauben. Die heilige Jungfrau wird diese Nacht lebendig eingescharrt. — Ich lasse dich ein; sieh's zum Zeitvertreibe an!" —

Er nahm die Schlüssel, die Angel pfiffen, und ich ging über Gräber durch den Kreuzgang. Fackelglanz flog oft rasch über die Monumente, auf denen steinerne Jungfrauen betend schlummerten, mit künstlich abgeform-

ten Gesichtern, indes drunten die Originale schon die Masken abgeworfen hatten. —

Ich stelle mich hinter einen Pfeiler, drunten war eine offene gemauerte Gruft — ein einsames Entkleidungskämmerchen für den abgehenden Menschen — im Kämmerchen brannte eine blasse Totenlampe, und auf einem hervorragenden Steine befand sich ein Brot, ein Krug Wasser, ein Kruzifix und ein Gebetbuch. In der über die Gruft gebaueten Kirche herrschte tiefe Stille unter den Heiligen, die von den Wänden herabschaueten, nur wenn dann und wann ein Windstoß durch das Orgelwerk fuhr, heulte eine Pfeife unangenehm.

Der Zug ward endlich durch die Säulen sichtbar — viele schweigende Jungfrauen und in der Mitte die wandelnde Braut des Todes. Der ganze Akt hätte für einen poetisch weichlich gestimmten Zuschauer etwas Schauererregendes, eben durch die fast mechanisch schreckliche Weise, auf die er vollzogen wurde, gehabt, so wie denn die tragische Muse, je weniger Händeringens sie macht, um so mehr erschüttert. Mein Gemüt indes (das einem mit Vorsatz widersinnig gestimmten Saitenspiele gleicht, auf dem daher niemals in einer reinen Tonart gespielt werden kann, wenn nicht anders der Teufel einmal ein Konzert darauf ankündigt) wurde wenig ergriffen, und es kam im Grunde nichts weiter als ein toller Lauf durch die Skala zuwege, der ohngefähr durch die folgenden Töne ging und in einer Disharmonie stehen blieb:

Lauf durch die Skala

„Das Leben läuft an dem Menschen vorüber, aber so flüchtig, daß er es vergebens anruft, ihm einen Augenblick standzuhalten, um sich mit ihm zu besprechen, was es will, und warum es ihn anschaut. Da fliehen die Masken vorüber, die Empfindungen, eine verzerrter wie die andere. Freude, steh mir Rede — ruft der Mensch — weshalb du mir zulächelst! Die Larve lächelt und entflieht. Schmerz, laß dir fest ins Auge schauen, warum erscheinst du mir! Auch er ist schon vorüber. — Zorn, warum blickst du mich an — ich frage es, und du bist verschwunden.

Und die Larven drehen sich im tollen raschen Tanze um mich her — um mich, der ich Mensch heiße — und ich taumle mitten im Kreise umher, schwindelnd von dem Anblicke und mich vergeblich bemühend, eine der Masken zu umarmen und ihr die Larve vom wahren Antlitze wegzureißen; aber

sie tanzen und tanzen nur — und ich — was soll ich denn im Kreise? Wer bin ich denn, wenn die Larven verschwinden sollten? Gebt mir einen Spiegel, ihr Fastnachtsspieler, daß ich mich selbst einmal erblicke — es wird mir überdrüssig, nur immer eure wechselnden Gesichter anzuschauen. Ihr schüttelt — wie? steht kein Ich im Spiegel, wenn ich davor trete — bin ich nur der Gedanke eines Gedanken, der Traum eines Traumes — könnt ihr mir nicht zu meinem Leibe verhelfen, und schüttelt ihr nur immer eure Schellen, wenn ich denke, es sind die meinigen? — Hu! Das ist ja schrecklich einsam hier im Ich, wenn ich euch zuhalte, ihr Masken, und ich mich selbst anschauen will — alles verhallender Schall ohne den verschwundenen Ton — nirgends Gegenstand, und ich sehe doch — — das ist wohl das Nichts, das ich sehe! — Weg, weg vom Ich — tanzt nur wieder fort, ihr Larven!"

Jetzt steigt die Nonne in die Gruft hinab. O endet doch das Spiel, daß ich's erfahre, ob's eigentlich auf Scherz oder auf Ernst hinausläuft. Folgt doch noch auf dem letzten Wege der Braut des Todes eine Maske — es ist der Wahnsinn. Die Larve lächelt heimlich — ob dahinter das wahre Antlitz schaudert, oder verzückt ist — wer sagt es mir?

Zwar mauern sie, der Braut zur Gesellschaft, eine Schlange ein — den Hunger —, die sich ihr bald um die Brust schlingen und bis zum Ich fortnagen wird. Wenn dann die letzte Maske auch verschwindet, und das Ich mit sich allein ist — wird es sich wohl die Zeit vertreiben? —

Nun klopfen die Hämmer der Freimaurer dumpf durch das Gewölbe, und ein Stein nach dem andern fügt sich in das Gewölbe der Gruft. Jetzt erblicke ich nur noch durch eine kleine Lücke beim Lampenschein das heimliche Lächeln der Begrabenen — jetzt bloß ein wenig sich durchstehlenden Schimmer — — nun ist alles verdeckt, und die lebenden Toten singen zur guten Nacht ein ernstes miserere über dem Haupt der Begrabenen. —

Den Pförtner fand ich, als ich zurückkehrte, wie gewöhnlich mit seiner alten finstern Maske beisammen. —

„Hassest du jetzt die Menschen?" fragte er.

„Ich bin fast mit mir allein" — sagte ich — „und hasse und liebe ebensowenig als möglich! Ich versuche zu denken, daß ich nichts denke, und da bringe ich's zuletzt wohl so weit, auf mich selbst zu kommen!" —

„Nimm den Wurm mit" — fuhr der Alte fort und hob die Decke über einem schlummernden Kinde — „ich mag ihn nicht bei mir behalten, denn

ich habe noch Anfälle von Menschenliebe, wo ich ihn leicht im Wahnsinn ersticken könnte!"

Ich nahm den Knaben in die Arme, und das noch träumende Leben versöhnte mich wieder mit dem erwachten.

„Sie haben mir das Kind übergeben, es fortzuschaffen" — sprach der Pförtner — „denn sie dulden nichts Männliches unter sich, die frommen Jungfrauen, außer in den Gemälden, für die Einbildungskraft; die Mutter des Knaben sahest du eben begraben, such jetzt seinen Vater auf, oder schleudre den Bürger in die Welt, es hat keine Gefahr mit der Menschenbrut, sie geht nicht unter."

„Ich kenne den Vater!" antwortete ich und ging aus der Hütte. Draußen stand der Unbekannte im Mantel und hielt mich fest. — „Die Braut ist begraben — dies ist dein Sohn!" mit diesen Worten legte ich ihm den Knaben in die Arme, und er drückte ihn stumm ans Herz.

Eilfte Nachtwache

Folgendes ist ein Bruchstück aus der Geschichte des Unbekannten im Mantel. Ich liebe das Selbst — drum mag er selbst reden!

„Was ist denn die Sonne?" fragte ich eines Tages meine Mutter, als sie den Sonnenaufgang von einem Berge beschrieb. „Armer Knabe, du verstehst es nimmer, du bist blind geboren!" antwortete sie gerührt und fuhr sanft mit der Hand über meine Stirn und meine Augen.

Ich glühete — die Beschreibung hatte mich entzückt; zwischen den Menschen und meiner Liebe zu ihnen lag eine Scheidewand — wenn ich die Sonne nur einmal erblicken könnte, glaubte ich, würde sie schwinden und ich mich eines nähern Umgangs mit meiner Mutter erfreuen dürfen. —

Meine Phantasie arbeitete von jetzt an heftig, der sehnsuchtsvolle Geist strebte gewaltsam den Körper zu durchbrechen und in das Licht zu schauen. Dort lag das Land meiner Ahnung, das Italien voll Wunder der Natur und Kunst.

Sie sprachen viel von Nacht und Tag, für mich gab es nur eins: einen ewigen Tag oder eine ewige Nacht — sie meinten, es sei das letztere! —

Ich saß in meinem Dunkel, und die wunderbare große Welt ging in meinem Geiste auf, aber die Beleuchtung fehlte, und ich stieg nur an dem Leben herum, wie an einem himmelhohen Felsen, mit verbundenen Augen; ich fühlte die seidene Wange der Blume, trank ihren Duft — aber ich träumte, die Blume selbst sei unendlich schöner als ihr Duft und ihre seidene Wange.

Ein lebhafter wunderbarer Traum ließ mich in einer Nacht das Licht erblicken, und es war es wahrlich; aber als ich erwachte, bemühete ich mich vergeblich, den Traum wieder hervorzurufen.

Um diese Zeit stieg die Musik wie ein lieblicher Genius in meinen dunkeln Kerker und schlang um ihre Saiten die zarten Blumenkränze der Poesie. Es war heiliger Boden, den ich jetzt betrat — das erste Italien meiner Sehnsucht.

Der Engel, der zwischen den beiden Musen wandelte und sie mir zuführte, war ein Mädchen, die himmlische Madonna hatte ihm ihren irdischen Namen hinterlassen. — Maria war mit mir von gleichem Alter, und sie entzückte den blinden Knaben durch ihre Lieder und Töne und rief die Liebe und die Hoffnung aus ihren Träumen auf, daß sie zum ersten Male hell um sich schauten und als die beiden schönsten Vestalen in das Leben traten.

Marie war eine elternlose Waise, und meine Mutter hatte, als sie sie zu sich nahm, ein feierliches Gelübde geleistet, das Kind dem Himmel zu weihen, wenn ich jemals das Licht erblicken würde. Jetzt sehnte ich mich minder nach der Sonne, denn sie entführte mir Marie und ihre Gesänge.

Bald darauf hörte ich öfter von einem Arzte reden, von dessen Kunst man sich viel zu meinem Vorteile versprach. — Ich wankte zwischen entgegengesetzten Gefühlen — die Liebe zur Sonne und zu Marie war gleich heftig in meiner Seele. Fast mit Gewalt mußte man mich dem Arzte entgegenführen.

Er gebot mir Ruhe — und meine Brust hob sich stürmischer. Ich stand an den Pforten des Lebens, gleichsam um zum zweiten Male geboren zu werden. Jetzt empfand ich einen heftigen Schmerz an meinen Augen; ich schrie auf, denn mein Traum kehrte zu mir zurück — ich sah Licht! — Tausend blitzende Strahlen und Funken — ein rascher Blick in den reichsten Schatz des Lebens.

Die vorige Nacht umgab mich dann wieder. Es war eine Binde um

meine Augen gelegt, und ich durfte nur erst nach und nach in die neue Welt eingehen.

Nichts von den Zwischenräumen — man zeigte mir nur wenige Gegenstände, und kein lebendiges Wesen, außer dem Arzte, nahte sich mir, bis dieser mich endlich für stark genug hielt, das Größeste zu ertragen.

Er führte mich in die Nacht hinaus, über meinem Haupte in der unermeßlichen Ferne brannten die Sternbilder, und ich stand unter den tausend Welten wie ein Trunkener, Gott ahnend, ohne seinen Namen auszusprechen. — Vor mir ragten die alten Ruinen einer vorigen Erde, die Berge, finster und rauh in die Nacht empor, ein mattes Wetterleuchten aus wolkenloser Luft spielte um ihre Häupter. Wälder ruhten tief und verhüllt zu ihren Füßen und schüttelten nur leise ihre schwarzen Wipfel. Der Arzt stand ernst und still neben mir — einige Schritte weiter regte es sich wie eine verschleierte Gestalt. —

Ich betete! —

Plötzlich veränderte sich die Szene; über die Berge schienen Geister heraufzuziehen, und die Sterne erblaßten wie vor Schrecken, und hinter mir deckte sich ein weiter Spiegel auf — das Weltmeer. —

Ich bebte, denn ich glaubte, Gott nahe sich.

Und auf die Erde drückten sich Nebel und verhüllten sie sanft — aber am Himmel zogen die Geister mächtiger heran, und wie die Sterne verlöschten, flogen goldene Rosen über die Berge empor in den blauen Himmel, und ein zauberischer Frühling blühete in der Luft — immer mächtiger und mächtiger — jetzt wogte ein ganzes Meer herüber, und Flamme auf Flamme brannte in die Himmelsfluten.

Da stieg über den Fichtenwald, in tausend Strahlen widerleuchtend wie eine entzündete Welt, die ewige Sonne empor!

Ich schlug beide Hände vor die Augen und stürzte zu Boden.

Als ich wieder erwachte, da schwebte der Gott der Erde in den Lüften, und die Braut hatte alle ihre Schleier zerrissen und enthüllte ihre höchsten Reize dem Auge des Gottes. —

Überall war Heiligtum — der Frühling lag wie ein süßer Traum an den Bergen und auf den Fluren — die Sterne des Himmels brannten als Blumen in dem dunkeln Grase, aus tausend Quellen stürzte das Lichtmeer herab in die Schöpfung, und die Farben stiegen darin wie wunder-

bare Geister auf. Ein All von Liebe und Leben – rote Früchte und blühende Kränze in den Bäumen und duftende Gewinde um Hügel und Berge – in den Trauben brennende Diamanten – die Schmetterlinge als fliegende gaukelnde Blumen in den Lüften – Gesang aus tausend Kehlen, schmetternd, jubelnd, lobpreisend – und das Auge Gottes aus dem unendlichen Weltmeere zurückschauend und aus der Perle im Blumenkelche.

Ich wagte den Ewigen zu denken!

Plötzlich rauschte es hinter mir – neue Schleier fielen von dem Leben – ich schaute rasch zurück und sahe – ach zum ersten Male! das weinende Auge der Mutter!

O Nacht, Nacht, kehre zurück! Ich ertrage all das Licht und die Liebe nicht länger!

Zwölfte Nachtwache

Es geht nun einmal höchst unregelmäßig in der Welt zu, deshalb unterbreche ich den Unbekannten im Mantel hier mitten in seiner Erzählung, und es wäre nicht übel, zu wünschen, daß mancher große Dichter und Schriftsteller sich selbst zur rechten Zeit unterbrechen möchte, so auch der Tod in der rechten Stunde das Leben großer Männer – Beispiele liegen nahe.

Oft erhebt sich der Mensch wie der Adler zur Sonne und scheinet der Erde entrückt, daß alle dem Verklärten in seinem Glanze nachstaunen; – aber der Egoist kehrt plötzlich zurück, und statt den Sonnenstrahl wie Prometheus geraubt zu haben und zur Erde herabzuführen, verbindet er den Umstehenden die Augen, weil er glaubt, es blende sie die Sonne.

Wer kennt den Sonnenadler nicht, der durch die neuere Geschichte schwebt! –

Was übrigens meinen Unbekannten betrifft, so gebe ich nach romantischem Stoffe hungernden Autoren mein Wort, daß sich ein mäßiges Honorar mit seinem Leben erschreiben ließe – sie mögen ihn nur aufsuchen und seine Geschichte beenden lassen. –

In dieser Nacht war großer Lärm. Aus der Haustür eines berühmten Dichters flog eine Perücke, und hinterdrein eilte ihr Besitzer, so daß es

zweideutig war, ob er dem vorausfliehenden Gute nachsetze oder vielmehr nachgesetzt werde. Ich hielt ihn dieser Zweideutigkeit halber fest und ließ ihn beichten. –

„Mein Freund!" – sagte er – „ich setze der Unsterblichkeit nach und werde von ihr nachgesetzt! Er selbst wird es wissen, wie schwer es ist, berühmt zu werden, wie noch unendlich schwerer aber, zu leben; man klagt in allen Fächern über Überhäufung, so auch in dem Fache des Berühmt- und Lebendigseins, dazu beschwert man sich über so manche in beiden Fächern angestellte schlechte Subjekte, daß man niemandem mehr auf sein Wort glauben will. Mir besonders hat man große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und ich habe es durchaus zu nichts bringen können. Sage Er selbst, was soll ein Mensch, der nicht schon im Mutterleibe eine Krone auf dem Haupte trägt, oder mindestens, wenn er aus dem Ei gekrochen, an den Ästen eines Stammbaums das Klettern lernen kann, in dieser Welt anfangen, wenn er weiter nichts mitbringt, als sein nacktes Ich und gesunde Glieder. Ich kenne nichts Einfältigeres in der Zeit, worin wir einmal leben, und wo die Ämter, die Würden, die Ordensbänder und Sterne schon früher fertig sind, als der, der sie tragen oder bekleiden soll. Möchte ein armer Teufel, der nicht mindestens bei seiner Geburt gleich in einen warmen Rock fahren kann, nicht lieber wünschen, als ein Stumpf aus seiner Mutter Leibe hervorzugehen, angestaunt und gespeiset zu werden? Ich denke, Er versteht mich, Kamerad!

Ich hab's auf alle Weise versucht, mich fortzubringen, aber immer vergeblich; bis ich endlich fand, ich habe Kants Nase, Goethes Augen, Lessings Stirn, Schillers Mund und den Hintern mehrerer berühmter Männer; ich machte darauf aufmerksam und fand Eingang, ja man fing an, mich zu bewundern. Jetzt trieb ich's weiter, ich schrieb an große Geister um alten abgelegten Trödel, und das Glück wollte mir so wohl, daß ich jetzt in Schuhen einherschreite, in denen einst Kant eigenfüßig ging, am Tage Goethens Hut auf Lessings Perücke setze und zu Abends Schillers Schlafmütze trage, ja ich ging noch weiter, ich lernte weinen wie Kotzebue und niesen wie Tieck; und Er glaubt nicht, welchen Eindruck ich oft dadurch zuwege bringe, die Kreatur wohnt nun einmal im Leibe, und hat es mit diesem lieber zu tun, als mit dem Geiste; es ist keine Spiegelfechterei, wenn ich Ihm erzähle, daß jemand, vor dem ich einst wie Goethe mit verkehrt gesetztem Hute und in die Rockfalten verborgenen Händen einherwandelte, mir die Versiche-

rung gab, das amüsiere ihn mehr, als Goethens neueste Schriften. — Man zieht mich seitdem an die vornehmsten Tafeln, und ich befinde mich wohl dabei. —

Nur heute fuhr ich übel, denn als ich einen bekannten großen Geist, der öffentlich bedeutend auftritt, in seinen vier Pfählen belauschen wollte, behandelte er mich als einen Dieb, ohnerachtet das, was ich ihm in der Eile mit den Augen entwandte, nicht eben sehr rühmenswert war."

Er setzte sich nach diesen Worten Lessings Perücke wieder auf das Haupt und machte dabei noch folgenden Sarkasmus:

„Freund, was hat man von dieser Unsterblichkeit, wenn nach dem Tode die Perücke unsterblicher ist, als der Mann, der sie trug? — Vom Leben selbst will ich nicht einmal reden, denn während seines Daseins stolziert nur der sterblichste Schlucker unsterblich einher, während man nach dem Genius, wo er sich blicken läßt, mit Fäusten ausschlägt — erinnere Er sich an das Haupt, das vor mir in dieser Perücke steckte! Gute Nacht!" —

Ich ließ den Narren laufen. —

Auf dem Gottesacker trieb sich ein junger Mensch herum im Mondenschein, ich konnte ganz nahe an ihn kommen, und er bemerkte mich nicht, weil er beschäftigt war, durch heftiges Gestikulieren und Deklamieren sich in eine mäßige Verzweiflung zu bringen — das Mittel ist probat, und ich kannte wirklich einen Frühprediger, der durch nichts zu Tränen zu bewegen war, außer wenn er sich selbst sehr heftig reden hörte; — es gelang ihm allmählich damit, ja er zog zuletzt ein Pistol und setzte es sich verschiedene Male an die Stirn, bis er endlich eine solche Höhe erreicht hatte, daß er kühn genug war, es abzudrücken — es versagte, und bei der heftigen Bewegung entfiel ihm ein falscher Haarzopf. Da die Sache mir zuletzt doch etwas mißlich vorkam, so sprang ich hinzu und überreichte ihm den entfallenen unter einer für die Lage passenden Anrede. Er mochte's noch in der ersten Hitze für einen Dolch halten und brachte einige ernsthafte, wiewohl vergebliche Stöße damit zustande.

Ich suchte ihn durch die Bemerkung, daß tragische Situationen durch komische Nuancen, wie z. B. durch einen dem König Lear im Affekte entfallenen Haarbeutel und dgl., gestört würden, zu sich zu bringen, und es gelang mir insoweit, daß er sich auf dem Grabhügel niedersetzte und sich dazu verstand, den falschen Haarzopf von mir wieder anheften zu lassen.

Während des Geschäftes versuchte ich es, ihn durch eine Apologie des Lebens zu bekehren, die er ruhig anhören mußte, weil ich ihn bei den Haaren dazu hielt.

Apologie des Lebens

„Bei Gott, das Leben ist doch schön! — und was vermag Sie nur, junger Mensch, daß Sie es leichtfertig wie diesen Haarzopf von sich schleudern wollen? — Fassen Sie das Band; ich will während des Wickelns so kurz als möglich Ihnen einige Schönheiten zu entwickeln suchen. —

Was gibt es auf der Erde, das Sie im Himmel — wenn anders außer dem Lufthimmel über uns noch ein zweiter, oder gar mehrere existieren sollten — besser erwarten könnten? — Finden Sie nicht hier unten alles leidlich eingerichtet? Wissenschaften, Kultur und Sitten sind im schönsten Flore und wandern recht modern einher; der allgemeine Staat ist, wie Holland, mit Kanälen und Gräben durchschnitten, worin alle menschliche Fähigkeiten geschickt abgeleitet und verteilt werden, damit nicht zu fürchten steht, daß sie auf einmal in zu großer Vereinigung das Ganze überschwemmen möchten. Es gibt Menschen, die so vorteilhaft placiert sind, daß man sie als recht gute Hammer und Zangen betrachten kann, und die doch deshalb keineswegs an ihrer Unsterblichkeit Abbruch leiden; sehen Sie nur diesen Koloß der Menschheit an, wie alles sich an ihm regt und arbeitet und verkehrt, der erste klettert über den zweiten hinauf, und über diesen wieder ein dritter, wie die Äquilibristen, dieser trägt Erfindungen, jener Systeme mit sich in die Höhe, und es kann nicht fehlen, daß dies Menschengeschlecht, das auf seinen eigenen Schultern immer höher kommt, oder sich, wie Münchhausen, bei seinem eigenen Zopf emporzieht, zuletzt sich bis in den Himmel verklettert, und es ganz unnötig wird, an einen zweiten zu denken. — Hält der Zopf nur an diesem Menschheitskopfe und ist kein falscher, wie der, an dem ich wickele, was ist es denn noch nötig, auf einem andern Wege als auf diesem sich in eine höhere Welt zu versetzen.

Was denken Sie auch dort zu gewinnen, Freund? Bessere Gesetze etwa? Für unsere hienieden spricht das Alter! Bessere Sitten? Wir sind darin so emporgestiegen, daß wir fast daraus hinausgekommen und über ihnen stehen! Bessere Verfassungen? Haben Sie nicht, wie auf einer Landkarte die verschiedenen Farben, eine Menge vor sich liegen? Gehen Sie nach Frankreich, Freund, wo die Verfassungen mit den Moden wechseln, da

können Sie alle der Reihe nach anpassen, aus einer Monarchie in die Republik, und aus dieser wieder in eine Despotie fahren; Sie können dort groß und klein, kurz nacheinander, und zuletzt wieder ganz gewöhnlich sein, was doch immer für die Menschheit am interessantesten bleibt.

Freund, gegen den Menschenhaß gibt es treffliche Mittel; ja ich habe das Exempel gehabt, daß ein gutes Gericht mich selbst einst vom Selbstmorde abbrachte, und ich gesättigt ausrief: „Das Leben ist doch schön!" Wie andere den Kopf oder das Herz, so nehme ich den Magen für den Sitz des Lebens an; an allem, was je Großes und Vortreffliches in der Welt geschah, ist meistenteils der Magen schuld. Der Mensch ist ein verschlingendes Geschöpf, und wirft man ihm nur viel vor, so gibt er in den Verdauungsstunden die vortrefflichsten Sachen von sich, und verklärt sich essend und wird unsterblich.

Welche weise Einrichtung des Staates dahero, die Bürger — wie die Hunde, die man zu Künstlern ausbilden will — periodisch hungern zu lassen! Für eine Mahlzeit schlagen die Dichter wie die Nachtigallen, bilden die Philosophen Systeme, richten die Richter, heilen die Ärzte, heulen die Pfaffen, hämmern, klopfen, zimmern, ackern die Arbeiter, und der Staat frißt sich zur höchsten Kultur hinauf. Ja, hätte der Schöpfer den Magen vergessen, behaupte ich, so läge die Welt noch so roh da wie bei der Schöpfung und sei jetzt nicht der Rede wert.

Was denken Sie nun aber von jenem Leben, in das Sie diese innere Seele aller Bildung nicht mit hinübernehmen, und wo Sie nur geistig hineindringen wollen! — Reißen Sie sich nicht los, ich schlinge jetzt erst die Schleife, wodurch ich Ihr Haar wieder mit dem Zopfe verbinde! — Freund, der Geist ohne Magen gleicht dem Bären, der träg an seinen eigenen Pfoten saugt. Er ist nur der Schatzmeister dieses in ihm hängenden Säckels, und schneiden Sie ihm diesen ab, so ist's um ihn getan. Gibt es eine Seelenwanderung, woran ich nicht zweifle, und fahren die abgeschiedenen Geister, wie denn das nicht unwahrscheinlich ist, ebensogut in Blumen und Früchte usw. als in Tiere — wo liegt denn noch anders dieser Verbindungskanal der Geister, als in dem sie verschlingenden Magen; durch ihn steigen sie, nachdem das Animalische wieder abgegangen ist, verflüchtigt in den Kopf empor, und es liegt so am Tage, daß wir die größten Weisen, einen Plato, Hemsterhuis, Kant usw., bloß durch behagliches Hineinessen in uns aufnehmen können.

Denken Sie hier an Beispiele: Goethe, der den Hans Sachs, die Romantiker und Griechen in sich vereinigt, ist ein so guter Esser als Dichter und hat wahrscheinlich diese Geister vorweggespeiset; Bonaparte mag den Julius Cäsar zu sich genommen haben, und nur der Geist des Brutus scheint dort noch ungegessen sich irgendwo aufzuhalten. —

Wie ist es möglich, Freund, daß Sie diesem Magen und diesem Leben entsagen, und überhaupt aus dieser künstlichen Maschine, in der Sie tausend Räder drehn und treiben, herausfliegen wollen? Wie viele Bühnen liegen nicht um Sie her, auf denen Sie als Held agieren können! Schlachtfelder, Almanache, Literaturzeitungen, das größere und das kleinere Theater —"

„Ich stehe am Hoftheater" — fiel der junge Mensch ein, indem er eine Danksagungsverbeugung für den wieder angehefteten falschen Zopf machte. — „Das Pistol ist übrigens ungeladen, und ich suchte mich nur hier am Grabe durch mäßiges Rasen in den Charakter eines Selbstmörders zu versetzen, den ich morgen darzustellen habe. Nüchternheit ist das Grab der Kunst! Ich fahre in die Leidenschaften möglichst hinein, wie in Schlachthandschuhe, ich spiele meine Charaktere mit Gefühl und bin wenigstens, wie die größten Meister, auf einen Tag geizig, wenn ich einen Geizigen, oder toll, wenn ich einen Tollen dargestellt habe."

Dahin ging er und ließ mich fast abgeschmackt und lächerlich dastehn. „O falsche Welt!" rief ich grimmig aus — „an der nichts mehr wahrhaft ist, selbst bis auf die Haarzöpfe deiner Bewohner, du leerer abgeschmackter Tummelplatz von Narren und Masken, ist es denn nicht möglich, auf dir zu einiger Begeisterung sich zu erheben!"

Es war mir, wie wenn ich mich jetzt in der Nacht unter dem zugedeckten Monde weit ausdehnte und auf großen schwarzen Schwingen wie der Teufel über den Erdball schwebte. Ich schüttelte mich und lachte und hätte gern alle die Schläfer unter mir mit eins aufgerüttelt und das ganze Geschlecht im Negligé angeschaut, wo es noch keine Schminke, falsche Zähne und Zöpfe und Brüste und Hintere auf- — und an- — und umgelegt, um den ganzen abgeschmackten Haufen boshaft auszupfeifen.

Dreizehnte Nachtwache

Ich stieg den Berg hinauf am Ausgange der Stadt — es war die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, und draußen lag die alte Fee, die Erde, und kochte ihre mitternächtlichen Zauberkräuter, um am Morgen nach abgeworfenem Silberhaare und ausgeglätteten Runzeln, schön umlockt und bekränzt als eine junge Nymphe aufzustehen und ihre neugebornen Kinder an dem schwellenden Busen zu tragen. — Unten im Tale blies ein Hirte das Alphorn, und die Töne sprachen so lockend von einem fernen Lande, und von Liebe und Jugend und Hoffnung; ich dichtete zu ihrer Begleitung folgenden

Dithyrambus über den Frühling

„Du erscheinst, und erschrocken flieht dein finsterer Bruder, und die Schilde und Panzer, worin er gewaffnet dastand, rasseln durcheinanderstürzend und zerbrechen; und siehe, errötend in Morgenglut tritt die junge Erde hervor, wie eine blühende Jungfrau; und du küssest die Geliebte, Jüngling, und schlingst ihr den Brautkranz in die Locken. Da sinkt der letzte Gletscher, und das erstarrte Element wird frei und fließt still dahin zwischen Blumen und überwölkt von grünen Gebüschen, die Berge halten ihre Sennenhütten hoch in die blaue Luft, und an ihren Abhängen kleben die gefleckten Herden. Blumen blühen und träumen Liebe, und die Nachtigall singt sie in den Gesträuchen. Die Bäume schlingen ihre Zweige in duftige Kränze und reichen sie zum Himmel empor; der Adler steigt betend in den Sonnenglanz auf, wie zu Gott, und die Lerche wirbelt ihm nach, jubelnd über der geschmückten Erde. Jeder duftende Kelch wird zu einer Brautkammer, jedes Blatt ist eine kleine Welt, und alles saugt Leben und Liebe an dem heißen Herzen der Mutter! — Nur der Mensch —"

Hier verstummte plötzlich das Alphorn, und der letzte Ton und das letzte Wort verhallten langsam und sterbend.

„Hast du nur bis zu diesem Worte geschrieben, Mutter Natur? Und in wessen Hand überliefers du die Feder zur Fortsetzung? — Kannst du es nimmer lösen, warum alle deine Geschöpfe träumend glücklich sind, und nur der Mensch wachend dasteht und fragend — ohne Antwort zu erhalten? — Wo liegt der Tempel des Apollo — wo ist die Stimme, die einzig antwortende? Ich höre nichts als Widerhall, Widerhall meiner eigenen Rede — bin ich denn allein?"

Allein! ruft die hämische Stimme. Mutter, Mutter, warum schweigst du? — O du hättest das letzte Wort in der Schöpfung nicht schreiben sollen, wenn du dabei abbrechen wolltest. Ich blättere und blättere in dem großen Buche, und finde nichts, als das eine Wort über mich, und dahinter den Gedankenstrich, wie wenn der Dichter den Charakter, den er vollführen wollte, im Sinne behalten und nur den Namen hätte mit einfließen lassen. War der Charakter zu schwierig zur Ausführung, warum strich der Dichter nicht auch den Namen aus, der jetzt allein dasteht, sich anstaunt und nicht weiß, was er aus sich selbst machen soll.

„Schlag das Buch zu, Name, bis der Dichter bei Laune ist, die leeren Blätter, vor denen du nur als Titel stehst, vollzuschreiben!" — —

An dem Berge, mitten in das Museum der Natur, hatten sie noch ein kleines für die Kunst gebaut, wohinein jetzt mehrere Kenner und Dilettanten mit brennenden Fackeln zogen, um bei dem sich bewegenden Lichtscheine die Toten drinnen möglichst lebendig sich einzubilden. Ich habe auch dann und wann meine Kunstlaunen, aus mehr oder minderer Bosheit, und trete oft gern aus der großen Kunstkammer in die kleine, um zu sehen, wie der Mensch, auch ohne den Hauptteil alles Lebens, das Leben selbst, einblasen zu können, doch recht artig etwas bildet und schnitzt, wovon er nachher meint, es gehe noch über die Natur.

Ich folgte den Kennern und Dilettanten!

Und vor mir standen die steinernen Götter als Krüppel ohne Arme und Beine, ja einige gar mit fehlenden Häuptern; das Schönste und Herrlichste, wozu die Menschenmaske sich je ausgebildet hatte, der ganze Himmel eines großen gesunkenen Geschlechts, als Leichnam und Torso wieder ausgegraben aus Herkulanum und dem Bette der Tiber. Ein Invalidenhaus unsterblicher Götter und Helden, hineingebaut zwischen eine erbärmliche Menschheit.

Die alten Künstler, die diese Göttertorsos gedacht und gebildet hatten, zogen verhüllt vor meinem Geiste vorüber. —

Jetzt kletterte ein kleiner Dilettant von den Anwesenden an einer Mediceischen Venus ohne Arme mühsam hinauf, mit gespitztem Munde und fast tränend, um, wie es schien, ihr den Hintern, als den bekanntlich gelungensten Kunstteil dieser Göttin, zu küssen. Mich ergrimmte es, weil ich in dieser herzlosen Zeit nichts weniger ausstehen kann, als die Fratze der Begeisterung, wozu sich manche Gesichter verziehen können, und ich bestieg erzürnt ein leeres Piedestal, um einige Worte zu verschwenden.

„Junger Kunstbruder!“ — redete ich ihn an. — „Der göttliche Hintere liegt Ihnen zu hoch, und Sie kommen bei Ihrer kurzen Gestalt nicht hinauf, ohne sich den Hals zu brechen! Ich rede aus Menschenliebe, denn es tut mir leid, daß Sie sich unter Lebensgefahr versteigen wollen. Wir sind seit dem Sündenfalle, vor dem Adam bekanntlich, nach der Versicherung der Rabbiner, seine hundert Ellen maß, merklich kleiner geworden und schwinden von Zeit zu Zeit immer mehr, so daß man in unserem Säkulo vor allen solchen halsbrechenden Versuchen, wie der vorliegende ist, ernstlich warnen muß. Was wollen Sie überhaupt bei der steinernen Jungfrau, die in diesem Augenblicke zu einer eisernen für Sie werden würde, wenn ihr nicht die echten Arme zum Umschlingen fehlten; denn mit den ergänzten hat es keine Not, sie dienen nicht einmal zu einer Berlichingensfaust und gleichen nur den angehefteten hölzernen an den Körpern zerschossener Soldaten. O Freund, was die Kunstärzte der neuern Periode auch immer heilen und flicken mögen, sie bringen doch die von der tückischen Zeit verstümmelten Götter, wie z. B. diesen daliegenden Torso, nicht wieder auf die Beine, und sie werden immer nur als Invaliden und emeriti hier in Ruhe gesetzt verbleiben müssen. Einst, als sie noch aufrecht standen und Arme und Schenkel und Häupter hatten, lag ein ganzes großes Heldengeschlecht vor ihnen im Staube; jetzt ist das umgekehrt, und sie liegen im Boden, während unser aufgeklärtes Jahrhundert aufrecht steht, und wir selbst uns bemühen, leidliche Götter abzugeben.

Kunstfreund, wohin sind wir gekommen, daß wir es wagen, diese großen Göttergräber aufzuwühlen und die unsterblichen Toten ans Licht zu ziehen, da wir doch wissen, wie hart bei den Römern die bloße Verletzung der Menschengrüfte verpönt war. Freilich achten Aufgeklärte diese Verstorbenen jetzt geradezu für Götzen, und die Kunst ist nur noch eine heimlich eingeschlichene heidnische Sekte, die an ihnen vergöttert und anbetet — aber was ist es auch mit ihr, Kunstfreund? Die Alten sangen Hymnen, und Äschylus und Sophokles dichteten ihre Chöre zum Lobe der Götter; unsere moderne Kunstreligion betet in den Kritiken und hat die Andacht im Kopfe, wie echt Religiöse im Herzen.

Ach, man soll die alten Götter wieder begraben! Küssen Sie den Hintern, junger Mann, küssen Sie, und damit gut!

Auf der andern Seite, Freund, wollen Sie nicht mehr anbeten, so sollen Sie auch nicht weiter auf Kosten der Natur bewundern; denn der Mensch-

werdung dieser Götter widersetze ich mich standhaft. Sie haben die Wahl: entweder beten oder begraben! —

Nicht so aufgeschaut, Lieber! Führen Sie die Natur, die echte meine ich, womöglich in Person einmal in diesen Kunstsaal, und lassen Sie sie reden. Beim Teufel, sie wird lachen über die komische Menschenmaske, die ihr so abgeschmackt wie der Popanz in Horazens Briefe an die Pisonen erscheinen muß.

Lassen Sie sie sprechen, ob sie jemals zu dieser Zehe diese Nase, zu diesem Munde jene Stirn, zu dieser Hand jenen Hintern wirklich geschaffen haben würde; — ich wette, sie würde verdrießlich werden, wenn Sie ihr so etwas einreden wollten! Dieser Apoll wäre vielleicht ein Krüppel, hätte sie ihn von der kleinen Zehe fortgesetzt, dieser Antinous ein Thersites und jener tragische gewaltige Laokoon gar eine Art von Kaliban, wenn nach Naturgesetzen alles reformiert werden sollte. Ja was möchte dann wohl aus dieser Minerva werden, die jetzt bis zum höchsten Punkte des Ideals hinaufgearbeitet vor Ihnen steht, indem nämlich das Haupt an ihr defekt ist, worin der weise Geist thront, der nach Geisterart sich unsichtbar gemacht hat.

Diese Minerva ohne Kopf erregt überhaupt noch in weit größerem Maße meine Aufmerksamkeit, als der Agamemnon mit verhülltem Haupte, in dem bekannten Gemälde des Timanthes. So wie dieser nämlich den Künstlern die Regel gegeben hat, den höchsten unendlichen Schmerz nur erraten zu lassen, so scheint jene dasselbe in Hinsicht auf die Urschönheit anzudeuten. Unsere Modernen richten sich auch danach, und ihre Köpfe sind in doppelter Hinsicht nur als Surrogate von Köpfen anzusehen und stehen da oben nur gleichsam wie die Knöpfe auf Türmen, zum bloßen Schlusse der Gestalt. — Die Alten backten, wie jener Prometheus dort im Winkel, ihre Menschen zwar auch aus Ton, aber sie schufen den Sonnenfunken mit hinein; — wir spielen mit dem Feuer nicht gern, aus Furcht vor Gefahr, und lassen deshalb den Funken weg; — ja es gibt jetzt sogar eine allgemeine Feuerpolizei — eine Zensur und Rezensur — die schnell genug jedwede Flamme, die emporlodern will, erstickt. So kann denn der Sonnenfunken bei uns nicht aufkommen. Weise Einrichtung des Staates, der lieber gute brauchbare Maschinen, als kühne Geister unter seinen Bürgern duldet, der den Fuchs selbst zum Balge herauspeitscht, um den Balg zu benutzen, der die Hände und Füße, als dauerhafte Dreh- und Tretmaschinen, höher anschlägt, als die Köpfe seiner Landeskinder. — Der Staat hat, wie der

Briareus, nur einen einzigen Kopf, aber hundert Arme vonnöten — und damit gut!" —

Ich endete erschrocken, denn bei dem täuschenden Fackelglanze schien sich der ganze verstümmelte Olymp umher plötzlich zu beleben; der zürnende Jupiter wollte sich aufrichten von seinem Sitze, der ernste Apoll griff nach dem Bogen und der klingenden Leier, mächtig bäumten sich die Drachen um den kämpfenden Laokoon und die sinkenden Söhne, Prometheus formte mit den Stümpfen seiner Arme Menschen, die stumme Niobe schützte das jüngste ihrer Kleinen vor den herabstrahlenden Sonnenpfeilen, die Musen ohne Hände, Arme und Lippen regten sich durcheinander, wie wenn sie sich bemüheten, die alten verklungenen Lieder zu singen und zu spielen — aber es blieb alles still ringsum und schien nur noch heftige zuckende Bewegung auf einem Schlachtfelde; — nur tief im Hintergrunde stand, ohne Beleuchtung, starr und versteinert ein Furienchor und schaute finster und schrecklich dem Gewühle zu.

Vierzehnte Nachtwache

Kehre mit mir zurück ins Tollhaus, du stiller Begleiter, der du mich bei meinen Nachtwachen umgibst. —

Du erinnerst dich noch an mein Narrenkämmerchen, wenn du anders den Faden meiner Geschichte — die sich still und verborgen, wie ein schmaler Strom, durch die Fels- und Waldstücke, die ich umher aufhäufte, schlingt — nicht verloren hast. In diesem Narrenkämmerchen lag ich, wie in einer Höhle der Sphinx, mit meinem Rätsel eingeschlossen und war fast auf dem glücklichen Wege, mich wahrhaft zur Tollheit als dem einzigen haltbaren Systeme, zu bekennen, eben weil ich täglich Gelegenheit hatte, die Resultate dieser allgemeinen Schule mit denen der einzelnen zu vergleichen.

Ich will etwas ausholen! sagen die Schriftsteller, wenn sie vom Ei einer Sache anheben wollen, ich muß mich auch dazu bequemen, da ich in dieser Nacht das einzige Nachtigallenei meiner Liebe auszubrüten gedenke; denn um mich her schlagen die Nachtigallen in allen Büschen und Gezweigen und verbinden sich, wie ein Chor, zu einem einzigen Liebesgesange.

Ich spielte einst aus Ingrimm über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet, als Gastrolle, um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abende trug es sich zu, daß die Ophelia aus ihrem Vexierwahnsinne Ernst machte und förmlich toll vom Theater ablief. Es gab gewaltigen Lärm, und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühete sich dagegen der anwesende seine Primadonna mit aller Anstrengung aus der gespielten herauszustudieren; — doch vergeblich, die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt vor den Augen aller Vernünftigen auf Kothurnen ernsthaft auf und ab ging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen, und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier wieder mit ihr zusammen. Ihr Kämmerchen stieß dicht an das meinige, und ich hörte sie täglich den Holzschuh und Muschelhut ihres Geliebten besingen. Ein Kerl wie ich, der aus Haß und Grimm zusammengesetzt ist und nicht wie andere Menschenkinder seiner Mutter Leibe, sondern vielmehr einem schwangern Vulkane entbunden zu sein scheint, hat für Liebe und dergleichen wenig Sinn; und doch beschlich mich hier im Tollhause so etwas, es äußerte sich zwar anfangs nicht in den gewöhnlichen Symptomen, als Vorliebe für Mondschein, poetischen Andrangs zum Kopfe und dergleichen; sondern vielmehr in dem heftigen Bestreben zur Errichtung einer Narrenpropaganda und einer ausgebreiteten Kolonie von Verrückten, um sie zum Schrecken der andern vernünftigen Menschen plötzlich anlanden zu lassen.

Dies tolle Gefühl indes, das sie Liebe nennen, und das wie ein Flicken vom Himmel auf diese dürre Steppe der Erde heruntergefallen ist, fing doch am Ende auch bei mir an es ernstlicher zu nehmen, und ich machte zu meinem eigenen Entsetzen mehrere Gedichte in Versen, schaute auch in den Mond und sang gar zu Zeiten mit, wenn draußen um das Tollhaus her die Nachtigallen pfiffen. Ich habe wahrhaft einmal einige Rührung an

einem sogenannten melancholischen Abende verspürt; ja ich konnte in gewissen Stunden aus einem Loche meiner Kaukasushöhle schauen und weniger denken als nichts. — Auch Betrachtungen habe ich in diesem Zeitpunkte meiner Schreibtafel einverleibt, von welchen ich doch hier einige für gefühlvolle Seelen ausheben will.

An den Mond

Sanftes Antlitz voll Gutmütigkeit und Rührung; denn beides mußt du in dir vereinen, weil du nicht einmal am Himmel den Mund aufreißest, weder zum Fluchen noch zum Gähnen, wenn tausend Narren und Verliebte ihre Seufzer und Wünsche zu dir hinaufrichten und dich zu ihrem Vertrauten erkiesen; so lange du auch schon um die Erde herumgelaufen bist, als ihr Begleiter und Cicisbeo, so hast du dich doch beständig als ein treuer Konfident gehalten, und man findet kein einziges Beispiel in der Weltgeschichte bis zu Adam hin, wo du unwillig geworden wärest, die Nase gerümpft oder einige hämische Mienen angenommen hättest, ob du gleich diese Seufzer und Klagen schon tausend und abermaltausend Male wiederholen hörtest. Noch immer bist du gleich aufmerksam, ja man sieht dich so oft gerührt das Wischtüchlein einer Wolke vorhalten, um deine Tränen dahinter zu verbergen. Welchen bessern Zuhörer könnte sich ein seine Werke vorlesender Dichter wählen, als dich, welchen innigern Vertrauten ich, der ich hier im Tollhause mich liebend verzehre. Wie blaß du bist, Guter, wie teilnehmend, und zugleich wie aufmerksam auf alle, die noch in diesem Augenblicke außer mir stehen und dich anschauen! Deine gutmütige Miene könnte man leicht für Einfalt halten, besonders heute, wo dein Antlitz zugenommen hat und recht rund und genährt anzuschauen ist; aber du magst zunehmen, wie du willst, ich lasse mich dadurch in deinem Anteile nicht täuschen, bleibst du doch immer der Alte und nimmst auch wieder ab und verzehrst dich — ja verhüllst du nicht gar, wenn dich die Rührung überwältigt, dein Gesicht wie der weinende Agamemnon, daß man nichts von dir sieht, als den vor Gram kahlen Hinterkopf! — Leb wohl, Trauter, Guter!

An die Liebe

Weib, was willst du von mir, daß du dich an mich hängst? Hast du mir auch schon ins Gesicht geschaut? — Du mit deinem Lächeln und deinen

holden liebäugelnden Mienen, und ich, mit all dem Grimme und Zorne im Meduſenantlitz! — Traute, überleg es, wir geben ein gar zu ungleiches Paar ab. Laß mich los, beim Teufel! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen! Du lächelſt wieder und hältſt mich feſt? Was ſoll die vorgehaltene Göttermaske, mit der du mich anblickſt? Ich reiße ſie dir ab, um das dahinter ſteckende Tier kennenzulernen; denn in der Tat, ich halte dein wahres Geſicht nicht für das reizendſte. — Himmel, das wird immer ärger, ich girre und ſchmachte ganz erbärmlich — willſt du mich völlig raſend machen! Weib, wie kannſt du nur Gefallen daran finden, auf einem ſo kreiſchenden Inſtrumente, wie ich bin, ſpielen zu wollen! Die Kompoſition iſt für einen Fluch geſetzt, und ich muß ein Liebeslied dazu abſingen. O laß mich fluchen und nicht in ſo ſchrecklichen Tönen ſchmachten! hauche deine Seufzer in eine Flöte, aus mir ſchallen ſie wie aus einer Kriegsdrommete, und ich rühre die Lärmtrommel, wenn ich girre. — Und nun gar der erſte Kuß — o das andere ließe ſich noch überſtehen, wie alles, was ſich bloß in der Sprache und in Tönen umhertreibt, und es wäre mir immer noch erlaubt, heimlich etwas anderes dabei zu denken — aber der erſte Kuß — ich habe niemals geküßt, aus Abſcheu gegen alle rührende und zärtliche Heuchelei. — Unhold, wüßte ich, daß du mich dazu verleiten könnteſt, ich böte meine letzte Kraft auf und ſchüttelte dich von mir!

In ſolchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet, und mich ordentlich methodiſch auszuſchreiben geſucht, wie mancher Dichter, der ſeine Gefühle ſo lange auf dem Papiere von ſich gibt, bis ſie zuletzt alle abgegangen ſind, und der Kerl ſelbſt ganz ausgebrannt und nüchtern daſteht.

Es ſchlug indes alles fehl bei mir, ja die Symptome wurden immer kritiſcher, und ich fing gar an in mich vertieft umherzuwandern, und fühlte mich faſt human und kleinlaut gegen die Welt geſtimmt. Einmal meinte ich gar, ſie könnte doch wohl die beſte ſein, und der Menſch ſelbſt wäre etwas mehr als das erſte Tier darauf, ja er habe einigen Wert und könne vielleicht gar unſterblich ſein.

Als es ſo weit gekommen war, gab ich mich ſelbſt verloren und betrieb es jetzt ganz ſo langweilig und alltäglich wie ein anderer Verliebter. Ich entſetzte mich ſchon nicht mehr, wenn ich verſifizierte, ja ich konnte auf eine längere Zeit gerührt bleiben und gewöhnte mich an manche Ausdrücke,

die ich sonst gar nicht in den Mund genommen hätte. Jetzt ließ ich den ersten Liebesbrief vom Stapel laufen, den ich hier samt dem andern Briefwechsel zur Erbauung anhänge:

Hamlet an Ophelia

Himmlischer Abgott meiner Seele, reizerfüllteste Ophelia! Dieser Eingang zwar, mit dem ich meinen ersten Brief an dich überschrieb, als wir noch bloß auf dem Hoftheater uns zum Vergnügen der Zuschauer liebten, könnte dich vielleicht täuschen und es dir einreden wollen, als ob ich noch ebenso wie damals an einem fingierten Wahnsinn und allen den metaphysischen Spitzfündigkeiten, die ich von der hohen Schule mitbrachte, laborierte. — Aber laß dich dadurch nicht täuschen, Abgott, denn ich bin für dieses Mal wirklich toll — so sehr liegt alles in uns selbst und ist außer uns nichts Reelles, ja wir wissen nach der neuesten Schule nicht, ob wir in der Tat auf den Füßen oder auf dem Kopfe stehen, außer daß wir das erste durch uns selbst auf Treu und Glauben angenommen haben. — Es ist dies ein ganz verwünschter Ernst, Ophelia, und du sollst nicht etwa glauben, daß ich es als Persiflage von mir gebe. — Ach, wie ist es alles jetzt verändert in deinem armen Hamlet — diese ganze Erde, die ihm sonst wie ein verödeter Garten voll Dornen und Disteln, wie ein Sammelplatz voll pestilenzischer Ausdünstungen vorkam, hat sich jetzt vor ihm in ein Eldorado verwandelt, in einen blühenden Garten der Hesperiden; er war einst so frei und kerngesund, als er sie haßte, und ist jetzt ein Sklav' und fast krank, da er sie liebt. — Teuerste — ich wollte, daß ich Verhaßteste sagen könnte, es gäbe dann doch wenigstens nichts, was mich an diesen dummen Ball fesselte, und ich könnte ganz froh und lustig mich von ihm hinunterstürzen in das ewige Nichts — also leider, Teuerste! ich sage jetzt nicht mehr wie vormals zu dir: Geh in ein Nonnenkloster! denn ich bin toll genug, zu glauben, wenn der Mensch liebe, so sei der Narr etwas, ob er gleich deshalb doch immer nur dem Tode rascher entgegengeht, und dieser ihm, bis sie sich beide endlich treffen und fest und ewig umarmen; es sei dies nun an dem Steine, wo der heilige Gustav entschlummerte, auf dem Gerüste, wo die schöne Maria blutete, oder an irgendeinem noch bessern oder schlechtern Orte.

Ich weiß gewiß, der böse Geist schwebt hohnlachend über der Erde und hat die Liebe, als eine bezaubernde Maske, auf sie herabgeworfen, um

die sich jetzt alle Menschenkinder reißen, sie auf eine Minute lang vorzuhalten. Sieh, auch ich habe sie leider gefaßt und minaudiere mit dem Totenkopfe recht zärtlich hinter ihr und habe beim Teufel Lust, das Menschenkind mit dir fortzupflanzen. O wäre die verwünschte Larve nicht, es hätten dann die Erdensöhne hienieden gewiß dem Jüngsten Tage einen Possen gespielt durch ein Gesetz gegen die Bevölkerung, damit unser Herrgott, oder wer sonst zuletzt den Erdball noch einmal anschauen will, ihn zu seiner Verwunderung von Menschen durchaus entvölkert gefunden hätte.

Doch laß mich endlich zu dem Punkte kommen, den ich leider, so sehr ich mir auch Mühe gebe, nicht umgehen kann — zu meiner Liebeserklärung!

Zorniger, wilder, menschenfeindlicher hat es in mir seit meiner Geburt nicht ausgesehen, als in diesem Augenblicke, wo ich es dir aufgebracht hinschreibe, daß ich dich liebe, dich anbete, und daß ich nach dem Wunsche, dich zu hassen und zu verabscheuen, keinen sehnlichern hege, als das Geständnis deiner Gegenliebe zu vernehmen. Bis dahin dein

liebender Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Liebe und Haß steht in meiner Rolle, und zuletzt auch Wahnsinn — aber sage mir, was ist das alles eigentlich an sich, das ich wählen kann. Gibt es etwas an sich, oder ist alles nur Wort und Hauch und viel Phantasie? — Sieh, da kann ich mich nimmer herausfinden, ob ich ein Traum — ob es nur Spiel, oder Wahrheit, und ob die Wahrheit wieder mehr als Spiel — eine Hülse sitzt über der andern, und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurücklesen, bis zu mir selbst. Ob ich denn selbst wohl noch außer meiner Rolle wandle, oder ob alles nur Rolle, und ich selbst eine dazu! Die Alten hatten Götter, und auch einen darunter, den sie Traum nannten, es mußte ihm sonderbar zumute sein, wenn es ihm etwa einfiel, sich für wirklich halten zu wollen, und er doch immer nur Traum blieb. Fast glaube ich, der Mensch ist auch solch ein Gott. Ich möchte gern mich auf einen Augenblick mit mir selbst unterreden, um zu erfahren, ob ich selbst liebe, oder nur mein Name Ophelia — und ob die Liebe selbst etwas ist, oder nur ein Name. — Sieh, da suche ich mich zu ereilen, aber ich laufe immer vor mir her und mein Name hinterdrein, und

nun sage ich wieder die Rolle auf — aber die Rolle ist nicht Ich. Bring mich nur einmal zu meinem Ich, so will ich es fragen, ob es dich liebt.

Ophelia.

Hamlet an Ophelia

Grübele dergleichen Dingen nicht so tief nach, Teure, denn sie sind so verworrener Natur, daß sie leicht zum Tollhause führen könnten! Es ist alles Rolle, die Rolle selbst und der Schauspieler, der darin steckt, und in ihm wieder seine Gedanken und Plane und Begeisterungen und Possen — alles gehört dem Momente an und entflieht rasch, wie das Wort von den Lippen des Komödianten. — Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen, oder zwei Schritte höher, auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des abgegangenen Königs aufgreifen; mag Frühling, Winter, Sommer oder Herbst die Bühne dekorieren, und der Theatermeister Sonne oder Mond hineinhängen oder hinter den Kulissen donnern und stürmen — alles verfliegt doch wieder und löscht aus und verwandelt sich — bis auf den Frühling in dem Menschenherzen; und wenn die Kulissen ganz weggezogen sind, steht nur ein seltsames nacktes Gerippe dahinter, ohne Farbe und Leben, und das Gerippe grinset die anderen noch herumlaufenden Komödianten an.

Willst du aus der Rolle dich herauslesen, bis zum Ich? — Sieh, dort steht das Gerippe und wirft eine Handvoll Staub in die Luft und fällt jetzt selbst zusammen; — aber hinterdrein wird höhnisch gelacht. Das ist der Weltgeist, oder der Teufel — oder das Nichts im Widerhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals, als ich mit dem Finger an der Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten und wunder glaubten, was hinter dem Ganzen steckte. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheutes ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber — und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comédie larmoyante noch eine zweite folgen sollte — — ich denke, es hat damit nichts zu sagen!

Darum, teure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne, und laß

uns lieben und fortpflanzen und alle die Possen mittreiben — bloß aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen letzten Schauspieler, der grimmig das Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasitzenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich kurz und gut, ohne weiteres Grübeln!

Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Du stehst einmal als Stichwort in meiner Rolle, und ich kann dich nicht herausreißen, so wenig wie die Blätter aus dem Stücke, worauf meine Liebe zu dir geschrieben ist. So will ich denn, da ich mich aus der Rolle nicht zurücklesen kann, in ihr fortlesen bis zum Ende und zu dem exeunt omnes, hinter dem dann doch wohl das eigentliche Ich stehen wird. Dann sage ich dir, ob außer der Rolle noch etwas existiert und das Ich lebt und dich liebt.

Ophelia.

Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wortwechsel ein und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an, bis zum Selbstwechsel.

Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben. — Ich war doch fast glücklich in der Zeit und spürte in dem Tollhause zuerst einige Menschenliebe, so daß ich ernsthaft über Planen brütete, mit den Narren um mich her Platos Republik zu realisieren. Doch da strich der Traumgott wieder alles aus!

Die Ophelia wurde immer blasser und vernünftiger, obgleich der Arzt meinte, der Unsinn sei bei ihr im Steigen; aber es war der Moment, wo ein großer Sinn in ihn eintrat! —

Es stürmte wild um das Tollhaus her — ich lag am Gitter und schaute in die Nacht, außer der am Himmel und auf Erden nichts weiter zu sehen war. Es war mir, als stände ich dicht am Nichts und riefe hinein, aber es gäbe keinen Ton mehr — ich erschrak, denn ich glaubte wirklich gerufen zu haben, aber ich hörte mich nur in mir. Ein Blitz, ohne nachfolgenden Donnerschlag, flog pfeilschnell, aber still durch die Nacht, und der Tag erschien und verschwand rasch in ihr, wie ein Geist. Neben mir

auf der einen Seite rasselte ein Wahnsinniger schrecklich mit seinen Ketten, auf der andern hörte ich Ophelia abgerissene Stücke ihrer Balladen singen, doch wurden die Töne oft Seufzer, und zuletzt schien mir alles eine große Disharmonie, zu der die rasselnden Ketten die begleitende Musik abgaben. Es dünkte mich, als entschliefe ich. Da sah ich mich selbst mit mir allein im Nichts, nur in der weiten Ferne verglimmte noch die letzte Erde, wie ein auslöschender Funken — aber es war nur ein Gedanke von mir, der eben endete. Ein einziger Ton bebte schwer und ernst durch die Öde — es war die ausschlagende Zeit, und die Ewigkeit trat jetzt ein. Ich hatte jetzt aufgehört, alles andere zu denken, und dachte nur mich selbst! Kein Gegenstand war ringsum aufzufinden, als das große schreckliche Ich, das an sich selbst zehrte und im Verschlingen stets sich wiedergebar. Ich sank nicht, denn es war kein Raum mehr, ebensowenig schien ich emporzuschweben. Die Abwechselung war zugleich mit der Zeit verschwunden, und es herrschte eine fürchterliche, ewig öde Langeweile. Außer mir, versuchte ich mich zu vernichten — aber ich blieb und fühlte mich unsterblich! —

Hier vernichtete sich der Traum in seiner eigenen Größe, und ich erwachte tief aufatmend — das Licht war erloschen, ringsum tiefe Nacht; nur Ophelien hörte ich leise ihre Balladen singen, wie wenn sie jemand damit in den Schlaf wiegte. Ich tappte an den Wänden aus meiner Kammer, neben mir schlichen draußen durch die Finsternis noch Wahnsinnige und zischelten leise.

Ich öffnete Opheliens Tür, sie lag blaß auf ihrem Lager, bemüht, ein totes, eben geborenes Kind an ihrer Brust in den Schlaf zu lullen: neben ihr stand ein irres Mädchen und legte den Finger auf den Mund, wie wenn sie mir Stille zuwinkte.

„Jetzt schläft es!" sagte Ophelia und blickte mich lächelnd an, und das Lächeln war mir, wie wenn ich in ein aufgeworfenes Grab schaute. — „Gottlob, es gibt einen Tod, und dahinter liegt keine Ewigkeit!" sprach ich unwillkürlich.

Sie lächelte fort und flüsterte nach einer Pause, wie wenn die Sprache sich allmählich in Hauche auflösen und leise verschwinden wollte: „Die Rolle geht zu Ende, aber das Ich bleibt, und sie begraben nur die Rolle. Gottlob, daß ich aus dem Stücke herauskomme und meinen angenommenen Namen ablegen kann; hinter dem Stücke geht das Ich an!" — „Es ist nichts!" sagte ich schüttelnd. — Sie fuhr kaum hörbar fort: „Dort steht es

schon hinter den Kulissen und wartet auf das Stichwort; wenn nur der Vorhang erst ganz nieder ist! — Ach, ich liebe dich! das ist die letzte Rede im Stücke, und sie allein will ich aus meiner Rolle zu behalten suchen — es war die schönste Stelle! Das übrige mögen sie begraben!" —

Da fiel der Vorhang, und Ophelia trat ab — niemand klatschte, und es war, als ob kein Zuschauer zugegen wäre. Sie schlief schon ganz fest mit dem Kinde an der Brust, und beide waren nur sehr blaß, und man hörte keine Atemzüge, denn der Tod hatte ihnen seine weiße Maske schon aufgelegt. —

Ich stand stürmisch aufgereizt neben dem Lager, und in mir machte es sich zornig Luft, wie zu einem wilden Gelächter — ich erschrak, denn es wurde kein Gelächter, sondern die erste Träne, die ich weinte. Nahe bei mir heult noch einer; — doch war es nur der Sturm, der durch das Tollhaus pfiff.

Als ich aufblickte, standen die Wahnsinnigen in einem Halbkreise um das Lager her, alle schweigend, aber seltsam gestikulierend und sich gebärdend; einige lächelnd, andere tief nachsinnend, noch andere den Kopf schüttelnd oder starr die weiße Schlummernde und das Kind betrachtend; — auch der Weltschöpfer war darunter, aber er legte nur bedeutend den Finger auf den Mund.

Es ward mir fast bange in dem Kreise!

Funfzehnte Nachtwache

So sehr es auch die tägliche Erfahrung lehrt, daß man an allen Plätzen Narren duldet, so aufgebracht war man doch darüber, daß ich den Versuch angestellt hatte, sie fortzupflanzen, und mir wurde darüber sogar zur Strafe mein Narrenkämmerchen aufgesagt.

Ach es war mir recht traurig, als ich von meinen Brüdern Abschied nehmen sollte, um wieder unter die Vernünftigen zu laufen; und wie nun die Tür des Tollhauses hinter mir in das Schloß rasselte, stand ich ganz einsam da und suchte melancholisch den Gottesacker auf, wo sie die Ophelia hingetragen hatten. O hätte ich nur mindestens einen Laertes auffinden können, um mit ihm an dem Grabe mich herumzuschlagen, denn ich hatte

aus dem Tollhause einen verstärkten Haß gegen alle Vernünftige mitgebracht, die mit ihren platten nichtssagenden Physiognomien jetzt wieder um und neben mir wandelten.

Ein Reicher und ein Bettler haben den Vorzug vor anderen gewöhnlichen Menschenkindern, daß sie ihrem Hange zum Reisen vollen Lauf lassen dürfen. Der Reiche schließt sich die Herrlichkeiten der Erde mit dem goldenen Schlüssel in seiner Hand auf; der Arme hat ein Freibillett für die ganze Natur, und er kann die höchsten und schönsten Wohnungen nach Belieben beziehen; heute den Ätna, morgen die Fingalsgrotte; in dieser Woche den Sommeraufenthalt des Weisen am Genfer See und in der folgenden die köstliche kristallene Halle des Rheinfalles, wo statt der Deckengemälde ihm die Sonne Regenbogen über das Haupt webt, und die Natur seinen Palast im immerwährenden Zerstören wieder aufbaut.

Zeigt mir einen König, der glänzender wohnen kann als ein Bettler! Ich reisete überdies mit dem Vorteile, nirgend um meine Zeche gemahnt zu werden oder mich für die Nachtmahlzeit bei jemand anderm, als bei der alten Mutter selbst, bedanken zu müssen; denn die Erde hatte noch Wurzeln in ihrem Schoße, die sie mir nicht verweigerte, und sie reichte der durstigen Lippe in der dargebotenen Felsenschale den frischen brausenden Trank des stürzenden Wasserfalls. — Ich war recht froh und frei und haßte die Menschen nach Belieben, weil sie so klein und nichtsnutzig durch den großen Sonnentempel hinschlichen.

Einst hatte ich mich eben von meinem Lager, einem duftenden, blumichten Rasen, aufgerichtet und schaute in die Morgenglut, die wie ein Geist aus dem Meere aufstieg, wobei ich, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, eine aufgegrabene Wurzel anbiß. Es gehört zur menschlichen Größe, in der Nähe erhabener Gegenstände Nebengeschäfte zu betreiben, z. B. der aufgehenden Sonne mit der Pfeife im Munde ins Antlitz zu schauen, oder während der Katastrophe einer Tragödie Makkaroni zu speisen und dergleichen; die Menschen haben es darin sehr weit gebracht.

Als ich nun so behaglich dalag, wandelte mich die Laune zu einem Monologe an, den ich folgendergestalt hielt:

„Nichts geht doch über das Lachen, und ich schlage es fast so hoch an, wie andere gebildete Leute das Weinen, obgleich sich eine Träne leicht zutage fördern läßt, bloß durch starkes Hinschauen auf einen Fleck oder durch mechanisches Lesen Kotzebuescher Dramen, ja zuletzt schon durch heftig an-

haltendes Lachen allein. Habe ich nicht letzthin einen ziemlich abgezehrten Mann beim Anblick der aufgehenden Sonne häufig Tränen vergießen sehen, und andere standen nahe dabei und rühmten es als ein Zeichen eines gefühlvollen Gemütes und weinten zuletzt über den Weinenden. Nur ich trat hinzu und fragte: ‚Freund, rührt der Gegenstand so heftig?‘ — ‚Nicht doch‘, sagte jener; ‚aber der Lichtstrahl wirkt nach neuern Beobachtungen, außerdem daß er Niesen und Weinen zuwege bringt, auch auf das Erzeugen; und ich war in Italien!‘ — Ich verstand den Mann, der der Sonne zu etwas Reellerm ins Auge schaute, als zum bloßen Phantasieren. — Als ich mich lachend umdrehete, schalten die andern mich weinend in sehr harten Ausdrücken; ich lachte über diesen Kontrast noch stärker, und es fehlte wenig, so hätten sie mich aus Rührung gesteinigt! —

Wo gibt es überhaupt ein wirksameres Mittel, jedem Hohne der Welt und selbst dem Schicksale Trotz zu bieten, als das Lachen? Vor dieser satirischen Maske erschrickt der gerüstetste Feind, und selbst das Unglück weicht erschrocken von mir, wenn ich es zu verlachen wage! — Was, beim Teufel, ist auch diese ganze Erde, nebst ihrem empfindsamen Begleiter, dem Monde, anders wert, als sie auszulachen — ja sie hat allein darum noch einigen Wert, weil das Lachen auf ihr zu Hause ist. Es war alles auf ihr so empfindsam und gut eingerichtet, daß es dem Teufel, der sie einst zum Zeitvertreibe sich beschaute, zum Ärger gereichte; um sich an dem Werkmeister zu rächen, schickte er das Gelächter ab, und es wußte sich geschickt und unbemerkt in der Maske der Freude einzuschleichen, die Menschen nahmen's willig auf, bis es zuletzt die Larve abzog und als Satire sie boshaft anschaute. — Laßt mir nur das Lachen mein lebelang, und ich halte es hier unten aus!“ —

„Hoho!“ rief es jetzt dicht an meinem Ohre, und als ich mich umdrehete, schaute mir ein hölzerner Hanswurst keck und trotzig ins Antlitz. „Er ist mein Patron!“ sagte ein großer Kerl, der ihn mir entgegenhielt und neben sich einen großen Kasten stehen hatte. „Er hat Talente zum Hanswurst, und ich brauche eben einen, denn der meinige ist mir heute verstorben. Hat Er Lust, so schlage Er ein; der Posten ist einträglich und wirft mehr ab, als Wurzeln fressen!“ —

Der hölzerne Spaßmacher schaute mich dabei vertraulich an, und ich fühlte mich zu ihm hingezogen, wie zu einem Freunde. „Der Kerl ist in Venedig geschnitzt“ — sagte der Puppenspieler wie zur Aufmunterung —

„und ich wette, er macht seine Sache besser, als irgendein anderer; schaue Er nur, er geht und steht, wie auf lebendigen Beinen, legt die Hand aufs Herz, trinkt und ißt, wenn ich am Faden ziehe, und kann lachen und weinen, wie ein gewöhnlicher Mensch, bloß durch einen leichten mechanischen Druck!"

„Topp!" rief ich, und nahm den Kasten auf die Schultern, und die hölzerne Gesellschaft klapperte drinnen unter dem Tragen, wie wenn sie eine französische Revolution zum Zeitvertreibe aufführte.

Im Wirtshause fanden wir das Theater und schon Leute, die sich's ansehen wollten; der Direktor gab mir einen flüchtigen theoretischen Unterricht in der tragischen sowohl wie in der komischen Kunst, auch eröffnete er mir zur Zerstreuung eine kleine Seitentür, wo mein Vorgänger im Hanswurst auf der Streu im Leichentuche lag und seine Rolle ausgespielt hatte; das Gesicht war recht boshaft verzogen, und jener sagte: „Er ist im Lachen verstorben, wodurch er sich hinter der Bühne einen Stickfluß zuzog!" —

„Ein schöner Tod!" erwiderte ich, und wir machten uns nun bereit, die hölzerne Truppe zu dirigieren. Mein Gefährte hatte große Force in den Liebhabern und Liebhaberinnen, wovon er diese durch die Fistel sprach. Mein Hauptfach dagegen war der Hanswurst, doch hatte ich auch nebenzu die Könige zu besorgen. Als der Vorhang fiel, umarmte mich der Mann feurig und sagte, daß ich meinem Posten Ehre mache.

Wie teuer einem indes das Dirigieren zu stehen kommen kann, das hatten wir Gelegenheit auch unter Marionetten zu erfahren; die Sache trug sich folgendergestalt zu:

Wir hatten unsere Bühne in einem kleinen deutschen Dorfe, nahe an der französischen Grenze, aufgeschlagen. Sie gaben drüben grade die große Tragikomödie, in der ein König unglücklich debütierte, und der Hanswurst, als Freiheit und Gleichheit, lustig Menschenköpfe, statt der Schellen, schüttelte. — Wir hatten den unglücklichen Einfall, den Holofernes auf das Theater zu bringen, und erhitzten dadurch die zuschauenden Bauern so heftig, daß sie die Bühne erstürmten, unter den Schauspielerinnen uns die Judith entführten und mit ihr und dem abgeschlagenen hölzernen Haupte des Holofernes geradesweges vor das Haus des Schulzen zogen und nicht weniger als seinen Kopf von ihm forderten. Das in Anspruch genommene Haupt erblaßte, als die Rebellen ihm das blutige hölzerne entgegenhielten, und weil die Sache mir immer bedenklicher schien, so suchte ich ihr rasch

eine andere Wendung zu geben. Ich bemächtigte mich des Holoferneskopfes, sprang auf einen Stein und suchte in der Angst folgende Rede zustande zu bringen:

„Lieben Landleute!

Schaut dieses hölzerne blutige Königshaupt an, das ich hier hoch emporhalte. Es wurde, als es noch auf dem Rumpfe saß, durch diesen Draht regiert, den Draht regierte wieder meine Hand, und so fort bis ins Geheimnisvolle, wo das Regiment nicht mehr zu bestimmen ist. Dieses Haupt ist ein königliches, ich aber, der an dem Drahte zog, daß es so oder so nickte oder schüttelte, bin ein ganz gewöhnlicher Kerl und komme im Staate in gar keine Betrachtung. Wie könntet ihr euch also wohl gegen diesen Holofernes erzürnen, wenn er nickte oder schüttelte, wie ich es wollte? — Ich denke, ihr findet meine Rede vernünftig, Landleute! — Doch aber scheint der Zorn über dieses hölzerne Haupt sich bestimmt auf das Haupt eures Schulzen übertragen zu haben — und das finde ich unbillig. — Ich will mich bildlich auszudrücken suchen: Mein Holofernes spielt nicht nach eurem Willen; wohlan, so schlagt mich, den gemeinen Kerl, auf die Hände, daß mein Minister, der Draht, den ich anziehe, eine andere Richtung bekommt, und durch diese wieder der Königskopf anmutiger und verständiger nicke oder schüttele. Was hat euch dieser arme Kopf getan, daß ihr so mit ihm umspringt; er ist das mechanischste Ding auf der Welt, und es wohnt nicht einmal ein Gedanke in ihm. Fordert doch von diesem Kopfe keine Freiheit, da er selbst nichts Analoges davon in sich enthält. — Auch ist es ein mißliches Ding um das, was ihr Freiheit scheltet; ist es doch nicht das Marionettenspiel allein, was ihr heute gesehen habt, wo dem hölzernen Könige der Kopf ohne weiteren Erfolg vom Rumpfe geschlagen wird, sondern ich habe dergleichen von noch fehlerhafterer Natur in meinem Kasten, wo der Dichter dem Stoffe nicht gewachsen war, und er nach Art politischer Poeten die Republik, an der er dichtete, zu einer Despotie verpfuschte. Ich kann dergleichen vor euch aufführen! — Unrecht bleibt es auch immer, solche widernatürliche Strafen zu exerzieren, als z. B. da auf das Köpfen zu bestehen, wo sich kein Kopf vorfindet, denn dieser hölzerne ist nur bloß für das Auge da, und zum Glücke verstehe ich es, ihn wieder auf den Rumpf zu setzen, was nicht in jedem ähnlichen Falle glücken dürfte. Und wehe meinen armen Marionetten, wenn es einmal einem wirklichen Kopfe einfiele, den hölzernen hier in meiner Hand ersetzen zu wollen, und jener nun

auf seine Weise nickte und schüttelte und den Draht ganz abrisse — da könnte eine Posse sich leicht zu einer ernsten Tragödie revolutionieren! — Ich denke, ich habe genug gesagt, Landleute!" —

Die Menschheit ist im ganzen, wenn sie nicht grade an fixen Ideen leidet, eine ehrliche einfältige Haut, und sie findet sich leicht in das Entgegengesetzteste; ja ich glaube, sie kann sich, wenn sie heute ein leichtes Band, das sie fesselte, zerrissen hat, morgen mit eben dem Enthusiasmus in Ketten werfen lassen. Einer, der droben zuschaut, muß mit dem Volke Mitleid haben. So gaben auch heute meine Bauern das Revolutionieren gutmütig wieder auf und ließen dagegen ihren Schulzen hochleben; leider nur verwandelte sich diese Freude der lebenden Akteurs in bitteres Leid für meine hölzernen.

Wir Direktoren erwachten nämlich in der folgenden Nacht von einem anhaltenden Geräusche, das vom Theater her erschallte; anfangs schoben wir es auf Rollenneid oder eine unter der Truppe ausgebrochene Kabale; als wir uns aber näher zu unterrichten suchten, fanden wir unten den Schulzen, dem ich eben das Haupt wieder auf dem Rumpfe befestigt hatte, mit dem Holofernes in der Hand und von Gerichtsdienern begleitet, die die ganze Truppe im Namen des Staates zu Gefangenen machten, weil man sie für politisch gefährlich erklärte. Alle meine Einreden waren vergeblich, und sie zogen vor meinen Augen mehrere Könige und Herren, als den Salomo, Herodes, David, Alexander usw., aus dem Kasten, um sie fortzuschleppen. So inkonsequent verfährt der Staat gegen seine eigenen Repräsentanten! — Der letzte Mann war mein Hanswurst; ich erniedrigte mich für ihn fast zu Bitten — allein man tat mir kund, daß durch ein strenges Zensuredikt alle Satire im Staate ohne Ausnahme verboten sei, und man sie schon zum voraus in den Köpfen konfisziere. Mit Mühe erhielt ich es nur auf einen Augenblick noch, mit ihm abseits zu treten; ich nahm ihn mit mir hinter eine Kulisse, und hier in der Einsamkeit drückte ich unbelauscht seinen hölzernen Mund an den meinigen und vergoß die zweite Träne, denn er war außer Ophelia das einzige Wesen, das ich in der Welt wahrhaftig geliebt hatte. —

Mein Mitdirektor ging den ganzen darauffolgenden Tag wie ein Träumender umher, und am Abende fand man ihn, weil er die angesagte Tragikomödie nicht schuldig bleiben wollte, auf der Bühne an einer Wolke erhängt.

So traurig endete auch dieses Unternehmen, und ich suchte nun endlich

mit Ernst, von den Mühseligkeiten des Lebens ermüdet, mich unter den Menschen um einen soliden Posten zu bewerben. Es geht doch nichts auf Erden über das Bewußtsein, nützlich zu sein und einen festen Gehalt zu genießen; — der Mensch ist nicht Kosmopolit allein, er ist auch Staatsbürger! — Das Nachtwächteramt war eben vakant geworden, und ich glaubte mich allenfalls tüchtig, ihm mit Ehre vorzustehen. Die Welt ist jetzt sehr gebildet, und man fordert mit Recht große Talente von jedem einzelnen Bürger. —

Wohl dem, der Konnexionen hat — es gelang mir, bei dem Diener des Ministers Zutritt zu erhalten, er hatte grade seine gute Stunde und empfahl mich seinem Herrn; so wurde ich die Staatsleiter immer höher gehoben und ging aus einer Hand in die andere, bis zur obersten Sprosse, wo ich einen Fußfall wagte, und man mir gnädig Hoffnung zum Nachtwächter machte. — Eine nähere Prüfung, in der ich dartun mußte, ob ich teils einen gemäßigten Vortrag besäße, um den Monarchen, wenn er schliefe, nicht aus dem Schlafe zu wecken, teils aber auch einen angenehmen und gebildeten, um in schlaflosen Nächten seinen musikalischen Sinn nicht zu beleidigen, fiel nicht ganz unglücklich aus, und ich hatte die Freude, mich, nachdem mir vorher noch weiteres Studium angelegentlich empfohlen war, als Nachtwächter angestellt zu sehen.

Sechzehnte Nachtwache

Ich wünschte, dieses Ultimatum und Hogarthsche Schwanzstück meiner Nachtwachen recht deutlich vor jedermanns Augen ausmalen zu können; leider aber fehlen mir die Farben in der Nacht dazu, und ich kann nichts als Schatten und luftige Nebelbilder vor dem Glase meiner magischen Laterne hinfliehen lassen.

Wenn ich in der Laune bin, Könige und Bettler in eine recht lustige brüderliche Gesellschaft zusammenzustellen, so wandle ich auf dem Kirchhofe über ihre Gräber hin und denke sie mir, wie sie da unten im Boden friedlich nebeneinander liegen, im Stande der größten Freiheit und Gleichheit, und nur in ihrem Schlafe satirische Träume haben und hämisch aus den Augenhöhlen grinsen. Unten sind sie Brüder, nur oben aus dem Rasen

ragt höchstens noch ein moosichter Stein herauf, woran die alten zerschlagenen Wappen des Großen hängen, indes auf dem Grabe des Bettlers nur eine wilde Blume sproßt oder eine Nessel. —

Ich besuchte auch in dieser Nacht meinen Lieblingsort, dieses Vorstadttheater, wo der Tod dirigiert und tolle poetische Possen als Nachspiele hinter den prosaischen Dramen aufführt, die auf dem Hof- und Welttheater dargestellt werden. Es war eine schwüle, drückende Luft, und der Mond schaute nur heimlich zu den Gräbern herab, und blaue Blitze flogen dann und wann an ihm vorüber. Ein Poet meinte, die zweite Welt lausche in die untenliegende herunter — ich hielt es nur für äffenden Widerhall und matten täuschenden Lichtschein, der noch eine Weile dem versunkenen Leben nachgaukelt; wie der abgestorbene faulende Baum noch eine Zeitlang des Nachts zu glänzen scheint, bis er ganz in Staub zerfällt. —

Ich war unwillkürlich an dem Denkmale eines Alchimisten stehengeblieben; ein alter kräftiger Kopf starrte aus dem Steine hervor, und unverständliche Zeichen aus der Kabbala waren die Inschrift.

Der Poet trieb sich eine Zeitlang unter den Gräbern herum und besprach sich abwechselnd mit auf dem Boden liegenden Schädeln, um sich in Feuer zu setzen, wie er sagte; mir wurde es langweilig, und ich schlief darüber am Denkmale ein.

Da hörte ich im Schlafe das Gewitter aufsteigen, und der Poet wollte den Donner in Musik setzen und Worte dazu dichten, aber die Töne ordneten sich nicht, und die Worte schienen zu zersprengen und in einzelnen unverständlichen Silben durcheinanderzufliehen. Dem Poeten stand der Schweiß auf der Stirne, weil er keinen Verstand in sein Naturgedicht bringen konnte — der Narr hatte das Dichten bisher nur auf dem Papiere versucht.

Der Traum verwickelte sich immer tiefer. Der Poet hatte sein Blatt von neuem ergriffen und versuchte zu schreiben; zur Unterlage diente ihm ein Schädel — er begann wirklich, und ich sah den Titel vollendet:

Gedicht über die Unsterblichkeit

Der Schädel grinsete tückisch unter dem Blatte, der Poet hatte kein Arg daraus und schrieb den Eingang zum Gedichte, worin er die Phantasie anrief, ihm zu diktieren. Darauf hub er mit einem grausenden Gemälde des Todes an, um zuletzt die Unsterblichkeit desto glänzender hervorführen zu können, wie den hellen strahlenden Sonnenaufgang nach der

tiefsten dunkelsten Nacht. Er war ganz in seine Phantasien vertieft und bemerkte es nicht, daß sich um ihn her alle Gräber geöffnet hatten, und die Schläfer unten boshaft lächelten, doch ohne sich zu bewegen. Jetzt stand er am Übergange und fing an, die Posaunen zu blasen und viele Zurüstungen zum Jüngsten Tage zu machen. Eben war er im Begriffe, alle Tote zu erwecken, da schien es, als ob etwas Unsichtbares seine Hand hielte, und er blickte verwundert auf — und unten in den Schlafkammern lagen sie noch alle still und lächelten, und niemand wollte erwachen. Schnell ergriff er die Feder von neuem und rief heftiger und setzte eine starke Begleitung von Donner und Posaunenschall zu seiner Stimme — umsonst, sie schüttelten nur alle unmutig unten und wandten sich auf die andere Seite von ihm weg, um ruhiger zu schlafen und ihm die nackten Hinterköpfe zu zeigen. — „Wie, ist denn kein Gott!" rief er wild aus, und das Echo gab ihm das Wort „Gott!" laut und vernehmlich zurück. Jetzt stand er ganz einfältig da und käuete an der Feder. „Der Teufel hat das Echo erschaffen!" sagte er zuletzt. — „Weiß man doch nicht zu unterscheiden, ob es bloß äfft, oder ob wirklich geredet wird!" —

Er setzte noch einmal rasch an, doch die Schriftzüge kamen nicht zum Vorscheine; da steckte er abgespannt und fast gleichmütig die Feder hinter das Ohr und sagte monoton: „Die Unsterblichkeit ist widerspenstig, die Verleger zahlen bogenweis, und die Honorare sind heuer sehr schmal; da wirft dergleichen Schreiberei nichts ab, und ich will mich wieder in die Dramen werfen!" —

Ich erwachte bei diesen Worten, und mit dem Traume war auch der Poet vom Kirchhofe verschwunden; aber an meiner Seite saß ein braunes Böhmerweib und schien aufmerksam in meinen Gesichtszügen zu lesen. Ich erschrak fast vor der großen gigantischen Gestalt und vor dem dunkeln Antlitze, in das ein seltsam barockes Leben mit ebenso grellen Zügen niedergeschrieben schien. „Gib mir die Hand, Blanker!" sagte sie geheimnisvoll, und ich reichte sie ihr unwillkürlich hin.

Je stärker und sicherer der Mensch sich selbst gefaßt hält, um so läppischer erscheint ihm alles Geheimnisvolle und Wunderbare, vom Freimaurerorden an bis zu den Mysterien einer zweiten Welt. Ich schauderte heute zum ersten Male etwas, denn das Weib las aus meiner Hand mein ganzes voriges Leben wie aus einem Buche mir vor, bis hin zu dem Augenblicke, wo ich als ein Schatz gehoben wurde (s. die vierte Nachtwache). Darauf

sagte sie: „Sollst auch deinen Vater sehen, Blanker; schau dich um, er steht hinter dir!" — Ich wandte mich rasch — und der ernste steinerne Kopf des Alchimisten blickte mich starr an. Sie legte die Hand auf ihn und sagte sonderbar lächelnd: „Der ist's! und ich bin die Mutter!" — Das gab eine tolle, rührende Familienszene — die braune Zigeunermutter und der steinerne Vater, der halb aus der Erde hervorragte, als wollte er den Sohn halsen und an die kalte Brust drücken. Um die Familiengruppe zu runden, umarmte ich beide, und als ich so mitteninne saß, erzählte das Weib im Bänkelsängervortrage:

„Es war in der Christnacht, als dein Vater den Teufel bannen wollte — er las aus dem Buche, und ich leuchtete dazu mit drei besprochenen Kerzen — unter dem Boden lief es hin, wie wenn die Erde Wellen schlüge, und das Licht brannte blau. Wir hielten jetzt an der Stelle, wo dem Himmel entsagt und der Hölle geschworen wird, und blickten uns eine Weile schweigend an. ‚Es ist zur Abwechselung!' sagte dann dieser Steinerne und las die Stelle laut und vernehmlich — zwischen uns lachte es leise, wir lachten laut mit, um nicht albern dazustehen. Nun fing es an, in der Nacht um uns her sein Wesen zu treiben, und wir merkten, daß wir nicht allein waren. Ich schmiegte mich in dem gezogenen Kreise dicht an deinen Vater, wir berührten zufällig das Zeichen des Erdgeistes und wurden warm beisammen. Als der Teufel erschien, erblickten wir ihn nur noch mit halb geöffneten Augen — es war grade der Moment, in dem du entstandest! — Jener war recht bei Laune und erbot sich, Patenstelle zu vertreten; er mochte ein angenehmer Mann in seinen besten Jahren sein, und ich erstaune über die Ähnlichkeit, die du mit ihm hast; nur siehst du finsterer aus, was du dir noch abgewöhnen dürftest. Als du geboren wurdest, hatte ich so viel Gewissenhaftigkeit, dich in christliche Hände zu übergeben, und spielte dich darum jenem Schatzgräber zu, der dich erzog. — Das ist deine Familiengeschichte, Blanker!" —

Welch ein helles Licht nach dieser Rede in mir aufging, das können sich nur Psychologen vorstellen; der Schlüssel zu meinem Selbst war mir gereicht, und ich öffnete zum ersten Male mit Erstaunen und heimlichem Schauder die lang verschlossene Tür — da sah es aus wie in Blaubarts Kammer, und es hätte mich erwürgt, wäre ich minder furchtlos gewesen. Es war ein gefährlicher psychologischer Schlüssel!

Ich möchte mich selbst, wie ich bin, geschickten Psychologen zur Sezierung

und Anatomierung vorlegen, um zu sehen, ob sie das aus mir herauslesen würden, was ich jetzt wirklich las — dieser Zweifel soll übrigens der Wissenschaft selbst nicht zu nahe treten, die ich wahrlich hoch schätze, weil sie es sich nicht verdrießen läßt, an einen so hypothetischen Gegenstand, als die Seele ist, Zeit und Mühe zu verschwenden.

Ich mochte einige von den Betrachtungen, die ich über mich selbst in diesem Augenblicke gemacht hatte, laut geäußert haben, denn die Zigeunerin sprach wie ein Orakel: „Es ist größer, die Welt zu hassen, als sie zu lieben; wer liebt, begehrt, wer haßt, ist sich selbst genug und bedarf nichts weiter als seinen Haß in der Brust und keinen dritten!"

Die Worte dienten ihr zur Parole, und ich erkannte durch sie, daß sie zu meiner Familie gehöre. — Nach einer Weile sagte sie ganz heimlich: „Ich möchte den Alten da unten in seinem letzten chemischen Prozesse, den er mit sich selbst anstellt, wohl noch einmal sehen; er liegt schon lange im Boden — ob wohl noch was von ihm übrig ist? — Wir wollen's doch anschauen!" — Nach diesen Worten schlich sie über Schädel und Totenknochen hin nach dem Gebeinhause, kehrte mit Schaufel und Hacke zurück und grub sich still und geheimnisvoll in die Erde.

Ich ließ sie bei der sonderbaren Arbeit allein, denn drüben wandelte einer mit vielen Ausbeugungen und Krümmungen um die Gräber hin, wie wenn er ihm im Wege stehenden Gestalten ausweiche; oft schien er zu lächeln, oft aber wandte er sich erschrocken und zitternd ab und floh einige Schritte, bis er wieder vor einem neuen Gegenstande zurückzubeben schien. — Als ich ihm nahe war, faßte er meine Hand und sagte tief aufatmend: „Gottlob, ein Lebender! Begleite mich nur bis zu jenem Grabe!" — Ich hielt's für Wahnsinn und schritt mit ihm fort, um das Ende zu erwarten, oft drängte er mich, wenn ich einem Grabe zu nahe kam, zurück, daß ich die Luft darüber nicht berühren sollte, zuletzt aber schien er mehr Mut zu fassen und ruhte eine Weile zwischen drei großen Monumenten aus; es waren umgestürzte Säulen, und an den Tafeln standen die Namen verstorbener Fürsten.

„Hier können wir etwas verziehen", sagte er, „denn über den Gräbern steht nichts als Stein und Denkmal, und drunten im Boden mag höchstens noch eine Handvoll Staub neben den Kronen und Zeptern zu finden sein; solche große Herren vergehen schnell, weil sie im Überflusse genießen und schon im Leben eine große Masse erdichter Teile in sich aufnehmen."

Ich sah ihn erstaunt an, da fuhr er fort: „Ihr haltet mich wohl gar für toll; aber darin irrt Ihr! Ich betrete diese Orte nicht gern, denn ich habe einen wunderbaren Sinn mit auf die Welt gebracht und erblicke wider meinen Willen auf Gräbern die darunterliegenden Toten mehr oder minder deutlich, nach den Graden ihrer Verwesung*. Solange der Verstorbene unten noch unversehrt ist, so lange steht für mich seine Gestalt deutlich über der Gruft, und nur wenn der Körper sich mehr und mehr auflöst, verliert sich auch das Bild in Schatten und Nebel und verfliegt zuletzt ganz, wenn das Grab leer ist. — Die weite Erde ist zwar ein einziger Gottesacker, aber die Gestalten der Verweseten nehmen eine freundlichere Gestalt an und blühen als schöne Blumen wieder auf; — hier aber stehen sie noch alle deutlich umher und blicken mich an, daß ich erschrocken vor ihnen zurückweiche. Nichts sollte mich auch bewegen, diese Stätte zu betreten, wenn mich nicht eine Schäferstunde hier erwartete!" —

„Da hätte Euer Liebchen auch einen freundlichern Ort für Euch erwählen sollen!" sagte ich unwillig über seine unbekannte Schöne, als er eine Weile innehielt.

„Sie ist dazu gezwungen!" antwortete er. — „Denn sie hat hier ihre Wohnung aufgeschlagen!"

Jetzt begriff ich's und verstand ihn, als er auf ein fernes Grab deutete. — „Dort unten ruht sie — sie starb in der Blüte, und ich kann nur hier nach ihrem Brautbette wandeln. Sie lächelt mir schon aus der Ferne entgegen, und ich muß eilen; denn seit einiger Zeit wird die Gestalt immer luftiger, und nur das Lächeln um die Lippen ist noch ganz deutlich." —

„Das ist doch mindestens einmal eine etwas ungewöhnliche Liebschaft, die ich erlebe" — setzte ich hinzu — „übrigens ist auf der Erde nichts langweiliger als ein Verliebter!" —

Wir wandelten jetzt weiter fort, und er entwarf mir im Gehen noch flüchtig einige Skizzen von den Inhabern der Wohnungen, an denen wir vorbei mußten.

„Dort hat sich ein Hofnarr noch gut gehalten, er steht vollkommen da, bis auf den Spott und die Satire in seinen Mienen. — Hier harrt ein Poet der Auferstehung entgegen, aber von ihm selbst ist nur wenig noch

* Ein Beispiel dieser originellen Geisterseherei findet sich, wenn ich nicht irre, in Moritz' Magazin der Erfahrungsseelenkunde.

dazu vorhanden, denn ich sehe bloß leichten Duft und muß die Phantasie anstrengen, etwas Gescheutes hineinzufinden. — Da erblicke ich eine Mutter mit dem Kinde an der Brust, und beide lächeln! — (Es erschütterte mich, denn es war gerade das Grab der Ophelia!) — Hier liegen ein Finanzier und ein Politiker beisammen, aber an beiden ist schon vieles defekt. — Jenes soll das Grab eines berühmten Geizhalses sein, er hält noch mit der schon verschwindenden Hand den Zipfel seines Leichentuches fest!" —

Jetzt waren wir zur Stelle, und er bat mich, ihn zu verlassen; aus der Ferne sah ich nur noch, wie er die Luft umarmte und heiße Küsse ausströmte — es war eine recht seltsame Schäferstunde! — —

Indes hatte die Wahrsagerin das Grab des Vaters gesprengt, und der morsche Sarg hob sich aus dem Boden; neugierig gleitete das Mondlicht an den halb verwitterten Schildern und Verzierungen hinab, und das Kruzifix auf dem Deckel blinkte hell und weiß. Mir war doch ungewöhnlich zumute, als die alte graue Vergangenheit noch einmal sich in der Gegenwart umsah und die letzte Wiege des Vaters, die ihn in den langen Schlummer wiegte, heraufstieg. Ich zögerte, den Deckel zu heben, und redete in der Pause, um mir selbst Mut zu machen, einen Wurm an, den ich ergriff, als er sich eben bei dem Sarge aus dem Boden wühlte:

„Außer den Favoriten und Günstlingen der Großen und Herren gibt es nur noch ein Völkchen, das es sich recht eigentlich an den Brüsten der Majestät wohl sein läßt; und zu diesem gehörst du, Minierer! Der König ernährt sich von dem Marke seines Landes, und du dich wieder von dem Könige selbst, um die verstorbene Majestät, wie Hamlet sagt, nach einer Reise durch drei oder vier Magen wieder in den Schoß, oder mindestens in den Bauch ihrer getreuen Untertanen zu führen. An dem Gehirne wie vieler Könige und Fürsten hast du dich gemästet, du fetter Schmarotzer, bis du zu diesem Grade von Wohlbeleibtheit gekommen bist? Den Idealismus wie vieler Philosophen hast du auf diesen deinen Realismus zurückgeführt? Du bist ein unwiderlegbarer Beleg für die reelle Nützlichkeit der Ideen, da du dich an der Weisheit so mancher Köpfe wacker gemästet hast. — Dir ist nichts mehr heilig, weder Schönheit noch Häßlichkeit, weder Tugend noch Laster; alles umwindest du, Laokoons Schlange, und beurkundest deine intensive Erhabenheit an dem ganzen Menschengeschlechte. Wo ist jetzt das Auge, das so bezaubernd lächelte oder so drohend gebot? — Du Satiriker sitzest allein in der leeren Knochenhöhle und schauest frech und

boshaft um dich und machst das Haupt zu deiner Wohnung und zu etwas noch Schlechterm, in dem sonst die Plane eines Cäsar und Alexander geboren wurden. Was ist nun dieser Palast, der eine ganze Welt und einen Himmel in sich schließt; dieses Feenschloß, in dem der Liebe Wunder bezaubernd gaukeln; dieser Mikrokosmus, in dem alles, was groß und herrlich, und alles Schreckliche und Furchtbare im Keime nebeneinander liegt, der Tempel gebar und Götter, Inquisitionen und Teufel; dieses Schwanzstück der Schöpfung — das Menschenhaupt! — — die Behausung eines Wurmes! — O was ist die Welt, wenn dasjenige, was sie dachte, nichts ist und alles darin nur vorüberfliegende Phantasie! — Was sind die Phantasien der Erde, der Frühling und die Blumen, wenn die Phantasie in diesem kleinen Rund verweht, wenn hier im innern Pantheon alle Götter von ihren Fußgestellen stürzen, und Würmer und Verwesung einziehen. O rühmt mir nichts von der Selbständigkeit des Geistes — hier liegt seine zerschlagene Werkstatt, und die tausend Fäden, womit er das Gewebe der Welt webte, sind alle zerrissen, und die Welt mit ihnen. — — Auch der Alte hier in seiner Kammer wird schon seine Theaterkleider abgeworfen haben, und dieser boshafte Bube in meiner Hand kommt vielleicht eben von dem Kehraus, dem er hier in der väterlichen Behausung beigewohnt hat; — doch mag's sein — ich will ergrimmt in das Nichts schauen und Brüderschaft mit ihm machen, damit ich keine menschlichen Reste mehr verspüre, wenn es auch mich zuletzt ergreift!"

Ich war jetzt stark und wild genug, den Deckel zu heben, ob ich gleich fühlte, daß dieser Grimm und Zorn, wie alles übrige, auch mit zum Nichts gehöre. —

Wie seltsam — als das stille Schlafkämmerchen sich auftat, in dem ich keinen Schläfer mehr erwartete, lag er noch unversehrt auf dem Kissen, mit blassem ernsten Gesichte und schwarzen krausen Haaren um Schläfe und Stirn; es war noch die abgeformte Büste vom Leben, die hier in dem unterirdischen Museum des Todes zur Seltenheit aufbewahrt wurde, und der alte Schwarzkünstler schien dem Nichts Trotz bieten zu wollen.

„So sah er aus, als er den Teufel bannte!" sagte die Wahrsagerin. — „Nur haben sie ihm nachher die Hände gefaltet, daß er hier unten wider Willen beten muß!" — — „Und warum betet er denn?" fragte ich zornig — „da drüben über uns im Himmelssee funkeln und schwimmen zwar unzählige Sterne, aber wenn es Welten sind, wie viele kluge Köpfe be-

haupten, so gibt es auch Schädel auf ihnen und Würmer, wie hier unten; das geht so fort durch die ganze Unermeßlichkeit, und der Baseler Totentanz wird dadurch nur um so lustiger und wilder und der Ballsaal größer. — O wie sie alle, die auf den Gräbern umherlaufen und auf einer tausendfach geschichteten Lava vergangener Geschlechter — wie sie alle nach Liebe wimmern, und nach einem großen Herzen über den Wolken, woran sie mit allen ihren Erden einst ruhen können! Wimmert nicht länger — diese Myriaden von Welten sausen in allen ihren Himmeln nur durch eine gigantische Naturkraft, und diese schreckliche Gebärerin, die alles und sich selbst mit geboren hat, hat kein Herz in der eigenen Brust, sondern formt nur kleine zum Zeitvertreib, die sie umher verteilt — haltet euch an diese, und liebt und girrt, solange diese Herzen noch zusammenhalten! — Ich will nicht lieben und recht kalt und starr bleiben, um womöglich dazu lachen zu können, wenn die Riesenhand auch mich zerdrückt! —

Der alte Schwarzkünstler scheint zu meiner Rede zu lachen! Weißt du es etwa besser, Teufelsbanner — und steigt über diesem zertrümmerten Pantheon ein neues herrlicheres auf, das in die Wolken reicht, und in dem sich die kolossalen ringsumher dasitzenden Götter wirklich aufrichten können, ohne sich an der niedern Decke die Köpfe zu zerstoßen? — wenn es wahr wäre, so möchte es zu rühmen sein, und es dürfte schon die Mühe verlohnen, zuzuschauen, wie mancher unermeßliche Geist auch seinen unermeßlichen Spielraum erhielte und nicht mehr zu würgen brauchte und zu hassen, um groß zu sein, sondern frei in die Himmel emporsteigen könnte, um dort sein strahlendes Gefieder auszubreiten. — Der Gedanke könnte mich fast erhitzen! — Nur alle dürften sie mir nicht erstehen wollen; alle nicht! — Was wollten so viele Pygmäen und Krüppel in dem großen herrlichen Pantheon, in dem nur die Schönheit thronen soll und die Götter! O man schämt sich dieser Gesellschaft ja oft genug schon auf Erden, wie könnte man den Himmel mit ihnen gemeinschaftlich teilen! — Nur ihr mögt euch aus dem Schlummer erheben, ihr großen königlichen Häupter, die ihr mit den Diademen in der Weltgeschichte erscheint, und ihr begeisterten Sänger, die ihr von den Königlichen entzückt redet und sie verherrlicht! Die andern mögen ruhig schlafen und recht sanft, auch angenehme Träume haben, die gönne ich ihnen von Herzen!

Mit dir, alter Alchimist, möchte ich den Weg schon antreten; nur betteln sollst du mir nicht um den Himmel — nicht betteln —, lieber er-

trotze ihn, wenn du Kraft hast. Die stürzenden Titanen sind mehr wert, als ein ganzer Erdball voll Heuchler, die sich ins Pantheon durch ein wenig Moral und so und so zusammengehaltene Tugend schleichen möchten! Laß uns dem Riesen der zweiten Welt gerüstet entgegengehen; denn nur wenn wir unsere Fahne dort aufpflanzen, sind wir es wert, dort zu wohnen! — Laß das Betteln; ich reiße dir die Hände mit Gewalt auseinander! — —

Wehe! Was ist das — bist auch du nur eine Maske und betrügst mich? — Ich sehe dich nicht mehr, Vater — wo bist du? — Bei der Berührung zerfällt alles in Asche, und nur auf dem Boden liegt noch eine Handvoll Staub, und ein paar genährte Würmer schleichen sich heimlich weg, wie moralische Leichenredner, die sich beim Trauermahle übernommen haben. Ich streue diese Handvoll väterlichen Staub in die Lüfte, und es bleibt — Nichts!

Drüben auf dem Grabe steht noch der Geisterseher und umarmt Nichts! Und der Widerhall im Gebeinhause ruft zum letzten Male — Nichts!" —

Clemens Brentano

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers

(Urfassung)

In dem Jahr, da man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1358 im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte, und ward innig durch den frommen Morgengesang des Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht, und der Heimat getreu gegen den Frühling wiederkehrt, so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblühet. Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fort phantasierte, wäre ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehöret hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmütig um das Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein 20. Geburtstag angekommen war, und wie mir es viel besser geworden, als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. So ist es doch eine Freude, einen Geburtstag zu haben, dachte ich in mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen, mir Glück zu wünschen, wie auch der Türmer nur allein geblasen habe, um mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe bloß ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen und der Türmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte. Da die Bäume nun so anmutig

mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Tränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehret und gestern abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war aber dies ein feines Wammes und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher nie getragen, und ich kam mir ganz wunderbar und stolz vor, doch währete meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch den Sonnenschein, und es war mir, als seien alle seine Löcher so viel Lippen und alle seine Fetzen so viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten. Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: wie ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler. Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend spät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden, da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe, denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem schönen Garten, dem freundlichen Sonnenschein fast ebensosehr als meinem neuen Gewand überraschet. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erst durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Händlein zum Danke falten lernet. Der fröhliche Mai, das lustige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegossen war, alles das war mir, als hätte ich es nie vorher gesehen, und wußte auch nicht, was aus aller der Freude werden sollte. So wie die lieben Kinder durch die süßen Blumen gehen und sie brechen und Kränzlein winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers und des Todes im trüben Herbste und der Ruhe im kalten tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich, armer Schelm, wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glück, des ich gestern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen. Da ich nun so in meiner Unschuld fort-

schritt, kam ich an ein kleines Heil'genhäuslein, welches dicht in Gebüschen verborgen war und in dem eine Lampe brannte. Da sah ich an den Wänden sehr schöne holzene Bilder, die mancherlei Geschichten aus dem Leiden unsers Herrn Jesus Christus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitten der Kapellen stellte den lieben Herrn dar, wie er am Ölberge kniet und betet. Dabei stund auch ein Kästlein mit vielen Heiligtümern, und ich konnte mich auch nicht länger erhalten, kniete nieder und dankte mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte, gelobte auch ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernet hatte, allezeit zu Nutzen und Frommen guter Menschen und zur Mehrung seiner Verehrung anwenden zu wollen. Da ich so gebetet hatte, legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes, welches ich einstmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten, der ich ein andächtiges Lied verfertiget hatte, ich hatte es seither als Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir wieder gar verwandelt hatte, so mag nichts vor dem Gemüte des Menschen Stand haben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Röslein, jene Blumen, durch die der König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susan gewandelt, seines Zornes zu vergessen, und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden, denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahrs ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in die Wolken ragte, alles Menschenwerk hat etwas Erschreckendes, und das Gemüt muß lange darauf verweilen, bis es Trost findet. Die gewaltige Künstlichkeit dieses wunderwürdigen Turmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, und ich gedachte bei mir mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen in finstern Wäldern und bei den stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in der Einsamkeit ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblick des

Münsterturms. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich bewegen und hin und her neigen mit Rauschen, aber wenn ich so den ungeheuren Turm ansehe mit den vielen Säulen, Türmlein und Schnörkeln, die immer auseinander steigen und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, ach, so kommt es mir vor wie der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn nun ausführen sollte, und wie nun so ein hohes Werk durch vieler Menschen Hände vollendet, ja an dem auch manches Leben sich tot gearbeitet hat, wie dieser Turm dasteht, stolz und eisern, wie er kein Herz hat und keinen Verstand, ja wie er ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und es keinem Menschen zu danken brauche; das ist, was den Anblick mir so erschütternd machte, da doch in den Blumen und den Bäumen, ja selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche gleich dem Menschen atmet und fühlt, sich im Frühling mit ihm erfreut und im Winter mit ihm trauert, und doch konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden. Es ist etwas Wunderbares um des Menschen Herz, daß es immer zu dem Unbegreiflichen hinstrebt, als sei dort das Ende seiner Laufbahn, dort sei der Schlüssel zum Himmel, und alles Irdische sei bloß ein Rufen aus der Ferne, das zu unsern Ohren dringt, ein heiliger Bote Gottes, der vor unsre Augen tritt, und uns durch seinen Glanz und seine versprechende Miene ein Bild unsres zukünftigen Lebens geben muß. Also ist mir auch immer alle mein Drangsal als eine Sehnsucht nach einem bessern Leben erschienen, alle meine bittern Stunden waren die kalten duftigen Tage, die nach dem Winter kommen und denen der liebliche Frühling, ganz mit Blumen und grüner Lust bekleidet und mit der süßen Musik der Vöglein angetan, auf dem Fuße folgt. In diesen Betrachtungen war ich wieder in den Laubgang getreten, als der Türmer auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit". Da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen Herrn Ritter gar tiefsinnig unter einem Baum im Sonnenschein sitzen und hatte den Mut nicht vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn störte. Ich stellte mich darum an einen Baum in seiner Nähe bescheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht seine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohltäters aber erweckte ein große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein schneeweißes Haar,

über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen sein, ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, da es schon dunkelte, als er mich vom Wege aufraffte, und ich hatte lange keinen so frommen alten Ritter gesehen, der mit allen seinen Mienen ein solches Vertrauen erregte. Gott gebe, daß du so in Ehren grau werdest, dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzem Herz zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten. Da ich so eine Weile nach meinem Herrn Ritter gesehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte, wo ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machst du Johannes, daß du so stille dastehst?" Worauf ich ihm höflich entgegnete: „Ich wollte eure Ruhe nicht stören, Herr, ihr scheinet mir in schweren Gedanken." Der Ritter sprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimat, bist du froh?"

„Herr, sollte ich nicht froh sein, da ich nun weiß, wo schlafen, da ich weiß, wo Brot finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch, wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimat gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich ihrer würdig sei und auch ihr wohlgefalle."

„Johannes, deine Rede gefällt mir, wenn dir das Ernst ist, so sind wir Gesellen. Aber wenn du mir gefallen willst, was wirst du dann tun? Wirst du mir etwas geben wollen, da du nichts hast?"

„Herr, ich bin euer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann euch kein Wams für das Wams geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe euch mein Herz."

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, so hätte ich doch noch den Wams zugute. Wie dann, Johannes?"

„Herr, ihr rechnet streng. So habe ich doch eins, Herr, das ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es ist rasch und fliehet davon, auch werdet ihr es nie mit eurer Macht verdrängen können, denn es ist lieblich und lustig anzusehen, und ihr werdet euch dessen so erfreuen, daß ihr es nicht lassen möget, wenn ich es euch geben könnte."

„Was ist dies für ein Kleinod, mit dem du so prahlest?"

„Herr, es ist die Jugend, die will ich euch geben, wie ich kann, denn ihr sollt euer Alter vergessen bei mir, so will ich euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken."

Aber was ich da zuletzt geredet hatte, war töricht und war ein schlechter

Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward wiederum stille und betrübt, weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an:

„Herr, ich habe euch mit törichten Worten erzürnet."

„Das hast du nicht, Johannes, sondern ich bedachte, ob dein stolzer Mut wohl meine Sorgen zerstreuen könne, wie du mir versprachst, aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenschein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht sein. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist in Gutem, und wie es sich mit dir begeben, bis ich gestern an der Eiche dich gefunden habe, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieser Rede vernommen hatte, setzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Mut, ihm zu sagen, was ich weniges in meiner Armut erfahren hatte, zog auch ein kleines Buch aus der Tasche meines Mantels, in welches ich gewohnt war, das aufzuschreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswert dünkte, um ihm daraus vorzulesen, und sprach zu ihm:

„Lieber gnädiger Herr, es ist wohl kein ehrlicherer Weg zur Armut, als der in Armut geboren zu sein, so bin ich auch zur Armut gekommen, als ich zur Welt kam, und ist mir früh gelehrt worden, daß all mein Gold der Glanz der Sonne sei, alle mein Silber der Spiegel der Flüsse, meine schönen Teppiche und Tapezereien die grünen Wiesen mit ihren Blumen, alle meine schönen Gebäude und Hallen der Himmel mit seinen Gewölben und der grüne Wald, ja ich bin so reich geworden, daß mir die ganze Welt offenstand und alle freundliche Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen konnte: gib mir dies, gib mir jenes, auch hatte ich keinen Herrn als den allmächtigsten Herrn, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben und dem ich auch täglich aus tiefster Seele gedankt habe."

„Du kannst schreiben, Johannes?" sprach der Herr Ritter zu mir, „darin hast du mir es schon zuvorgetan, das kann ich nicht, ich freue mich zu hören, wie du alles niedergeschrieben hast, denn wenn ich gleich nicht schreiben kann, so habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes,

was mich im Leben sonderlich freute oder schmerzte, aufschreiben möchte, daß es andern Menschen und auch Menschen jedes Standes wohlgefallen möge, und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtnis gleichsam ein Buch gemacht, wo ich vielerlei eingeschrieben habe, und mehrere Begebenheiten sind darunter, die sind mir ganz verschieden erschienen, so daß sie mich auf eine Art beruhigen, auf die andere aber betrüben und doch immer dieselben Geschichten sind. Nun aber soll doch alles so niedergeschrieben werden, daß es einem jeden Menschen belehrend und erfreulich sein soll, denn was öffentlich gemacht wird, soll öffentlich werden, sonst ist es ein Betrug und böses Irreführen unschuldiger Menschen, denn soll sich der Mensch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künstliches und des Gedanken Würdigeres aufgestellt wird, wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgestellt wird? So lies dann, Johannes, und wie du es niedergeschrieben hast, wird mich lehren, was du für ein Mensch bist, denn wie ein Mensch sein Leben fühlt, so ist er, und nicht so, wie sein Leben ist. Du bist ein armer fahrender Schüler, und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir sind beide auch Menschen, der Schüler und der Kriegsmann haben nichts in ihrem Wesen gemein und sind sich fremd, aber die Menschen sind von demselben Stamme und, was sie erfahren, müssen alle teilen können, und so bin ich dann begierig, mein lieber Johannes, ob du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann." Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte:

Ich bin in Franken geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom, und das erste, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, wie mich meine Mutter das Vater unser und Ave Maria lehrte, ich stand vor ihr und faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen und, wie sie mir es vorsagte, sprach ich es kindisch nach und war dabei ganz fromm, wie es ein Kind vor Gott ist. Das tat ich immer frühmorgens und kniete dabei an meinem Bettlein und des Abends, wenn ich schlafen ging. Meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam, ich kann mir sie auch nicht anders denken als spinnend, und oft, wenn ich nachts erwachte, sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen, dabei sang sie still vor sich hin, und dies hat mich oft bis zu Tränen gerührt, warum, das weiß der liebe Gott, auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen

mußte, als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserm Fenster auch an zu singen, und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich, da habe ich zum erstenmal Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall.
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

Sooft der Mond mag scheinen,
So denk' ich dein allein.
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen.
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte und ob er auch lieber

geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt dann die Nachtigall dazu?" Da sagte meine Mutter: „Wachst du, Johannes? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir ins Kloster gehen, wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit." Da löschte sie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und küßte mich, und da ich merkte, daß sie weinte, schlang ich die Arme um ihren Hals und hielt sie fest, fragte sie auch, warum sie mir das Kreuz mache und warum sie weine. „Lieber Johannes", sagte sie da, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, ehe ich schlafen gehe, daß du unter dem Schutze Gottes ruhig schlafen mögest, du hast aber sonst nie gewacht, wenn ich zu dir kam, und wußtest du es nicht." Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf legte sie sich zu Bette und betete laut, und ich sprach es ihr nach, bis ich darüber einschlief. Den folgenden Morgen standen wir früh auf, und meine Mutter nahm Leinentuch, das sie gewebet, und Garn, das sie gesponnen, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korb auf dem Kopfe, und da ich sie sehr darum gebeten, gab sie mir einen Teil des Garnes zu tragen, welches ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter bis zu dem Kloster getragen habe.

Wir kamen in dem Kloster in des Abts Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit meiner Mutter und gab mir ein Bild von St. Johannes, meinem Patron. Er sagte mir auch, wenn ich älter wäre, solle ich ihm die Messe dienen und dann immer einen Pfennig von ihm haben. Meine Mutter ließ von dem Gelde zurück, eine Messe zu lesen in der Georgenkapelle für ihre Anliegen, und als sie der Abt fragte, was ihr Anliegen sei, sprach sie: „Das steht Gott anheim", und da gingen wir zur Kirche herab. In der Kirche aber gingen wir zur linken Hand in eine Kapelle, da stand ein Altar in der Mitten, zur Rechten aber war ein Ritter an der Wand ausgehauen auf den Knien liegend, und vor ihm stand ein andrer Ritter, der legte ihm die Hand auf das Haupt. Diesem Bilde gegenüber war Sankt Georgen Bild zu Pferd, wie er seinen Mantel zerschneidet und einem Armen die eine Hälfte reicht, und diese Kapelle war die St. Georgenkapelle. Meine Mutter steckte ein Wachslicht vor St. Georgen auf und kniete dann nebst mir an der Seite des steinernen Ritters nieder und sah oft nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm. Auch hätte ich

ihm gern was Liebes getan und setzte ihm einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten hatte und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter das sah, weinte sie sehr und umarmte mich in der Kirche. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde. Da trat aber ein Priester in die Kapelle mit einem Meßdiener und las die Messe am Altar, und sie ließ mich los, sagte mir auch ins Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes, der stehende Ritter ist der Herr Großvater." Ich hatte den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu sehn, und mein Großvater blieb mir von dieser Zeit an ein ernster und beweglicher Gedanke, aber ich habe damals gebetet, wie sonst nie, mit einer wunderlichen Herzensangst, doch weiß ich mich nicht zu entsinnen, warum ich so gebetet habe. Da die Messe zu Ende und der Priester wieder aus der Kapelle herausgegangen war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bild mit den Worten: „Was macht denn mein Großvater da?" Meine Mutter stand aber, ohne mir zu antworten, stille vor dem Bild und sah immer mit nassen Augen nach dem knienden Ritter, den ich mit dem Laubkranz gekrönt hatte, und da ich sie wieder fragte, sagte sie: „Er tut, was ich gestern abend tat, da ich das Kreuz machte." Da fragte ich sie weiter: „Liebe Mutter, will er dann schlafen gehn?" Da sagte sie: „Ja, er will schlafen gehn in die ewige Ruhe." „Und der kniende Mann will wohl auch schlafen gehen?" Da sagte sie wieder: „Ach, Gott gebe ihm eine ruhige Nacht, wenn er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf, daß ich ihn küßte. Da setzte ich ihm das Kränzlein wieder zurecht und küßte ihn, und die Mutter ging mit mir zur Kirche hinaus. Sie hatte mich noch auf dem Arme und ließ mich nicht los, was sie sonst nicht pflegte, denn sie war nicht sehr stark, sondern zart und weiß mit langen blonden Haaren. Wir gingen nicht denselbigen Weg zurück, sie trug mich links dem Walde zu. Wie sie mich so durch die freie Luft hintrug, betrachtete ich ihr freundliches Angesicht und kann es nun nie mehr vergessen, wie hold und lieb sie aussah, und auch die ganze Gegend kam mir lichter und freundlicher vor. Mein Herz ward wieder ganz getröstet, und wie sie mich unter den Bäumen hintrug, brach ich einen Zweig ab und machte ihr einen Kranz, den setzte ich ihr auf ihre blonden Haare und sagte zu ihr: „Liebe Mutter, nun bist du wie der kniende Ritter, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er da nun durch den Wald gegangen käme, da würdet ihr euch beide aneinander sehr erfreuen über die grünen Kränze." Meine Mutter gab mir aber keine Ant-

wort und ging immer traurig fort, was mich auch wieder betrübte. So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde durch den Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt und hätten nicht viel Freude, bis es lichter ward in den Zweigen und der Wald sich am Rande des Berges endigte.

Da war ein schöner grüner Platz und die Aussicht in ein einsames Tal, wo der Main durchfloß, die Berge lagen rings um den hellen silbernen Fluß, als hätten sie tiefsinnige Gedanken, sie waren alle mit schwarzen Wäldern bedeckt und sahen streng und finster herüber, wo wir aber standen, war die Gegend sanft und mild, grüner Rasen bedeckte den Boden, es standen da mancherlei Blumen, und das Allerschönste war ein freundlicher Quell, der zwischen einer großen Reihe von Sonnenblumen entsprang und über den sanften Abhang hinunterrollte, es war, als flössen Tränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab. Viele und mancherlei Kräuter wuchsen da rings an dem Bache, aber die Sonnenblumen sahen besonders ehrwürdig und andächtig aus. Meine Mutter ließ mich im Grase spielen und saß bei den Sonnenblumen. Ich sah oft nach ihr hin und bemerkte, wie sie sanfter und ruhiger um sich blickte. Dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts ins Gebüsch, da stand ein kleines Haus, ganz mit Efeu überwachsen. Selbst die Türe war mit dem Geflechte des Efeus überzogen. Sie zog Schlüssel hervor, legte die Ranken an der Türe zurück und öffnete sie. Es war eine kleine Küche, doch keine Geräte darin, in die wir zuerst traten, und dann eine kleine viereckichte Stube. Wie ich hereintrat, fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fensterladen auf, da sah man nach der andern Seite des Tals, und ein schönes Schloß ragte da aus dem schwarzen Gebürge gegenüber. In der Stube standen allerlei ausgestopfte Vögel, besonders eine Reihe von Falken, die alle sehr alt schienen, an der Wand hingen einige Speere und Jagdmesser, und in der einen Ecke war ein kleiner Altar und Betstuhl vor dem Bilde des heiligen Hubertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Hörnern erscheint und ihm sein wildes Herz zu Sanftmut und Frömmigkeit umwendet. Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter ins Tal hinaussah. Alles, was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Emp-

findung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird und alle die andern Räder mit ihm und um ihm sich drehen und wenden sieht, und sich doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sind und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte tat, als wäre sie immer drin gewesen. Ich fragte sie, ob wir dann hier blieben, ob dieses auch unsre Wohnung sei, dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden. „Was willst du dann mit den Vögeln machen?" sagte sie dann, und als ich ihr antwortete, ich wolle sie das Vater unser lehren, sagte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?" Ich antwortete: „Im Himmel." Sie nahm mich hierauf zu sich, setzte sich ans Fenster und erzählte mir, was ich hier niederschreibe; ihre Worte sind mir auch nie aus dem Gedächtnisse gekommen: „Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, dann ich gedachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weinte, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben und habe mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Aber nun will ich dir auch nichts mehr verschweigen, denn ich glaube, es wird gut sein, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein die Freude. Du wirst darum deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden und zu seinen Abgesandten auf der Erden, der treuen Liebe, der Unschuld und Weisheit. Auch sollst du nicht traurig werden um der Traurigkeit willen, die auf Erden ist, sie soll dich stärken, daß dein Mut wachse und dein Fleiß, mit denen sollst du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, daß sich alle Zeit Gott zuwendet.

Das kleine Häuslein, in dem wir sitzen, gehöret meinem lieben Vater, er ist nun im Himmel seit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhofe bei dem Kloster. Er war ein Jäger und Vogelsteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebet, die ist zu Gott gegangen, da ich noch ein klein Mägdlein war, ich erinnere mich wohl, da sie die Herrn aus dem Kloster zu Grabe trugen, da saß ich da draußen an dem Quell im Sonnenschein und verwunderte mich über die vielen Männer und Weiber, die sie begleiteten. Da drüben von dem Schlosse, das du siehst, kam der Ritter mit seiner Hausfrau und seinen zwei Knaben auch herüber, ich weiß noch wohl, wie sie in das Schifflein stiegen und über den Main fuhren. Der Ritter blieb bei

meinem Vater und sprach gar freundlich mit ihm, um ihn zu trösten, und des Ritters Frau ging mit zu Grabe. Ich saß immer an dem Bächlein, und des Ritters Kinder spielten mit mir. Am Abend zog der Ritter wieder mit seinen Leuten hinüber, und mein Vater pflanzte am Bache die Sonnenblumen. Er war ein frommer und künstlicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab wie kein andrer Jäger in Franken und hatte eine große Geschicklichkeit in Kenntnis heilsamer Kräuter, ich ging ihm immer in seinen Arbeiten zu Hand, wie ich konnte, und er unterrichtete mich in der Gottesfurcht und Sittsamkeit. Spinnen und weben habe ich dort im Schlosse von des Ritters Hausfrau gelernt und zugleich mit den zwei Söhnen des Ritters das Christentum bei dem Hauskaplan. Mein Vater schenkte dem Ritter geschickte Falken dafür, der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich selbst singen gelehrt hatte, so war ich dann immer gern im Schlosse gesehen und konnte wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt, an den Frauen und Dienerinnen auf dem Schloß. Doch war ich meistens zu Hause bei meinem Vater, da ich älter ward, denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein. In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft, er war auch stiller Gemütsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, so blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich auch bald an dem Maine sehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: ‚Mein Kind, was soll aus deiner Lieb werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?‘ Diese Rede meines Vaters war wohl wahr und tat mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören, den Ritter zu lieben, denn die Liebe ist blind, und wo sie entbrennt, kann sie nicht ausgelöscht werden, und zwei Menschen, die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod. Mein Vater stellte es auch dem Ritter vor, der aber war mutiger als ich und sprach: ‚Lasset euch das nicht kümmern in euren alten Tagen, denn es soll euch erfreuen, wenn ihr seht, daß eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das mein Vater nicht, so wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod.‘ Ich erschrak, wenn ich sah, wie mein Vater traurig ward bei seinen Reden, die mir das Herz erhoben,

und habe meinem Vater immer von der Zeit an emsiger gedienet als vorher und war auch in allen meinen Reden weiser und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert werden, daß ich nicht töricht handlen würde. Siegmund kam nun seltner, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg, und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse auszogen, so stand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich so grüßen sah, so ließ er sein Pferd einigemal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem Vater, mich wiederzugrüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wiederkommen lasse, und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah. Einstens aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen, und als sie wiederkamen, stand ich am Berge und sah nach Siegmund, der saß aber nicht auf seinem Pferd, der ward auf einem Tragbette zwischen zwei Reitern getragen; ach, da war meine Angst groß, bis er die Reiter stillhalten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen möge, daß er noch lebe, und war dies gewiß ein groß Zeichen seiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Tränen so flehentlich, daß er selbst sehr weinte und sprach: ‚Ach Tochter, wie ist deine Liebe zu Siegmund so groß, und was wird viel Leid draus entstehen!‘ Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an den Main hinab, der war zugefroren, und noch keiner darüber gegangen, das wußte ich wohl, sagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte, es seien schon viel Leute drüber gegangen, und so eilte ich dann über das Eis ohne Furcht und Angst und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eis, als daß ich nicht einbrechen möge. Es war Abend, da ich auf das Schloß kam, ich fragte sorgsam nach Siegmund und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen sei und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich ins Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bettlein nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl, daß er mich liebhatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei, und da sie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lang mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich alles, wie unsre Liebe so unveränderlich sei und wie uns nichts scheiden werde als der Tod. Sie war

aber eine sanfte Frau, und Siegmund war ihr das liebste Kind, auch gegen mich war sie sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt und hat nicht mehr von unsrer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden. In der Nacht ging das Eis im Maine auf, und ich konnte am Morgen nicht zurück, so daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte. Ich war dann meistens bei Siegmund und pflegte seiner, denn sein Vater war noch nicht zurück, und die Mutter erfreute sich an unsrer Liebe. Da wuchs unsre Liebe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht gesehen und in der letzten Zeit wenig miteinander gesprochen. Da wir nun so beinander saßen, da warden wir viel inniger, und Siegmund, durch seine Wunde schwach und sanfter als sonst, erschien mir viel vertrauter, ja seine Rede war mir oft ganz jungfräulich, und hatten wir auch da keine Hehl mehr voreinander, und ich verband ihm seine Wunde in der Seite am Herzen ohne Scheu. So groß ist die Liebe und so rein, daß sie nichts Unreines tun kann, und was sie tut, ist alles schön und ewig. Da ist mir auch die kleinste Handlung teuer und ein tiefsinniges Werk geworden, wenn ich sie in der Liebe getan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater, der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geschehen war, und wie meine Liebe noch viel größer wäre, und was Siegmunds Mutter mit mir gesprochen hätte. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte: Wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuß im Grabe stehe, so sei sein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke. — Da Siegmund wieder gesund war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster. Der Winter war sehr rauh, und mein Vater oft krank, denn er war schon ein sehr alter Mann und hatte schneeweiße Haare, da ward mir denn auch keine Freude als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Türe und sah ins Tal hinab und sprach mir von meiner Mutter. Einmal, an dem heiligen Osternachmittag, saß er in seinen Feierkleidern an der Türe und ich neben ihm, es war gegen Abend, alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter, wir sahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein den Main heruntergefahren, sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie

bei sich und sangen laut und andächtig, daß es zwischen den Bergen leise in der Ferne mitsang:

Ich will des Mais mich freuen
In dieser heil'gen Zeit
Und gehe zu der Maien
Und seh des Heilands Leid.
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai, in grünem Scheine
Du blühest kurze Weil,
O Maie, die ich meine,
Du blühest ew'ges Heil.
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ew'ger Blüte
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte,
Du trankst sein heil'ges Blut.
Blut gab mir so hohen Mut.

Du drangst in heil'gem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Tränen Schmerz.
Schmerz erquickte mir das Herz.

Des heil'gen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein:
O Jesus an der Maie,
Mich heilte deine Pein.
Pein führt mich zum Himmel ein.

Der Vater und ich sangen das Lied still mit. Er ward sehr gerührt und sprach mit mir: ‚Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit ist vorüber, und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen sehn, ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden, schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann, denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt. Das Schifflein

mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so den Main hinunterfährt, und dort die Sonne, die untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert. Da sind sie heute früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubs durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen würden und ihre Andacht verrichten, und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen, und haben sie dort aufgesteckt, dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen, und nun sind sie den Berg wieder hinabgekommen, und schnelle trug sie das Schifflein den Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der andre später ans Land, und alle, die beisammen so fromm der Maie singend folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen, und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligtum mitbringen kann und so Frömmigkeit erweckt, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück, die Gabe mag gering sein im allgemeinen Wert der Dinge, so ist sie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes sein.‘ So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir, und da ich ihn nach der Hütte zurück begleitete, zitterte er sehr, so daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir sein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf, und mein Vater bat ihn, ihm den Pater Anton vom Schlosse zu schicken und auch seine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den jüngern Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet. Da Siegmund zurück eilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: ‚Willst du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich tot bin?‘ Da er mich weinen hörte, sagte er: ‚Was weinst du, mein Kind?‘ Da sagte ich ihm: ‚Da ich Siegmund hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein wird außer Gott.‘ Da sprach er zu mir: ‚Und einst wird Gott dein einziger Trost sein, wie er jetzt meiner ist, da ich dich verlassen muß, aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir auf Erden wohl geht, bis du zu mir kömmst, meine Tochter.‘ Dann kniete er dort an dem Altar nieder und betete und war so schwach, daß er sein Haupt auf den Altar legte, ich kniete neben ihm, und der Falke saß traurig auf der Stange. Dann sagte er: ‚Sieh, ob der Pater Anton bald kömmt, ich fühle, meine

Stunde naht sich.' Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewand und mit der Monstranz in das Schifflein steigen, Siegmund trug das Kreuz, und seine Mutter hatte ein Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da sprach ich: ‚O lieber Vater, sie bringen unsern Herrgott.' Da küßte mich der Vater und sah mich mit großer Liebe an. Der Zug kam langsam den Berg herauf, und da sie vor der Hütte standen, ging ich heraus zu Siegmund und seiner Mutter, die war sehr traurig und küßte mich, der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das Abendmahl, und wir standen draus und beteten. Dann kam der Pater Anton und rief mich und Siegmund und seine Mutter herein. Wir knieten um seinen Stuhl, und er sprach zu Siegmunds Mutter: ‚O gnädige Frau, wir werden bald zusammen sein, nehmt euch meines Kindes an, Siegmund liebt meine Tochter, sie verdient es. O mein gutes Kind, ich befehle dich Gott, o komme bald zu mir, wenn es dir auf Erden nicht gut ist.' Da weinten wir alle sehr, und Siegmund nahm meine Hand und sagte: ‚Mutter, segnet uns! Vater, segnet uns!' Da gab er uns den Segen und Siegmunds Mutter auch. Dann wollte er in den Sonnenschein getragen sein, Siegmund und ich trugen ihn auf seinem Sessel hinaus in das Freie. Da standen die alten Diener des Ritters mit den Fackeln im Kreise um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm seinen Falken, der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessel. So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: ‚O Gott, ich danke dir für das schöne Leben, ich danke dir für mein schönes liebes Kind, ich danke dir für den schönen Tod.' Da starb er, Siegmund und ich hatten seine Hände, es war freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen in dem Walde, und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

Siegmund und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Siegmund, der war seit meines Vaters Tod viel ernster und fester geworden, er sah nun seine Liebe zu mir als meine einzige Hülfe an und alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte. So wollte er dann auch mein Schicksal so freundlich machen, als in seinen Kräften stand, und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte. Mein Vater ward den folgenden Tag neben meine Mutter ins Kloster begraben. Siegmund und seine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht so traurig sein möchte. Ich blieb also auf dem Schlosse zurück, und wie sie aus dem

Tor hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Turm des Schlosses. Sieh, es ist dort jener weiße Turm, worauf das Bäumchen steht. Ich sahe mich rings in der Gegend um und empfand vieles, das ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit seiner Mutter in das Schifflein stiegen, da erinnerte ich mich, wie ich Siegmund zum erstenmal gesehen, das war, als meine Mutter starb, da saß ich vor meines Vaters Hütte und spielte ganz fröhlich und verstand das Leid der andern Menschen nicht, da sah ich ihn auch in demselben Schifflein überfahren, ach, wie viel Jahre sind schon hin; jetzt bin ich auch schon unter den erwachsenen Leuten, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen, seit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern, ich weiß nur, daß es der Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig ward. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und kann weinen, ach, wie bitter weinen. O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht alle das Leben hin, wohin alle die Lust? So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren, ich sah, wie Siegmund mit seiner Mutter den Berg hinanstiegen und wie die geistlichen Herrn von dem Kloster aus dem Wald in ihren weißen Kleidern heraustraten und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte heraustrugen. Ach, da streckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte sehr, da hörte ich sie auch ihre heiligen Lieder noch lange im Wald singen. Es war Abend und still, die Sonne ging unter, im Tal war es schon dunkel, nur über unsrer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich wohl, wie mein Vater mit mir gesprochen hatte, da die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen hatte, und wie er zu mir gesagt hatte: ‚Der geht gern von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen konnte‘, und als ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben war, da warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelassen hatte, ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte fromme Unterweisung, die er immer gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wandte ich meine Blicke ringsum über Berg und Tal, wie der Wald grünte und still stand, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Äckern abwechselten. Zum Himmel stiegen meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel wieder nieder zum Main, in

dem die Wolken nochmal zu ziehen schienen, dann blickte ich zwischen den Türmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Holunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied sang, auf dem Dache trieben die Tauben girrend in den letzten Strahlen einander herum, und war es schon dunkel, und die ewige Lampe der Burgkapelle sah heller durch das hohe Fenster, und alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an. Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben, ich konnte an ihn denken, als sei er immer zugegen, nur sehe ich ihn nicht, aber ich höre ihn singen und arbeiten. Zu dieser Stunde kam ein großer inniger Glaube an die Güte Gottes und die Ewigkeit des Lebens in mich, alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eignes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte, er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige schlagende Herz in der Brust und die stille betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den innern Frieden der Natur durch sein stilles frommes Dasein in Geschäft und Andacht näher ans Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß gleich vor meinem Auge Gott mit der Liebe stand und mir mit milder Strenge ins Herz sah, das rein und züchtig wie die Kammer einer frommen Jungfrau aufgeschmückt war. O Guter Vater, dachte ich da, du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte, Gott sprach zu dir: Gehe hin und baue mir eine Kirche auf der Erde, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge, dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst. Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen, sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele, und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe, und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen segensvollen Strahls, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöckchen

im Kloster läuten, das Zeichen, daß mein Vater begraben war. Der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, wollte mich wieder schmerzlich fassen, als Kilian, sein Falke, der bei seinem Tode weggeflogen war, plötzlich neben mich niederflog und sich sehr freundlich gegen mich bezeugte. ‚Guter treuer Kilian', sagte ich, ‚bist du auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen und immer bei mir bleiben', und daß mich der gute Vogel wiedergefunden hatte, war mir ein gar großer Trost, ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand, indem ich die Treppe des Turms hinabstieg. Da ich auf den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghofe hatte singen hören, er wollte zu mir heraufkommen. Da er mich aber sah, sprach er: ‚Verlangt ihr etwas, Jungfrau? Ich glaubte, ihr hättet mich gerufen, wir sind allein auf dem Schlosse.' Da er aber den Falken erblickte, sprach er: ‚O, ihr habet wohl nur mit meinem Paten gesprochen. Ich heiße auch Kilian, und euer seliger Vater hat diesen Falken aus guter Freundschaft nach mir benannt, und es ist ihm auch gut angeschlagen, es ist der edelste Falke im Land.' Dann nahm er den Falken und liebkoste ihn sehr und hatte viel Freude mit ihm. ‚Liebe Jungfrau', sprach er weiter, ‚ich habe euch gar klein gesehen, da ihr noch nicht lange auf der Welt wart, nun hat sich viel verändert. Wenn ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Siegmund und die Hausfrau zurückkommen, so tut ihr mir eine Freude. Die Zeit wird uns beiden vergehn, und eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft, denn ich war ein gar guter Freund eures seligen Vaters, und es ist tröstlich, die Tugenden der Menschen zu betrachten, die nun ihren Lohn schon empfangen.' Ich ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle war, denn er war mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen ehrwürdigen weißen Haaren gar ehrwürdig. Wie er so langsam vor mir her ging, sprach er immer vertraulich mit dem Falken: ‚Ja, Kilian', sagte er, ‚ich bin auch ein Kilian, kann aber nicht fliegen, bei mir geht es gar langsam, es wird auch mit dir so kommen, drum sei hübsch tugendhaft, daß man dir eine Stange aufsteckt und die Speise nahstellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht will.' Dabei war er gar lustig und freundlich, und ich hörte ihm gern zu, wie er so kindisch seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. ‚Seht, Jungfrau', sprach er, ‚da wohne ich und habe Gott recht zur Hand, daneben ist die Kapelle. Es ist etwas Armseliges um einen alten Mann ohne Frau und

Kind, und wenn er sich nicht recht zu Gott hält, ist er verlassen.' Da setzte ich mich zu ihm, und er erzählte mir lang von meinem Vater und seiner Freundschaft mit ihm, und daß er meine Mutter, ehe sie verheuratet gewesen sei, auch geliebt habe, und mein Vater und er darum lange entzweit gewesen seien. ‚Es tat uns beiden herzlich leid, aber ich konnte im Anfange ihn doch nicht gut mit eurer Mutter sehn, es tat mir immer sehr weh, daß ich nicht auch so ein frommes Weib finden konnte, ich habe mich immer darnach umgesehn, aber es wollte mir nicht einschlagen, drum habe ich mich dann so in Ehren auch fortgebracht und mich für manchen Herrn derb schlagen lassen, um die verzweifelten Gedanken zu verlieren. Wenn mich der Flug durch Franken brachte, ging ich zu eures Vaters Hütte und grüßte ihn. Da war ich auch einmal gekommen und hörte euch schon laut weinen, als ich die Hütte noch nicht sah, das war wenige Tage nach eurer Geburt. Ein Jahr drauf kam ich wieder zu eurem Vater, da wart ihr schon ein artiges Kind und konntet das Pater noster sprechen. Ich brachte eurem Vater da einen Falken mit, von dem hier der edle Kilian abstammt. Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken, den hatte ich in Cypern von einem Jäger gekauft und will euch erzählen, was dies für ein Jäger war, und welche wundersame Geschichte er mir von dem Falken sagte. Aber zuerst muß ich euch zeigen, was mir euer seliger Vater für meinen Falken geschenkt hat.' Da holte der alte Kilian einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich von Paternosterkörnern zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter bunter Sittich saß, und da er ihn mit einem lächelnden Gesicht auf den Tisch gesetzt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm hin und sagte: ‚Nun, mein Kind, kennst du den Sittich noch?' Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an, und es war mir, als hätte ich ihn in früher Jugend gesehn, auch erinnerte ich mich oft meiner Mutter, wie sie mir einen schönen Vogel, der sprechen konnte, zeigte. ‚Nun seht ihr, Jungfrau', sagte da der alte Kilian, ‚wie ihr vergeßlich seid, ihr erkennet euren eignen Lehrmeister nicht mehr und euren treusten Gespielen, von diesem Sittich habt ihr doch das Pater noster gelernt und den englischen Gruß, welches er euch gar artig vorsprechen konnte, darum hat man ihm auch ein so frommes Haus erbaut, weil er ein so frommer Sittich war. Es hatte ihn der Bruder Eberhard, euer Oheim, ein frommer Mönch, mitsamt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Land gebracht und eurem Vater geschenkt.' Nun erinnerte ich mich des Vogels und wie ich ihm das Pater

noster nachgesprochen, und auch der alte Kilian ward mir bekannter, ich erinnerte mich, wie er den Sittich wegtrug und ich heftig um ihn weinte. ‚Ja‘, sagte der Alte, ‚seht, das ist euer Schulmeister gewesen, und als er starb, habe ich ihn ausgestopft und ihn immer noch mit Freuden betrachtet, denn er hatte ordentlich Menschenverstand.‘ Der Vogelbauer aber war besonders sinnreich und von schönem wohlriechendem Holze, das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern, oben auf dem Dache stand die Dreifaltigkeit ausgeschnitzt und die Worte: ‚Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Nam.‘ Auf dem Ringlein, worauf sich der Sittich schaukelte, stand: ‚Zukomme uns dein Reich, dein Will geschehe im Himmel, also auch auf Erden.‘ Auf dem Tröglein stand: ‚Unser täglich Brot gib uns heut‘, und so war alles gar schicklich angebracht, auf dem Türlein: ‚Führe uns nicht in Versuchung.‘ ‚Seht‘, sagte Kilian, ‚an diesem Vogelbauer kann man lernen, was jegliches bedeutet, und kann man, wenn man die Gaben hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück schenkte mir also euer seliger Vater für den Falken, und ihr mögt also wohl erwägen, was es für ein vortrefflicher Falke war. Da ich das nächstemal wieder zu euch kam, war eure Mutter tot, und ich hab mit eurem Vater herzlich um sie getrauert. Ich war auch des Herumstreichens müde, und einige Wunden, die ich davongetragen hatte, zwangen mich, mit dem Leben Rat zu halten: so kam ich dann durch Fürsprache eures Vaters hierher aufs Schloß, wo ich der alte Haushüter geworden bin, meine Wege gehn nicht weit, und wo keiner zu raten weiß, fällt mir was ein, denn ich habe mancherlei gesehn und kann's brauchen.‘ So sprach der alte Kilian noch lang mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb. Auch setzte ich ein festes Vertrauen auf ihn und nahm mir vor, ihn in Zukunft immer um Rat zu fragen. Wenn ich gleich Siegmund hatte, so war Siegmund doch nicht so ruhig und erfahren wie er, und es war mir gar tröstlich, mit diesem treuen Mann, der meine Mutter so ehrlich geliebt und mich schon so früh gekannt, in vertraulicher Freundschaft zu leben, ich vermißte so den Vater nicht und konnte vieles von der Welt durch ihn erfahren, denn er war weit herumgekommen, überall geliebt worden und hatte alles, was er gesehen, mit treuen Augen aufgefaßt und gut behalten. Ich sagte ihm auch das und sprach: ‚Lieber Kilian, ich will nun euer Töchterlein sein, habt ihr meine Mutter so treulich geliebt, so will ich euch das vergelten, ihr sollt in eueren alten Tagen nicht ohne Liebe sein, drum will ich euch ein gehorsam Kind sein

und euch erfreuen.' Das tat dem alten Mann gar wohl, und nahm er meine Hand und sagte: ‚O liebe Jungfrau, tut das nicht, denn ich werde bald sterben, und es täte uns leid, voneinander zu scheiden.' Da sprach ich zu ihm: ‚Das ist schon getan, ich bin euch schon hold und halt' es euch treulich, wie ihr meiner Mutter die Liebe gehalten habt.' — ‚Nun, so will ich es noch einmal im Leben versuchen, dacht' ich doch, mit mir spinne sich nichts mehr zusammen, und es gehe nun so gradezu ins andre Leben, seid mir dann herzlich willkommen, mein liebes Töchterlein! So bleibt mir dann meine große Treu zu eurer Mutter nicht unbelohnt, und soll ich mich noch am Ende des Lebens so glücklich sehn.' Dabei ward er so froh, daß er Tränen vergoß, und erzählte mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten, bis Siegmund und seine Mutter zurückkamen, die mich im vertraulichen Gespräch neben ihm sitzen fanden. Siegmund freute sich über uns, daß wir uns gefunden hatten, und da ich in den letzten Nächten nicht viel Ruhe gehabt hatte, gingen wir jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über Kilians Wohnung, ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern, und dann sang er ein Schlaflied, worüber ich einschlief."

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet. Sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer zum Fenster hinaus nach den Bergen oder wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände auf ihren Knien gefalten, sie saß am Fenster, auf den einen Arm gelehnt, und ihre andre Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Mannigmal ward ihr Anblick mir gar rührend, dann guckte ich an die Erde und weinte still, bis ihre Worte bald freundlicher wurden und ich wieder nach ihr hinsah, da hatte ich noch oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte, und ich saß da in einer sehr wunderbarlichen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kömmt es auch, daß ich alles, was sie sprach, noch so deutlich erzählen kann, und wenn ich es erzähle, ist es mir immer noch wie damals. Es war auch nicht wie die Erzählung eines andern Menschen, es war, als träumte ich das alles, und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde und sie immer ruhig fortsprach und es in der Hütte so still war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht, wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganzes neues Leben anfing, es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereiniget, und der andern Menschen Freude

und Leiden ward nachher das meinige, auch ward mein Gebet in der Folge kräftiger und frommer, denn ich dachte dabei an meinen Großvater, an Siegmund, an den alten Kilian und an den getreuen Falken Kilian, ja alles, was ich von andrer Leben gehört hatte, war gleichsam das meinige geworden und betete mit mir. Meine Mutter hatte immerfort gesprochen, da sie aber bemerkte, daß ich ein Stückchen Brot hervorzog und heimlich davon aß, um sie nicht zu unterbrechen, so hörte sie auf zu erzählen und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an dir, daß es Essenszeit ist. Laß uns hinaus ins Freie gehen und unser Mittagsbrot essen, damit die Vöglein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen." Da ging ich mit ihr, und wir setzten uns auf der andern Seite der Hütte in einen kleinen verwilderten Garten an einem Steine hin. Meine Mutter sah auf die andere Seite des Steines und sprach: „Es ist schon elf Uhr vorbei." Ich verwunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne, und da erklärte sie mir dies also: „Sieh da an diesem Steine die zwölf Striche, das bedeutet die zwölf Stunden des Tages, und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger. Wenn die Schatten der Bäume lang sind, da ist es bald Abend, und wenn sie ganz kurz sind, da ist es Mittag, so ist es auch hier mit diesem Zeiger, der gleichsam ein kleiner Baum ist, und zu welcher Zahl sein Schatten hinfällt, das ist die Zahl der Stunde." Ich verwunderte mich darüber und fragte meine Mutter, was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe. Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen habe, und nun macht es mich gar traurig. Sieh, den Stein hat der alte Kilian gemacht, wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, da hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und dran gemeißelt, bis das Werk fertig war; in der letzten Zeit, da er altershalber nicht mehr gut herüber konnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht und sieh, da stehen noch einige Buchstaben, das heißt: Lebe wohl. Da nahm er Abschied und kam hernach nicht mehr herüber. Das Kreuzlein aber hat Siegmund gemacht, es ist bei der Stundenzahl, in der er mich immer besuchte. Da ich aber einmal krank war, ist er hier an den Stein gegangen und hat hier gebetet für mich und hat das Kreuzlein zu einem Gedenken an diese Stunde eingehauen." „Wo ist dann Siegmund, liebe Mutter?" „O, der ist vielleicht im Himmel. Alles, was wir lieben, ist im Himmel." — „Mutter", sprach ich, „so will ich dich recht lieben, daß du in Himmel kömmst und ich

auch.“ Und da ward es wieder still bei uns, und wir aßen das Brot und Fleisch, das die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte. Da sie aber hinging, Wasser in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte stand, nahm ich ein Messer und grub ein Kreuzlein an die Stundenzahl, an der der Schatten stand, zu einem Gedenken dieses Tages, der mir der erste merkwürdige meines Lebens gewesen. Da das Kreuzlein fertig war, welches ich mit vieler innern Bewegung gemacht, wunderte ich mich sehr über dasselbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun dastand, wo sonst kein Kreuzlein war, und wenn ich viele Jahre nachher aufschrieb, was mir begegnet war, so mußte ich mannigmal zwischen die Worte ein solches Kreuzlein machen, denn ich empfand etwas, was ich nicht schreiben konnte. Da wir unser Mittagbrot verzehrt hatten, so streuten wir die Brosamen umher für die Vögel und rüsteten uns zum Rückwege; ich bat meine Mutter, mir noch mehr von Siegmund und dem alten Kilian zu erzählen, aber sie verschob es auf ein andermal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verschloß die Türen der Hütte, und wir gingen wieder stille durch den Wald. Wir waren beide traurig, aus der Hütte zu gehen, und redeten wenig. Da ich wieder in unsre Stube trat, sah ich mich um, ob auch alles noch stehe und liege wie am Morgen, ich glaubte, alles müßte sich verwandelt haben, so sehr schien ich mir selbst verändert, aber es war wieder wie vorher, und da ich abends im Bette lag, da spann meine Mutter wieder still vor sich hin und sang wie gestern:

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Solang der Mond mag scheinen.
Ich sing' und möchte weinen.

Aber ich glaubte nun mehr zu begreifen, was sie so traurig wünschte, und betete stillschweigend für sie, bis ich entschlief.

„O lieber Johannes“, sprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerksam zugehört hatte, „ich verstehe recht gut, wie deine gute Mutter so traurig sang, und es kömmt mir dabei ins Gedächtnis, daß ich auch wohl oft so hätte singen mögen, wenn ich gleich ein Mann bin. Doch du hast mir schon vieles gelesen, und ich bitte dich nun, auszuruhen, deine Mutter sagte ja auch: Bis zu einem andern Mal. Ich habe mich recht an deinen Worten ergötzt und bin auch lustiger durch sie geworden, auch will ich, daß du

meinen Kindern das noch einmal wiederholest, damit sie in Zukunft mit zuhören können." „O Herr Ritter", sprach ich da, „wie erfreuet es mich, daß das, was ich getan, ehe ich euer Diener war, mir schon eure Gunst erwirbt. Gott gebe seinen Segen für meine zukünftigen Werke". Da ich diese Worte geredet, sah ich vier Jungfrauen den Baumgang zierlich gekleidet und mit züchtigen Gebärden heraufgehen und sagte es dem Herrn Ritter, wollte mich auch zurückziehen, um ihn in seiner Gesellschaft nicht zu stören. Der Ritter aber sprach: „Bleibe da, Johannes, es sind meine lieben Kinder, und ich will euch bekannt miteinander machen." Ich aber war in mir besorgt und fühlte eine Scheu vor ihnen, denn ich hatte vorher nie mit solchen zierlichen Jungfrauen geredet, als wenn ich einen Zehrpfennig begehrte. Auch muß ich wohl bekennen, daß ich sehr beweget ward, wie ich die Jungfrauen durch den Lindengang heranwandeln sah. Ich habe auch nachmals dieses meinem Herrn Ritter erzählet, da wir schon so bekannt miteinander waren, daß in unsern Gesprächen keine Heimlichkeit mehr bleiben konnte. Ich sagte aber zu ihm, daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erscheinen könne als ein züchtige, schöne und fromme Jungfrau, ja, daß sie mir ehrwürdiger und rührender erscheine, als das Alter selbsten. Das habe ich aber zuerst empfunden, da ich des Ritters Töchter erblickte, welche gleich glänzenden Engeln durch die grünen Gebüsche schritten, und war unter den vier Jungfrauen immer eine lieblicher als die andere, doch ohne daß sie hätten einander übertreffen können. Sie neigten sich züchtig und freundlich vor meinem Herrn und grüßten dann auch mich sehr liebreich. Der Ritter aber sprach zu ihnen: „Sehet, das ist Johannes, mein Schreiber, ein frommer Schüler, den ich gestern auf der Straße gefunden und mitgenommen habe, daß er uns aus allerlei Geschichten zu nützlicher Ergötzung vorlese und auch meine liebe Kinder im Lesen, Schreiben und allen Künsten unterrichte, die er besitzet, und wollet ihn lieben und ehren wie euren Bruder, ich will ihn lieben und schützen als einen Sohn". Da richteten die Jungfrauen ihre hellen Augen freundlich auf mich, und ich kniete nieder und sprach recht aus bebendem Herzen: „Fromme Jungfrauen, ich bin ein armer fahrender Schüler, habe auch auf Erden kein Eigentum, auch ist Vater und Mutter bei Gott, kein Bruder und keine Schwester ist mir geboren, die Welt war mir einsam und ein Tempel des gütigen Gottes, in dem ich betete wie ein fremder, ewig wandelnder Pilger, der seine Heimat auf Erden nicht finden konnte,

aber Gott hat mich erhöret, und wie ich auf meinen Knien flehte, da hat er meinen gnädigen Herrn, euren Vater, zu mir gesendet, der hat mich in die Arme geschlossen als seinen Sohn, und da seid auch ihr freundlich vor mir erschienen und wollt meine liebe Schwestern sein, so seid dann geduldig und mitleidig mit der Armut, und lasset uns alle den lieben Gott bitten, daß wir uns lieben wie seine Kinder." So habe ich da gesprochen, und sind mir die Tränen über die Wangen geflossen. Zuerst aber trat die größte von den Jungfrauen zu mir und hob mich freundlich auf mit den Worten: „O Johannes, du gleichest mir wohl, auch ich bin einsam auf Erden und eine Waise und habe an deinem Herrn einen Vater gefunden wie du." Sie war vor den andern drei Jungfrauen sehr ausgezeichnet, nicht durch Schönheit, sondern durch ihr schwarzes Haar und Augen und eine angenehme Kühnheit aller Gebärden. Die zweite Jungfrau, welche langes blondes Haar hatte, nahte sich mir dann auch mit züchtigem Schritt und reichte mir ihren Rosenkranz zum Geschenke dar, indem sie mit ihrer andern Hand das weiße Schleierlein, das über ihrem Angesicht hing, leise aufhob und mich gar holdselig anblickte, aber sie hat nicht zu mir gesprochen. Ich hängte ihr Geschenk an meinen Gürtel und dankte ihr höflich. Da trat die andre Jungfrau zu mir, neigte sich und reichte mir ihre Hand, an der sie ein goldnes Ringlein trug und sprach: „Willkommen, lieber Bruder", und lächelte. Ich grüßte sie höflich wieder, und alle lächelten, die zugegen waren, weil wir uns die Hände so munter schüttelten, als hätten wir schon viel Brot miteinander gegessen. Sie hatte ein hübsches seidnes Gewand an, und ihre Haare waren zierlich geflochten und mit farbigen Bändern durchzogen, auch war sie die fröhlichste unter allen. Die vierte Jungfrau hatte aber auf das, was die andern getan, nicht geachtet, sie stand allein an einem Baum und schien gar traurig zu sein. Sie hatte Sternblümlein in der Hand und riß ihnen die Blätter aus mit einer großen Schwermut des Herzens. Ich ging darum zu ihr hin und wollte mir auch von ihr einen freundlichen Willkomm ausbitten, aber da ich ihr näher kam und ihr sagte: „Liebe Schwester, was betrübet euch?" da hatte sie das letzte Blättlein der Sternblumen ausgerissen und sprach mit wehmütiger Stimme zu sich selbsten: „Ach, er kömmt wieder und liebt mich nicht". Sie hob die Augen gegen mich auf, und da sie mich anblickte und ich sie wieder fragte: „Jungfräulein, was betrübet euch?" da stiegen ihr die Tränen in ihre großen Augen, und hielt sie die Hand vor das Angesicht und

reichte mir mit der andern Hand die Stengel der Sternblümlein dar, an denen keine Blätter mehr waren. Ich nahm ihr die Blumen ab und dankte ihr, da sprach sie: „Lieber, ich habe sie in Gedanken zerrupft, ich will dir andere brechen." Da bückte sie sich zur Erden und wollte andere brechen, aber ihr Ringlein fiel ihr von dem Finger in das Gras. Da suchten wir alle um das Ringlein und konnten es nicht finden, worüber sie immer noch betrübter ward. Endlich fand ich den Ring wieder und gab ihn ihr zurück, da dankte sie mir und sprach zu den andern Jungfrauen: „Mir steht groß Leid bevor, ich habe einen traurigen Traum gehabt, und viel heimlicher Schmerz und Sorge zehren an mir. Vorigen Mai, nun ist es ein Jahr, da ich dies Ringlein erhielt, da war es mir viel zu enge und schmerzte mich, aber nun fällt es mir von der Hand. Ach, es steht keine Treue auf Erden fest." Da weinte sie wieder, und die andern Jungfräulein tröfteten sie und vor allen jene, welche mich von der Erde aufgehoben hatte. Die sprach zu ihr: „Liebe, Treue steht wohl fest, das Ringlein ändert sich nicht, aber deine Hand hat sich verwandelt, könntest du das Ringlein in dein treues Herz verschließen, so wäre es wohl verwahret. Ich habe mir den Frühling zu meinem Liebsten erwählt, der bleibt ewig treu und kehrt immer liebevoll zur Erde zurück, und die Tautröpflein sind die Freudentränen des Wiedersehens, o weine nicht bei so fröhlicher Zeit!" Da sie also gesprochen hatte, läutete man zur Messe in dem Münster, und die Jungfrau mit dem Schleierlein sprach zu der betrübten: „Laß uns zur Kirche gehen und Gott bitten, daß er dir Frieden sende", und gingen also die vier Jungfräulein von uns hinweg zur Kirche. Der alte Ritter hatte währenddem immer zugesehen und sich an den Worten seiner Kinder ergötzet und fragte mich nun: „Johannes, wie gefallen dir meine Kinder?" „Herr", sagte ich, „ich bin nicht so kühn, über die Holdseligkeit dieser Jungfrauen auszusprechen, ich kann auch heute nicht wohl sagen, wie mir der Mai gefällt und wie mir mein neues glükliches Leben gefällt, denn ich bin allzusehr in Freuden gefangen, und hat die innre Bewegung meiner Seele gleichsam meinen Gedanken und Worten Fesslen angelegt." Da sprach der Herr wieder: „Johannes, ich glaube, meine Kinder gefallen dir nicht wohl, weil du nicht reden willst", und ich erwiderte: „O gnädiger Herr, wie verdiene ich solches Vertrauen, es ist wahrlich nicht, als erschienen mir eure Töchter nicht alle lieblich und fromm, aber es ist mir wohl oft schon so auf meinen Wanderungen ergangen, wenn ich durch die Städte und

Dörfer hinzog und um das liebe Brot sang, und es trat eine schöne Jungfrau an die Türe und reichte mir eine milde Gabe und bat mich, ich sollte ihr noch eins singen, da konnte ich auch keinen Ton mehr vorbringen und sprach: Ich will euch in mein Gebet einschließen. Wenn ich dann wieder durch die grünen Felder und Wälder hinschritt und der liebe blaue Himmel über mir lag und tausend Vögelein lustig um mich sangen, da setzte ich mich in die Büsche und verzehrte singend mein Mittagbrot oder kniete in einer einsamen Waldkapelle und betete für die Mitleidigen, die mit mir geteilt hatten. Da habe ich oft über Gebet und Gesang nachgedacht und habe gefunden, daß Gebet und Gesang wohl Schwestern sein mögen, die sich einander herzlich lieben und nie sich voneinander ganz trennen können, nichts aber ist mir dann herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn sich diese zwei Schwestern liebend umarmten". „Lieber Johannes", sprach da der Ritter scherzhaft, „hast du wohl die zwei Schwestern gesehn? Sie müssen gar schön gestaltet sein und sich wunderbar freundlich und holdselig bezeigen." Darauf antwortete ich ihm: „Wer diese zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anschauen will, der muß sie selbst im Herzen tragen und muß selbst beten und singen können, dann erblickt er sie überall wieder und sieht, wie sie im Innersten alles Lebens wohnen, und dann fühlt man erst recht, wie die ganze Erde und alle Geschöpfe Gott loben, wie alles Leben mit seinem Wandel, seinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer ist, in dessen tausendfältig spielenden Flammen sich die Liebe des allmächtigen Gottes selbst entzündet hat. Ach, dann hört alle Einsamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und ist einem frommen Menschen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jerusalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jesus Christus tausend Pilger aus allen Weltgegenden zusammenströmen und nur eine einzige Stimme in vielen verschiedenen Sprachen zu Gottes Lobe erheben. Aber nicht in allen Menschen, nicht in allen Geschöpfen ist die Andacht dieselbe, und hat auch jedes Wesen seine eigne Art, welche es immer zu erhöhen und zu verschönern sucht, um dem Tempel Gottes eine Zierde zu werden. Der Mensch aber ist nach Gottes Ebenbild erschaffen und er ist der Spiegel der ganzen Natur, nur wenn der Mensch verdirbt, verdirbt die Erde, und nur wenn der Mensch recht blüht in Tugend und Kraft der unsterblichen Seele, wird auch die Erde herrlich zu Gottes Lobe entflammen, denn er ist als Herr und Meister in den Garten gesetzt worden, daß er Rechenschaft davon gebe." „Deine Rede

gefällt mir gar wohl", sprach da der Ritter, „aber es sind doch nicht alle Menschen gleich stark und mächtig erschaffen, und kann doch nicht ein jeder dem andern gleich sein in der Zahl der guten Werke." „Herr", erwiderte ich ihm, „die Anzahl tut es nicht, denn der ist wohl frommer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher seine Handlungen zählen kann. Wer vermag unsers Herrn Jesus Tugenden zu zählen, ist er nicht wunderbar geboren aus unendlicher Liebe und hat gelebt wie die Ewigkeit der Tugend und ist gestorben, um den Tod der Sünde von uns zu nehmen? Die Ewigkeit ist ohne Zahl und Maß, und die Ewigkeit ist die Krone der Tugend, auch ist die Tat nicht die Tugend, sondern der ewige Wille, die unendliche Liebe, das lebendige göttliche Streben ist die Tugend, die Tat ist nur ein Kind der Tugend, die Tugend aber soll das ganze Leben sein, auf Erden das streitende und im Himmel das triumphierende Leben. Die Blume, die ihr künstlich im Winter erziehet, sie ist kein Kind des Frühlings und wird früher sterben, so auch die Tat ohne Leben. Nicht die Blümlein hier im Garten, die wohl zu zählen sind, sind der Frühling, nicht der freudige Mai, der nicht lange währet, ist die Herrlichkeit der Natur, nein, er ist gleichsam nur wieder eine Blume im Garten des Jahres. Die Ewigkeit der Natur, die unendliche lebendige Liebe und Allmacht Gottes, die nicht zu zählen und zu ermessen ist, sind das Wesen der Tugend, denn Gott hat gesagt, daß wir tugendhaft sind, wenn wir ihm ähnlich werden. Ich habe einen Gärtner in Franken gekannt, der wohnte nur wenige Stunden von unserm Dorfe und war ein gar frommer und liebreicher Mann, der seine zahlreiche Familie und seinen eignen alten Vater mit seinem Garten ernährte, und wer schöne Blumen und Früchte verlangte, der kaufte sie bei ihm. Ich habe mich oft bei diesem frommen Mann aufgehalten und wohl bewundert, wie er seine Arbeit eingeteilt hatte. Er grub die Erde um mit seinen größeren Söhnen und setzte die jungen Bäume und Gewächse, seine gute Frau band die Stämme an Pfähle, um sie schlank und grad zu ziehen, und zog die Zweige zu Lauben und Hütten zusammen, seine frommen Töchter, die noch gar klein waren, pflegten die Blumen und begossen sie aus kleinen Gefäßen, und unter einem hohen starken Baume, den er einst selbst gepflanzt hatte, saß sein alter Vater unter den kleinen Kindern und band die Blumen zu Sträußern, die die erwachsene liebe Tochter zierlich geordnet hatte und dann an Festtagen nach der Stadt zum Verkaufe trug. So war eines jeden Werk

ein anderes, aber alle taten doch das ihrige und waren fromm und von Gott gesegnet. Eine rechte Freude, ja auferbaulich war es anzusehn, wenn diese lieben frommen Gärtner in die Kirche gingen, sie machten ordentlich eine kleine Prozession. Sie waren alle mit Blumen geschmückt, und an Festtagen schmückte jedes Kind das Bild seines Patrons mit schönen Kränzen und Sträußern. In der Kirche erhob sich Gesang, klingend und lieblich über alle andre Stimmen, denn sie waren alle reinen Herzens und voll innigem christlichem Mut. Wenn sie zusammen im Garten arbeiteten, so war dieser auch gleichsam ein lebendiges Gotteshaus, denn sie waren da alle einig und fromm wie Kinder Gottes und sangen oft einstimmig ein fröhliches Loblied des Herrn, die kleinen aber, die um den alten Großvater herumsaßen, hörten ihm zu, wie er sie im christlichen Glauben unterrichtete und ihnen heilige Geschichten erzählte. Bei diesen Leuten habe ich am meisten Gutes gelernt und habe ihnen vieles zu danken, das wie Samenkörnlein in mein Herz gefallen und jetzt erst recht zur Blüte in mir emporgewachsen ist. Denn, lieber gnädiger Herr, man kann wohl sagen, daß die Tugend das ist, was ewig belebet und alles zum unvergänglichen Wachstum bringet, und daß das Böse den ewigen Tod in sich fasset und unaufhörlich zerstöret. Ich kann wohl sagen, in ihnen hatte sich Gesang und Gebet recht innig verbunden, denn sie waren jegliches in seinem Herzen still und demütig in kindlicher Anschauung Gottes und der wunderbaren Allmacht seiner Werke begriffen, und zugleich breitete sich ihr Gemüt freudig und gesund durch ihr Leben aus, sie konnten in allem, was sie sahen, den großen gütigen Meister der Natur verehren und anbeten, aber sie konnten auch in allem, was sie besaßen, mit recht lebendiger Fröhlichkeit sich ergötzen und es genießen. So waren sie glücklich und Gott lieb in Unschuld und ohne es zu wissen. Nun aber gibt es fromme Menschen, welche in dem Leben wie einsame Waldblumen schweigend blühen, die aus innerm ruhigem Treiben ihr Haupt bescheiden zum Himmel erheben und in sich und um sich Gott in tiefer Einfachheit verehren, sie sind wie Bilder der ewigen Ruhe und des heiligen Friedens in das stürmende Leben gestellt, dessen wunderbarer Wechsel sie nicht berührt, sie sind gleichsam betrachtungsvolle Greise mit kindischen jugendlichen Locken und sehen nur Gott in allem und fürchten sich nicht vor ihm, er ist ihnen ein gütiger Vater, und ihr Gebet ist zu Gott, wie die Rede der kleinen Kinder zu ihren lieben Eltern, stammelnde unschuldige Freundlichkeit, sie sehen nichts als ihren

Gott und wollen nichts als ihn lieben, wie auch die kleinen Kinder tun, und wie diese weinen, wenn sie allein sind, so liegen auch jene in tiefer Buße und flehen zu Gott, wenn er sich von ihnen wendet. In ihrem Herzen ist das Gebet, ihr Leben ist ein ewiges stilles Gebet, auf ihrem Angesicht ruht freundliche Begeisterung, und wir werden durch ihre Gegenwart erquickt und auferbaut."

Während ich so redete, sah ich meinen Herrn ganz nachdenklich werden und schwieg derohalben stille, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Bald aber wendete er sich lächelnd wieder zu mir und sprach: „Ich habe über deine schönen Reden nachgedacht, denn ich kann nicht sogleich alles recht begreifen und habe dergleichen Worte nicht viel in meinem Leben gehört, aber es ist wahr, was du sprichtst, und ich sehe dessen ein schönes Beispiel an meinen zwei Töchtern." „Herr", sprach ich da, „sind denn nicht alle diese Jungfrauen eure Kinder?" „Nein, Johannes", erwiderte mein Herr, „nur die mit dem Schleierlein und die mit dem weltlichen Röcklein, welche dir so munter die Hand schüttelte, sind meine Kinder, die beiden andern sind arme Waisen, von mir und meiner seligen Hausfrau zu Gottes Ehre aufgenommen, doch habe ich sie nicht weniger lieb, als meine eignen Kinder, denn sie sind gut und fromm nach ihrer Art, wie du selbst gesagt hast, daß ein jegliches Gemüt auch seine eigne Gebärde habe. Du hast vorhin Gesang und Gebet mit zwei Schwestern verglichen, und ich fragte dich scherzhaft, ob du sie wohl je gesehen, und meinte, sie müßten gar holdselig aussehen, aber jetzt weiß ich gar wohl, wie sie aussehen. O Johannes, wie du mir sprachst von jenen gottseligen und freudigen Gärtnern in deiner Heimat, da mußte ich immer an mein fröhliches und frommes Töchterlein Gundelindis gedenken, welche dich so herzlich begrüßte, und als du von jenen redetest, die da sind wie die stillen Waldblumen, da stand mein Töchterlein Ottilia immer vor meinen Augen." Als der alte Herr diese Worte geredet, flossen ihm die Tränene über die Wangen, und reichte er mir die Hand. Ich fragte ihn um seine Betrübnis, aber er war nicht betrübt, seine Trauer war die rührende Farbe des Abendlichtes ohne Schmerz. „Johannes", sprach er, „ich gedachte an meine selige Hausfrau, wie sie das erfreuen würde zu hören, wie ich die Kinder nur liebe, mich an deiner schönen Rede ergetze und alles nur auf die Kinder auslege, was du sprichst. Wenn ich nun diesen weiblichen Mut in mir fühle und gedenke zurück an die gewaltige Bewegung meines Lebens in Waffen und Reisen, da ich noch ein

Mann war, so wird mir's nachdenklich in meiner Seele, und ich fühle, wie sich alles hinneigt zum Ziel mit Lächeln und Tränen." „Herr", sprach ich, „der Mensch hat einen Engel, der ist sein Geleitsmann, und wenn wir alt sind, so lehrt er uns spielen, daß wir uns des Stolzes entwöhnen über weltliches Werk und er uns als Kinder vor Gott führe, und Lächeln und Tränen sind der Kinder Weisheit und Schwachheit." Nach diesen Worten reichte mir mein Herr die Hand und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, da ich dich gefunden, deine Reden sind mir wie ein Abendgebet, ich will sie mit Andacht hören und dann schlafen gehn." „Herr", sprach ich da, „und ich will dann wachen und beten die Nacht an eurem Lager und harren, bis ich euch wiederseh' am Morgen." Da wir so geredet hatten, wurden wir still, denn man schweigt gern, wenn man mit frommen Worten den Tod berühret hat, auch habe ich das oft bemerkt auf meinen Wanderungen bei mancherlei Erzählungen und Unterredungen, da ich etwa auch selbst nach meinem kindischen Verstand mitgesprochen, daß eine recht lebendige Betrachtung geistlicher oder weltlicher Dinge gewissermaßen dem menschlichen Leben ähnlich ist. Mit kleinen unschuldigen Worten hebet sich die Unterredung an und steigt auf unter wechselnden Gedanken und hat ihre Unmündigkeit und ihren Jugendmut in anmutigem Ungestüm und wendet sich zu Gutem oder Bösem, oft auch begegnet ihr ein ernsterer würdigerer Gedanke und führt sie wie ein erfahrner weiser Meister zu einer reinen ewigen Bahn, und wenn sie dann in wirksamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemütern der Redenden und Zuhörer, in denen sie lebt wie der Mensch in der Welt, ihr Werk zu vollenden und ihr eignes Wesen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befestigen, dann sinkt sie wieder in kindische Unschuld und verstummt gerne mit einer lächelnden Wehmut, über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, sich hinwendend mit Sehnsucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen, und das ist der schöne Tod einer schönen Rede, deren Ewigkeit besteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhalts, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und Gutes entzünden in alle Ewigkeit, ihre Sterblichkeit aber ist der Klang des Worts, das da schallt und verstummt, damit ein andres folge, und damit der Gedanke ganz hingebaut stehe, wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärts steigend und niedersinkend, oben drüber gespannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinströmend das treibende wilde Wasser. Oft auch habe ich mich getröstet über das Hinfällige

des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, süßen Gesanges und erfreulicher Töne, denn ich habe in meiner Seele empfunden den Nachklang bei den Tönen, und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und stärkend zu allem Guten, die lagen in ihr wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht sieht über dem blühenden Äste wie eine andere Wurzel zum Himmel dringen, und über der lebendigen Wurzel da grünt es, wenn es unten gleich dunkel ist. So mag auch der Gedanken, der ausgesprochen ist, blühen in andrer Welt, so mag der Mensch, der im Leben steht wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel, denn das Gute ist das Lebendige, und das stirbt nicht, nur das Belebte stirbt. So hatte auch unsre Rede einen schönen Tod gehabt, und ich fühlte, da wir still wurden, daß es süß ist zu sterben nach einem schönen frommen Leben.

Die Sonne war unter unserm Gespräche hochgestiegen, und nahte sich der Mittag, da trat ein Diener meines Herrn in den Garten und sagte ihm hereinzugehen, es wären Herrn des Rates da, die ihn sprechen wollten. Da verließ mich der edle Herr und folgte dem Diener, und ich ging noch im Garten und gedachte an das Meinige. Ich gedachte aber, wie daß ich viel und mancherlei geredet hatte und wie es mir einigemal gewesen, als wäre ich allein und sähe meinen Herrn gar nicht, ja ich wüßte gar von mir selbsten nichts, und hob sich nur mein Herz empor, daß es überfloß. Das wunderte mich, und war mir wohl dabei, auch wünschte ich immer so zu sprechen, denn man fühlet alsdann Trost und erquickliche Ruhe, als habe man gebetet. In solchen Gedanken schaute ich die Blumen an der Erden und den klaren Himmel an, fühlte auch eine große Liebe zu ihnen. O Lust und Freude, dein Mittelpunkt ist ein unschuldig Herz! So war mir da, und da ich dem Sommerhäuslein nahe kam, ging ich auf mein Kämmerlein und habe niedergeschrieben bis hierher, was mir an diesem Morgen begegnet, um deswillen, daß es mir selbst merkwürdig war und daß ich gedachte, diese Geschichten könnten wieder jemanden erfreuen, wenn ich es gleich nicht wußte wen, denn als ich das niederschrieb, was ich heute meinem Herrn Ritter von meiner Jugend vorgelesen, gedachte ich ja auch nicht daran, daß es ihm gefallen würde. Darum ist dies alles niedergeschrieben in Demut und nicht in Hoffart, der fern von mir ist, ich bitte auch Gott, daß er mir beistehe, in Wahrheit also fortzufahren, und jeden andern, der größere Dinge niederschreibt, mit derselben Gnade erleuchten möge. Amen.

Zur zwölften Stunde bin ich von dem Diener zu des gnädigen Herrn Tisch gerufen worden. Der Diener aber schaute mich, da wir über den Hof gingen, öftermalen an, und als ich ihn um die Ursach fragte, sagte er, wie ihm mein neues Kleid nicht übel gefalle, und könne ich ihm wohl danken, denn er habe dasselbe heute die ganze Nacht durch genäht, und freue er sich, daß es ihm so gut gelungen ohne Anmessen, er wolle mir auch noch Falten auf die Ärmel nähen, wenn mir das lieb sei. Ich dankte ihm und sagte, es sei bereits wohl zu schön für mich, und versprach ihm gute Freundschaft. Da ich in den Speisesaal trat, hatten sich der Herr und zwei Gäste bereits zum Gebet gestellt, auch standen bei der Tafel die vier Jungfräulein. Der Ritter stand zu oben, die zwei Ritter, als der Junker Ludwig von Müllenheim und Herr Conrad von Dunzenheim, zur Seiten, und dann die Jungfrauen, ich aber stand dem Ritter gegenüber. Die Jungfrau mit den schwarzen Haaren sprach das Gebet, und dann setzten wir uns nieder. Ottilia aber und das traurige Mägdlein gingen zur Küchen und Gundelindis diente zu Tisch als eine Magd, und saß nur, die gebetet hatte, zu Tisch. Da war mancherlei gutes Gericht und auch Weins genug, aber ich war blöd und hatte wenig Gelüsten, auch nötigte mich Gundelindis oft zu essen, aber ich hörte mehr den Reden der Herrn zu, als daß ich auf die Speis achtete. Sie sprachen von der neuen Glocken, die sollte für den Münster gegossen werden, und waren sie nebst meinem Herrn die Pfleger des Werks. Diese Glocke ist dem Meister Görgen von Speier, einem Bürger zu Straßburg, verdingt worden, den Zentner um einen Gulden zu gießen, und hat man eine Hütte und Ofen auf dem Fronhof neben der Steinhauerhütte gemacht. Da habe ich mich wohl verwundert, welches große Werk das werden sollte, denn es sprachen die Herrn, wie man Meister Görgen schon außer dem alten Zeug, das man in Vorrat gehabt, an Kupfer für 1800 Gulden und an Zinn für 1032 Gulden gegeben habe. Die Herren freuten sich sehr, daß eine solche Glocke, wie groß keine derweil bekannt war, Gott und Marien, der Königin und Patronin des hohen Stifts Straßburg zu Ehren, sollte zustand kommen. Da sprach mein Herr, der Ritter Veltlin von Türlingen:

„O, was ist es eine herrliche Sache um den hellen herzgreifenden Klang einer Glocken, die erhaben über unsre Häupter, gleich einer mächtigen Stimme des Himmels zu uns allen aus dem Gewölk spricht. Wenn ich nachts erwach' und oft mancherlei Gedanken hab' über das Leben und

oft ängstliche Sorg trage über die Meinigen, da schlägt die Glock an, und mein Herz wird ruhig, denn ich freu' mich, daß ich weiß, nun loben viele Gott, und mancher betet mit mir in gleichen Gedanken."

Ritter Conrad von Dunzenheim sagte darauf: „Ich hab oft gedacht, wie es wohl muß trauriger gewesen sein und noch keine rechte Frömmigkeit, kein rechter Bürgersinn unter den Leuten, da man noch keine Glocken hatte, denn eine Stadt ohne den Klang einer lieben Glocke ist mir gleich einem Stummen, der in Gesellschaft nicht wohl leben kann."

Junker von Müllenheim sprach: „Wenn ich über Land reite und höre eine Glocke schallen, wird mir immer wohl ums Herz, und find' ich mich zum Guten immer mehr gestärkt. Ich weiß nicht, ob es ist, weil die Glocken zur Ehre Gottes gesegnet sind, oder ob es der muntre kräftige Schall selbsten ist, der mir den Klang so mächtig macht, aber ein Schloß oder Städtlin zu bestürmen oder zu zerbrechen, ist mir immer schwerer worden mit dabei zu sein, wenn ich die Sturmglocken so ängstlich summen hört und sah, wie sie so sorglich im Turm hin und her schwankte."

Die Reden der Herrn gefielen mir gar wohl, und da mein Herr das an meinem Angesicht bemerken mochte, fordert er mich auf, auch meine Gedanken zu sagen, worauf ich sprach: „Ich bin mit euch ganz einer Gesinnung, daß eine Glocke gleich ist der Zunge einer Stadt, die mit einer kräftigen hellen Stimme zu ihren Bürgern spricht und sie zu dem Gedanken ermuntert, daß sie zusammen wohnen in Eintracht und Sippschaft, und es ist recht wunderbar, wie sie einem jeden sagt, was ihm gut ist, denn derselbe Klang, der den einen zum Beten ruft, hält den andern vom Fluchen ab, sie zeigt einem Bürger sein Ruhestündlein an und ermuntert seinen Nachbar zum Geschäft, sie ist ein Trost der Kranken, ein Zuspruch der Gefangnen, und rufet den Mann, der auf einsamer Wache steht, mit frischer mutiger Zunge an. Auch wie auf Erden der Mensch kein Geschöpf erkennen mag, an dessen Vollkommenheit die göttliche Allmacht herrlicher erkannt werde, als seinen eignen Leib und Seele, der nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so ist all sein Bemühen und Trachten, was er beginnt und vollbringt, sich und seinem Nächsten zu Nutz gleich den Gliedern seines Leibes in wohlgeratener Ordnung zu bilden. So ist dann oft gar schön eine wohl eingerichtete Stadt dem gesunden Leibe eines Menschen verglichen worden, und so denk' ich mir dann die Kirche wie das Gewissen und Herz dieser Stadt, wo ein jeder den lieben Gott findet und sich

seiner teilhaftig macht, und ist die Glocke wohl der Zunge zu vergleichen, die zu den einzelnen Gliedern spricht: Wir sind eins in mannigfacher Verrichtung, betet, ruhet, arbeitet, helfet, lachet oder weinet, aber wir sind eins, wir leben, so lasset uns leben, daß wir ewig leben mögen. Auch finde ich es schön und löblich, daß man die Glocken einweihet und gleichsam tauft, daß man mit feierlicher Handlung sie empfängt aus der Hand des Werkmeisters und sie aufnimmt mit geistlichen Zeichen zu ihrem geistlichen Gebrauch, und ob mich rühre der helle muntere Klang des Metalls oder die Macht des Segens, der über das Metall gesprochen ist, mag ich nicht wohl unterscheiden, denn, so wie die Zunge des Menschen gesegnet ist und auch seine Rede durch seine Seele, also ist die Glocke gesegnet durch die Weihe des Priesters, und die Weihe ist wieder Klang von Gott, so wie die Seele und die Rede auch von ihm ist."

Da ich also gesprochen hatte, belobte mich dessen mein Herr und auch seine Gäste, die aufmerksam zugehört hatten, und sprach: „Ich muß mich wohl verwundern, wie du so schön von Glocken redest und ganz bewegt dabei wirst; sag mir doch auch deine besondere Ursach, daß du die Glocken so liebst."

Da sprach ich: „Eins hab ich vergessen zu melden von der Glocke, und das ist nicht die geringste ihrer Eigenschaften, mit denen sie des Menschen Herz erfreut, das ist die Gastfreiheit und Milde ihres Klangs, der hoch über die Mauren der Stadt hinüber die müden und armen Wanderer begrüßt und ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ermuntert, ihr Klang ist den Heimatlosen und armen Waisen eine tröstliche Einladung und erweitert die Ringmauern der Stadt geistlicher Weise für die, welche die Nacht auf einsamer Straße ohne Hülfe als die Gottes findet. Und das habe ich so gar herzlich gestern abend empfunden, da ich noch ohne Obdach und Aussicht ein Bettler auf der Straße war, da wollte mir beinah der Mut entsinken, da ich die Sonne so rötlich am Himmel untergehn sah und es schon still ward im Wald. Sieben Wochen war ich nacheinander gereist, keinen Tag stillgelegen, und hatten meine Schuh fast keine Böden mehr, da riet mir zu Basel ein freundlicher Mann, ich sollt' nach Straßburg ziehen, daselbst sei leichtlich unterzukommen. Da ich nun zu Abend bis in den Wald kommen war, wollt' mir aus Müdigkeit und Hunger der Weg gar weit werden, auch dacht' ich mir, der Weg könne wie viele Stunden, die ich schon gemacht, gar umsonst sein, und war also gar traurig,

und da ich ans Ende des Blobsheimer Waldes nah bei einer alten Kirche stand, sah ich von ferne drei feine Dörfer, mit Schlössern und Kirchen gezieret, als Blobsheim, Wibelsheim und Eschau, die lagen am rötlichen Himmel gar schön abgezeichnet. Da setzt' ich mich unter einen Baum, zu ruhen und mein Abendgebete zu verrichten, klagte Gott dem Herrn unter Tränen meine Armut, der ich nun so lange im Elend herumgewandert und meines Elends kein Ende wußte. Und was Elias unter der Wachholderstaude von Gott erbeten, eben darum flehte ich unter dem Eichbaum, er wolle nunmehr meine Wanderschaft zu einem seligen Ende führen, meinen Leib der Ruhe geben und meine Seele zu sich nehmen oder aber mit mir wie mit seinen Jüngern zu Emaus heute in einem der vorliegenden Örtlein und morgen zu Straßburg hülfreich einkehren. Da ich nun in diesem meinem Gebet und fast in traurigen Gedanken einschlief, erweckte mich der helle liebliche Klang der Abendglocke von Eschau, da fühlt' ich mich mit einem wunderbarlichen Vertrauen durchdrungen und ging stracks auf Eschau los, und da war auch mein Engel nicht fern, und hatte Gott mein Gebet erhört, denn allda fand ich euch, mein gnädiger Herr. Darum mögt ihr mir wohl meinen Eifer, mit dem ich von der Glocke geredet, zugut halten." Und da der Diener hereinkam und meinen Herrn hinausrief in den Vorsaal, es wollten zwei Handwerker mit ihm reden, begab er sich hinaus. Da sagte der Junker von Müllenheim zu mir: „Ihr seid für euer Ansehen gar gelehrt und sprechet tiefsinniger als ein Doktor, und wundert es mich zu hören, wer ihr seid."

Da sagt ich, wie ich, Johannes, ein fahrender Schüler sei aus Burg Eberach und seit gestern abend ein Schreiber des Ritters Veltlin von Türlingen. Da fragte mich Herr Cunrad von Dunzenheim: „Wie seid ihr dann an Herrn Veltlin gekommen und durch wessen Empfehl?"

Da sprach ich: „Durch des Herrn Ritters Barmherzigkeit und Gottes Güte. Ich fand nahe bei dem Stift oder der Schaffenei zwischen 7 und 8 Uhr Herrn Veltlin von Türlingen, neben ihm standen der Kirchherr von Eschau und etliche andere Vornehme von Adel, mir als einem fremden Wanderer alle unbekannt, da blieb ich mit meinem Bündel aus Scheu fern von den Herrn und bat bloß den geistlichen Herrn um einen Zehrpfennig an. Da rief mich Herr Veltlin mit gemeinen bürgerlichen Worten zu sich und fragte mich, von wannen ich käme, wohinaus ich wollte und was auf diesmal mein Begehren wäre. Da sagt ich ihm höflich, ich bin

ein armer Schüler aus Frankenland gebürtig, sei auch etliche Wochen der Schule nachgezogen, habe jetzt meine Reise nach Straßburg gerichtet und werde durch meine äußerste Armut gezwungen, fromme Leute demütig um einen Zehrpfennig anzusprechen. Darauf antwortet mein gnädiger Herr: „Bist du ein armer Schüler und mußt dein Nahrung erbettlen, so bin ich auch deines Handwerks, ich bin vor Gott ein Bettler und muß noch täglich lernen. Zieh aber in Gottes Namen nach Straßburg zu, denn zu Straßburg sind noch viel frommer Leute, und wann du fromm bist, so wird dir Gott auch bei frommen Leuten unterhelfen." Darauf befahl er seinem Diener, mir den Zehrpfennig zu geben. Der gab mir zwei Mönchköpfe oder 6 Batzen, worüber ich nächst seiner tröstlichen Rede so froh war, daß mir die Augen überliefen, denn ich gar wohl bedachte, was ich erst vor zwei Stunden unter Eichen zu meinem Gott gesprochen hatte. Da ich nun meinem Herrn gedankt hatte, eilte ich mit großer Freude der Herberg zu, blieb allda über Nacht und trank eine halbe Maß Wein um einen Kreuzer und brachte in inniger Fröhlichkeit meinem Wohltäter manchen heimlichen Trunk zu, worauf ich mich mit leichtem frohem Herzen zu Ruhe begab. Gestern morgen nun stund ich früh auf und reiste nach Straßburg. Unterwegs kam Herr Veltlin auch geritten mit seinem Diener, er grüßte mich mit einem bona dies, auch hatte er die Liebe und ließ sich in ein lang Gespräch ein mit mir, und da ich ihm wohlgefiel, nahm er mich auf als einen Schreiber und sagte mir seinen Namen, daß ich ihn erfragen könnte, worauf er mich verließ und schneller ritt. Solang ich ihn sehen konnte, stand ich still und sagte: „O Gott, wolle diesem Herrn hier die zeitliche Wohlfahrt und dort das ewige Leben geben!" und da er hinter einem Hügel verschwand, war mir es, als sei alles ein Traum, und dacht' ich: Ach, wenn dein Glück wirklich verschwunden wäre! Da rafft' ich mich zusammen und lief bis vor Straßburg hin und kam heran zu dem Herrn, der mich mit Liebe überhäuft hat."

Da ich also gesprochen hatte, kam Herr Veltlin wieder herein mit zwei Zimmergesellen und sprach zu seinen Gästen:

„Hier bring' ich zwei wackre Männer, die haben sich was gar Großes verheißen, das Ihnen bei Gott und der Welt Segen bringen mag. Sie haben sich erboten, den Glockenstuhl zur großen Glocken zu Gottes Ehre und ihrer Freundschaft zum Gedächtnis ohne Lohn zu machen, und wollen um die Vergünstigung bei den Pflegern des Werks ansuchen."

Die Herrn verwunderten sich darüber und stellten ihnen vor, das Vorhaben wohl zu bedenken, da solches kein Leichtes sei und sie gereuen könnte.

Da haben sie sich aber mit großem Eifer anerboten, ihres Vorhabens gerichtliche Gewährschaft zu leisten, und nannte sich der eine Medard von Landau, der andre, Hanns Eckstein, war ein Bürgerssohn von Straßburg, und als die Herrn sie fragten, warum sie an solch großes Gelübd als noch ledige Leute gekommen seien, wollten sie es nicht gern offenbaren und sprachen: „Das mag bei uns bleiben und vor Gott." Da schaute ich mich um nach ihnen, denn sie standen hinter mir, und ich wundert mich sehr, weil ich sie wohl erkannte, auch kannte mich der Medard von Landau und grüßte mich, da grüßte mich auch Hanns Eckstein und schüttelte mir die Hand. Herr Veltlin sprach: „Woher kennt ihr euch?" Da sprach der von Landau: „Gestrenge Herrn, der weiß darum." Da stritten sie untereinander, ob sie ihr Gelübd offenbaren sollten, und ich ward ganz rot unter den Augen. Da ward ein kleiner Stillstand der Rede, und die Jungfrau Pelagia stand auf, schenkt' drei Becher Weins ein und reicht' den einen gar freundlich dem Medard, den andern dem Hanns, den dritten stellt' sie mir vor, da lachten die Ritter und sagten, sie hätte ihre Zeit recht weislich genommen. Die Gesellen stießen da die Becher an und brachten's der Jungfrau zu, die dankt' und sprach:

„Nun sollt ihr auch eure Geschichte sagen."

Da waren sie willig und sprachen, wie ihre Eltern schon in Feindschaft gelebt hätten eines gemeinschaftlichen Werks wegen, und sei der Zorn leider mit ihnen ins Grab kommen, und nun wären auch sie lang unfreund gewesen und hätten sich Schaden gesucht, Medard sähe des Ecksteins Schwester nicht ungern, habe sich aber Gewalt angetan und auf sie geschimpft, da habe Hanns ihm vorgeworfen, daß er von ungerechtem Gut lebe, denn sein Vater habe den seinen betrogen, da seien sie so im Zorn erblindet, daß sie sich zugesagt, vorgestern im Blobsheimer Wald, wo sie Holz fällen sollten, gegeneinander zu stehn und ritterlich mit ihren Äxten auf Tod und Leben zu fechten. Da hätten sie sich aufgesucht, wären aber nicht gleich aufeinander gestoßen und dadurch noch erbitterter geworden.

Als sie soweit gesprochen, wollte ihre Rede nicht mehr recht fort, und schauten sie mich an. Da dies Herr Veltlin merkte, bat er mich weiter zu sprechen, und da erzählt' ich also:

„Da ich im Blobsheimer Wald, wo er sich endet, unter einer Eichen

lag, zu ruhen und zu beten, und darüber entschlafen war, erweckte mich ein heftiges Reden, worüber ich erschrocken erwachte, und da erblickte ich zwei Männer, mit geschürzten Armen und jeglicher eine Art in der Rechten, zornig sich einander gegenüber stehen. Ich sprang zwischen sie und suchte sie mit freundlichen Worten auseinander zu bringen, nicht ohne große Gefahr meines Lebens, denn sie waren gar zornig, und wie ich mir so alle Mühe gab, Friede zu stiften, da hat Gott meine Worte gesegnet und gab ihnen eine große Gewalt, auch hörten wir die Abendglocke von Eschau gar friedlich läuten. Da sprach ich ihnen zu, darauf zu hören, und fleht' sie an, das Friedensglöcklein zu ehren und sich zu verzeihen um des Herrn Jesus willen, der uns allen verzeihen möchte. Der Friede kam auch über sie, sie boten sich die Hände, und wollte mir Medard von Landau ein Stück Geld geben. Ich nahm's aber nicht und bat ihn, es den Armen zu geben, denn ich fühlte mich gar reich zur Stunde, hatte doch keinen Heller."

Da fuhr Hanns fort: „Und dieser Sühne zum Gedächtnis hat Medard sich verlobt, den Glockenstuhl zu machen, und ich will ihm treulich helfen zur ewigen Gedächtnis des Friedens, der mit der Glocken über uns gekommen ist."

Da erwidert Medard: „Eckstein, sprich recht, dein Schwester Anna hat uns dazu beredet, da ich sie um Verzeihung meiner Rede bat, da sprach sie auch, nachher wenn die Glock zum erstenmal läute, wolle sie mir die Hand am Altar geben."

So ward da noch manche Rede, und baten die Gesellen die Herrn und mich, die Ursach nicht bekannt zu machen, das wär ihnen lieb und könnt Aufsehens geben. Da versprachen es die Herrn, daß es in der Still bleiben sollt, und gaben uns allen ihr Lob. Die Gesellen gingen von dannen und wurden über zwei Tag aufs Frauenhaus, wo des Münsters Sach betrieben wird, beschieden, ihr Vorhaben den Pflegern zu erklären.

Wie großes unverdientes Lob mir die Herrn gegeben, will ich nicht hier schreiben, Gott gebe, daß all mein Wesen ihm wohlgefällig und den Menschen erbaulich sei!

Gegen Abend ließ Herr Veltlin mich in den Garten rufen und sprach zu mir: „Ich muß dir nun sagen, Johannes, von den vier Jungfräulein, wer sie sind und was ihr Wesen ist, auf daß du dein Dasein ihnen angemessen und nützlich machen mögest. Die älteste, welche du in geistlicher Tracht einhergehen siehst, ist meine Tochter Ottilia, sie ist ein frommes

Kind und hat sich vorgenommen, in St. Ottilien Kloster zu Hohenheim aufs Jahr das Gelübde abzulegen, die zweite aber, welche du heute zu Tisch aufwarten sahst, ist meine jüngere Tochter, Gundelindis mit Namen, sie ist eine weltliche Braut und einem Edelmann verlobt, der auf einer Fahrt nach Italien begriffen ist und dessen Heimkehr wir täglich entgegensehn. Das traurige Mägdlein aber heißt Athala, sie ist eines Schlossers Tochter, welcher sonst mein Nachbar war und viel kunstreiche Arbeiten an der Uhr im Münster verrichtet hat, er war in seinem Gemüt ein gar trauriger Mann, und liegt über seinem ganzen Stamm ein wunderbares finsteres Geschick, das hat ihn auch bis zu seinem Tode begleitet. Ihre Mutter war ein ehrliches und menschenfreundliches Weib, eine hülfreiche Freundin meiner seligen Hausfrau, und als diese mir in der Geburt Gundelindis für dies zeitliche Leben genommen wurde, so übernahm sie Gundelindis zu säugen, da sie auch kaum die Athala zur Welt gebracht hatte. So sind dann beide Milchschwestern, und Athala ist, da sie eine Waise ward, welches nun zwei Jahre sind, nun als mein Kind in mein Haus eingetreten. Sie hat aber ein unglückliches Gemüt von ihrem Vater ererbt, ist stets voll Zweifel und Besorgnis und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum voraus eines übeln Ausgangs besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es einen Zufall."

„Ach", unterbrach ich den Herrn, „das ist wohl ein armer Mensch, der seine einzige Hoffnung nicht auf Gott stellt und auch irdischem Glück nicht vertrauen mag, ein solcher ist wohl ohne Himmel, ohne Erde, er ist wohl nichts als bloß ein trauriger Gedanke. O wie sehr bedaure ich diese Jungfrau!"

Da fuhr mein Herr fort: „Nun ist ihr Leid gar schwer, wie ich heut von Gundelindis vernommen, und hatte ich dessen Ursprung noch nicht recht erkannt. Athala schläft aber mit Gundelindis in einer Kammer, und haben sie ein besonder Vertrauen zueinander. Da ich nun heut meine Tochter gefragt, ob sie nicht wisse, warum Athala gestern im Garten so wunderlich von ihrem Ringe gesprochen habe, antwortete sie mir, daß diese Nacht Athala viel heimlich geseufzet und in der Meinung, als schlafe sie, einigemal zu sich selbst gesprochen: Ach, so besteht dann keine Liebe für mich auf Erden, so soll ich dann hinsterben, ohne ihn wiederzusehn, — und andre bewegliche Worte, worüber Gundelindis sie angeredet und gesagt: Athala,

mein Schwesterlein, was fehlt dir? Hast du deine Sinne in eines Mannes Anblick verloren? und hat sie beschworen bei ihrer Mutter, deren Brust sie beide getrunken, ihr zu vertrauen, aber Athala hat nicht geredet und hat gesagt, sie hab' im Traum gesprochen, was ich nicht glaube, denn sie hat oft und vielmal so gesprochen, da doch die Seele im Traum nicht lange verweilt und von einem zum andern eilt. Nun ist mir kein Zweifel, daß sie in irgendeines Mannes Liebe unglücklich gefangen liegt, und muß ihr Leid schon lang und nicht zu helfen sein, da sie bescheiden ist in allem, was sie begehrt, und leicht entbehren mag, wenn gleich mit stillem Schmerz.

Nun aber muß ich noch reden von Pelagia, der jüngsten unter den vier Mägdlein, die doch älter erscheint in Erkenntnis, Rede und Gebärde, denn sie ist nicht aus diesen Landen, ich habe sie als eine arme Waise in Jerusalem aufgefunden und hier in Straßburg taufen lassen. Diese Jungfrau besitzt eine herrliche Seele, und von ihren Lippen kommen gar wunderbare Reden gleich den listigen Erfindungen der Dichter, oft wenn man sich solcher gar nicht vermutet. Mit großer Freude hört sie Geschichten und Lieder und erfindet auch selbst allerlei Abenteuer, die sie ihren Schwestern gar lebhaft darzustellen weiß, daß ich oft selbst mit allen Sinnen aufmerken muß. Eine innere tiefe Heiterkeit ist in ihrer Seele, sie betrachtet die Natur mit aufmerksamer Liebe und ist oft lange ernsthaft, ohne traurig zu sein. Wenn sie betrübt wird, so bricht sie schnell in heftige Tränen aus, wird aber gleich fröhlich und singt: Es hat einmal geregnet, die Läublein tröpflen noch. Vor allem hat sie gar große Lust zur Musik und kann die Orgel schön schlagen, auch singt sie viel geistliche und weltliche Gesänge mit einer ganz anderen herzergreifendern Art als andere, wenn es gleich dieselben Weisen sind. Ich kann nicht sagen, daß sie Gott ergeben sei, ich muß sagen, sie sei ganz voll von allem, was Gottes ist, wenn ich sagen will, daß sie gar fromm ist. Doch hat sie keine Verachtung vor weltlichen Dingen und weiß in allem, was sie mit Rede oder Handlung berührt, ein Wesen zu erwecken, das, wo nicht heilig, doch sehr ehrwürdig ist. Doch du solltest beinah glauben, Johannes, als liebe ich Pelagia mehr als die andern, da ich so viel von ihr rede und doch nicht zu sagen weiß, wie sie ist."

„Herr," sprach ich da, „ich glaube das nicht, aber es ist schwer zu sagen, was die Gestalt des Bewunderungswürdigen sei. Wenn wir von dem Wesen

des Menschen sprechen, so sagen wir von ihm Weltliches oder Geistliches, wir sagen, wie er sich entweder der Erde oder dem Himmel ergibt, ich möchte die Rede vergleichen mit dem Betrachten der Pflanzen, die entweder an der Erde kriechen oder ihr Haupt als Blume zum Himmel richten, aber es mag wohl noch etwas geben, was wir mit beiden nicht vergleichen können, was nicht wegen der Welt weltlich, wegen dem Geist geistlich ist, was um seiner selbst willen in sich selbst weltlich und geistlich ist, was schön ist vor den Augen der Menschen und der Engel, was betet aus innrer Lust und scherzet in tiefer Andacht und von allem nichts weiß als vom Leben, dem ewigen Leben, nicht von jenem nach dem Tode, nein, vom Anfange her bis zum Ausgang. Und wenn wir solche Menschen finden, sind wir lang mit ihnen, ohne sie zu kennen, tun ihnen auch wohl oft Unrecht, weil wir sie bezwingen wollen, um sie zu begreifen, aber wir müssen sie bewundern, und ist es fast, als wären sie ohne Erbsünd geboren, und wie dem sei, so hat Gottes Gnade groß an ihnen gewirkt, da er sie als Lehrer und Dichter gesetzt hat, ihn und das Leben zu verkündigen und zu preisen. Gar schön steht also Pelagia zwischen euren beiden Töchtern, da Ottilia sich Gott allein und Gundelindis sich ehelicher Zucht will ergeben, in ihre Hand mögen beide ihre Hände legen. Ich habe einstens von einem großen Meister gehört, der es in wunderbaren Kunstwerken über den Begriff unkundiger Männer nächst weit hinausgetrieben, daß man ihn nächst für einen Zauberer hielt, der hatte auch von Metall so sinnreiche Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als liebliche Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen ward, so klang es in dem Spiegel weit lieblicher und klarer, ja, und wenn die Sonne hineinschien, ward ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahl Metall konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister mit großem Fleiß und in steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zustande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon, und viel Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt. Da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen, und entstand daraus mannigfaltiger Mißbrauch, auch war der Zulauf des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eignen Werkes werden mußte. Er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den törichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten, und so entstand viel Sünde durch ihn,

indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teuflischer Zweifler den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichtum und ging endlich in weltlicher Hoffart unter, denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an, denn als die Sonne von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen, und da der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herr, die Sonne trat hervor und der Abstrahl des Spiegels traf und tötete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend, und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legt er sich nieder über sein Kind in die Flamme und verbrannte sich das Herz, da traf die Flamme das Haus und verbrannte das Haus und die Stadt."

„Das ist eine gar nachdenkliche Geschichte", sprach Herr Veltlin, „aber wie du deine Rede von Pelagia so plötzlich auf den unglücklichen Spiegel gewendet, habe ich nicht recht verstehen mögen, du mußt mit deinen Gedanken nicht also eilen, gedenke, daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als du ergrauet, daher sage mir, wie verstehst du das?" Da bat ich meinen Herrn um Verzeihung meiner Schnelligkeit und sprach: „Es ist wunderbar, daß man so lebendig wird in der Betrachtung solcher Menschen, als ihr Pelagia geschildert, es ist, als könne man das Feuer nicht anschauen, ohne zu erröten und zu erwarmen. Ich habe aber das Gleichnis des Spiegels also herbeigeleitet. Da ich gesagt, Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagiens Schoß sich die Hände reichen, war mir, als müßte ich sie den seligen schönen Bund Himmels und der Erde nennen, welcher das eigentliche höchste menschliche Leben ist. Solche Menschen sehen alles in Gott und Gott in allem, sie sind diejenigen, denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen gleich einem schaffenden Spiegel der Schöpfung. So wie der geistliche Mensch zum Himmel ringt von der Erde und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, also schweben solche Seelen zwischen beiden, in ihnen ist kein Ringen, kein Ruhen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens, auf denen Gottes Segen tauet, ihr Blick ist wie das Licht auf alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber das Böse hat ein Ärgernis an ihnen und dringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht, noch in dem schützenden Hause des Staates verborgen ist, und so werden sie

leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demut und sollen fliehen allen Lohn, weil sie der Lohn des Herrn selber sind."

„Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen, die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen, dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde, und diesen gesellest du Pelagia zu. Ich muß dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandlen, denn sie können leicht straucheln, und sollen sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Da sprach ich: „Ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst. Wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimeren, wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüt, das sie mit mannigfacher Rührung bewegt, von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst, auch reicht sie der betenden und beschauenden Einfalt, welche sich selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, seinen kindlichen Willen mit allem, was der unermeßliche Gott dem Menschen Göttliches verliehen, zu verherrlichen, und wenn ich es euch so recht deutlich machen wollte, möchte ich sagen: Wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen seine Händlein zur Sonne erhebt, so ist die Kunst ein Kindlein, welches ihm in das eine Händlein eine brennende Kerze und in das andere eine schöne Lilie gibt, daß es mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näher komme und nicht verzweifle durch seine Armut, und wenn der weltliche Mensch, umringt von Werkzeugen, an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und, geängstet von dem Bedürfnis und ermüdend in der Arbeit, in irdischen Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behaune Holz wieder zu ergrünen scheint und der Schlag

der fallenden Art nur der Takt und Klang erquickender Gesänge scheint. Aus der toten Wand läßt sie das Antlitz der Göttlichen hervorscheinen, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die tote Leinwand und bezwingt die Zeit und die Ferne, die sie von uns nahm. Sie macht das Heilige und Teure des Lebens ewig, gibt den verborgenen tiefen Geistern der Seele einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimnisses in Wort und Gestalt zutag, sie übersetzt allen geistlichen Reichtum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle die herrliche Tonkunst, sie ist Gottes ewiges unaufhörliches Werde, insoweit es seinem Ebenbild dem Menschen verliehen ist. Ach, wie herrlich ist sie schon, wenn sie auch nur eine Sonnenblume dem ist, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag mit kranken Augen."

Also hatte ich, in dem Laubgang auf- und niedergehend, mit meinem gnädigen Herrn gesprochen, und ging die Sonne bereits unter, da wurden wir still. Das währt nicht lang, da hörten wir gar herrlich auf der Orgel schlagen und mehrere klare Stimmen dazu singen. Herr Veltlin faßte meine Hand und blieb mit mir stehn. O, das war eine herrliche Musik, und sangen sie in abwechselndem Liede fragend und antwortend, und dann fielen wieder die Stimmen zusammen in vereinter Glut. Da wir stillstanden, hatten wir uns gen Abend gekehrt, und der Schein der Sonne gegen das Gewölk gab manche glühende Farbe, auch war es wunderbar zu schauen, denn die Sonne ging hinter dem Münster unter, und stand der hohe durchbrochene Turm schwarz vor uns, und konnte man seinen Abriß von innen und außen vor dem feurigen Himmel erkennen. Und wann die Wolken durcheinander zogen und ihr Glanz sich vermischte zu höherem Purpur, fielen auch oft die klaren Stimmen der Sänger und die runden Tonfluten der Orgel zusammen, und war es, als wenn der Gesang und der Farbenhimmel sich verständen und zusammenspielten.

„Es hat die Orgel gar schön angefangen", sagte Herr Veltlin, „auf deine Rede so recht wohltätig."

„Ja, sie hat sagen können, was ich nicht sagen konnte, was ich selbst nicht denken konnte. Ist es doch, als wäre der kunstreiche Turm das Gebäude der Orgel und zieht der bunte Himmel wie die Töne durch ihn."

Als ich so sprach, präludierte die Orgel ein ander Lied, und Herr Veltlin

sagte: „Sieh, jetzt zieht der letzte Lichtstreif am Himmel hin!“ Dann hob er an, mit herzlicher Stimme in die Singweise der Orgel einzufallen:

Ich grüß' dich, zarte schöne Fraue,
Und biet' dir freundlich gute Nacht,
Bis daß der ew'ge Tag im Taue
Vor deinem Kämmerlein erwacht.

Ein heilger Engel soll zur Seiten
An deinem Bettlein wachend stehn,
Den goldnen Flügel ob dir spreiten
Und schwere Träume von dir wehn.

Daß sie sanft erwache
Aus ihres Schlummers Ruh,
Der Morgenstern, der scheine
Ihr recht mit Liebe zu.
Sie schlafe, sie wache,
Sie stehe, sie gehe,
Die Fraue meine,
Oder was sie tu'.

Ich grüß' vor aller Blüt die Rose,
Die an dem Abendhimmel blüht,
Ihr Herz ergießt sich dir im Schoße,
Wenn sie zur Erde nieder glüht.

Ich grüß' dich, klarer Abendsterne,
Du brennest auf dem Haupte mein.
Bei ihr, bei ihr so wär ich gerne
In ihrem engen Kämmerlein.

Daß ein Engel bringe
Der zarten meinen Gruß,
Leis' wie im Maienscheine
Der Honigblumen Kuß.
Sie bete, sie singe,
Daß eile die Weile,
Da ich alleine
Ohne sie sein muß.

Also sang Veltlin mit bewegter Stimme dies Abendliedlein, und da er aufgehört hatte, sagte er ruhig zu mir: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Ich sprach: „In Ewigkeit. Amen.“ Dann sagte er: „Lasse uns nun hinaufgehn und uns bei den Spielleuten bedanken für die Musik.“ Da wunderte ich mich, daß die Orgel im Hause war geschlagen worden, denn es war an dem Münster ein so schönes Echo, daß ich geglaubt hatte, der Gesang sei in der Kirche. Das Liedlein, welches mein Herr sang, war aber ein altes Abendlied, das er noch als ein Junggeselle, da er um seine selige Hausfrau warb, gesungen, er pflegte es jetzt oft an schönen Abenden zu singen als ein Gedächtnis an sie, und weil es eine solche Art hat, daß es leicht als eine ruhige Betrachtung des Todes und eine Sehnsucht des Wiedersehens konnte verstanden werden. Auch muß die selige Frau Herrn Veltlins eine gar tugendsame und schöne Frau gewesen sein, denn sie ist das Fräulein Agnes von Endingen, auf welche das Lied gedichtet worden, das hier in Straßburg noch in vieler Leute Mund:

Eines reinen guten Weibes Angesicht
Und fröhlich Zucht dabei,
Die sind wahrlich gut zu sehn.
Zu guten Weibern hab ich Pflicht

und wie es ferner lautet. Wir gingen aber in die Buchkammer, worin die kleine Orgel stand, da fanden wir die vier Jungfräulein. Palagia saß vor der Orgel und spielt', ihr zur Seiten stand Ottilia, die ich nicht gleich erkannte, denn sie hatte einen ganzen Nonnenhabit an und wollte sich bereits im Chorsingen üben, Gundelindis aber schwebte munter auf und nieder, indem sie mitsang, trat sie die Bälge. Athala saß allein auf einem niedrigen Schemel und sah mit gestütztem Haupte zur Erde, vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen mit schönen Bildern, aber sie war ermüdet hineinzusehen, und die Kerze neben ihr brannte trüb herunter. Herr Veltlin dankte Pelagien, daß sie ein Abendlied angestimmt und sagte: „Ich hab' es gar herzlich mitgesungen.“ Da stritten die drei Jungfräulein, welche es zuerst gewollt habe. Gundelindis sagte: „Habe ich nicht gesagt: nun noch des Vaters Abendlied, das will ich noch treten, dann höre ich auf, weil ich schon gar müde bin?“ Ottilie aber sagte: „Du hast früher gesagt, daß du müde seist, und ich bat dich, noch das Abendlied zu vollenden.“ Da sprach Pelagia: „Ich spiele es ja alle Abend, wenn der Vater im Garten ist.“ Da wendete sich Herr Veltlin zu Athala und sprach: „Guten Abend, Athala, du mußt es wohl am besten wissen, da du stille zugehört, sage, wem

verdanke ich das Abendlied?" Die Jungfrau aber fuhr auf als aus schweren Träumen und hatte auf die Rede nicht gemerket. Da sagte Herr Veltlin: „Von dir werde ich es wohl nicht erfahren, denn du hast seit einigen Tagen gar großes Studieren vorgenomen, liest auch, wie ich sehe, in meinen allergrößten Büchern und wirst bald zu wissen tun, wie die Gräslein wachsen." Also sprach der Ritter scherzend. Da sprach das traurige Jungfräulein: „Gnädiger Herr, entzieht mir eure Liebe nicht, meiner Traurigkeit halben! Ach, ich sitze wohl Stunden lang und denke und sinne, um sie zu bekämpfen, aber ich vermag es nicht, und wenn ich mich besinne, so bin ich immer nur traurig gewesen, wenn ich geglaubt, mich zu trösten." Da sprach Herr Veltlin: „Du willst deine Traurigkeit mit Betrübnis bekämpfen, das geht wohl an, denn man kann wohl mit Tapferkeit einen Tapfern besiegen, und mit manchem Schritt legt man eine Reise zurück, aber wer der Sieger sein soll, muß mächtiger sein als der Gegner, drum sei traurig über das Leiden des Herrn, dann wird deine irdische Trauer zerrinnen. Aber laß sehen das Bild, das du betrachtet hast und das dich nicht trösten konnte." Da legte er das Buch auf den Tisch, und wir traten alle um ihn, Ottilie aber ging ruhig nach ihrer Kammer, ihr Nonnengewand wieder abzulegen. Das Bild aber stellte drei Jungfrauen vor, die auf offner See mit verschlungnen Armen in einem Schiffe saßen, das eben untergehen wollte, vom Lande aber fuhren drei andere Jungfrauen auf sie zu. Da baten auch die Mägdlein, daß ich ihnen die Schrift lesen möchte. Herr Veltlin setzte sich nieder, und da Ottilia zurückgekehrt war, setzte sie sich auch zu den andern Jungfrauen, und sagte Herr Veltlin: „Nun, Athala, achte fein auf die Geschichte und werde gutes Muts." Da las ich also, wie ich es geschrieben fand:

Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe.

Es war Gott immer wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Tiere dem Herrn zu opfern, er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfer ward der Herr gleichsam ein Gast des Menschen, und das Mahl ward geheiliget und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unsrer Seele, die von ihm ist, aufopfern, und dies ist die erste Liebe. Wenn wir zuerst

jene allmächtige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unsrer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Flamme an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sie entwickle und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt seinem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen. Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Träne zu weinen. Der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimat nochmals zurück, und dann erst setzt er mutig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt. Also auch soll die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsre Heimat in Gott, die sollen wir mit der ersten Liebe lieben und so in unsre Liebe aufnehmen, daß alle unsre Liebe, auf ewig dadurch geheiligt, von irdischen Ängsten frei wie ein Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegelt, mutig durch das Leben schreite. Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbteil begehrte und hinging in alle Welt, es zu verschleudern, also auch die Gemüter, welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele in frechem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen, ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu nähern. Alle ihr Treiben ist zeitlich und wird untergehen in der Zeit, und sie werden trostlos weinen wie der verlorne Sohn um das vergeudete Gut im Elend, aber sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen, denn die Seele vergeudete ewiges, der Mensch nur zeitliches Gut. Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und ewig verschwindet wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphieren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht, sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod säet? Wer aber seine Liebe in Gott, im Licht, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden Früchte trägt, alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt und heiliget, über den Tod triumphierend zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreißenden Wirbel der

Zeit, wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann. So haben die drei törichten Jungfräulein, die hier abgebildet sind, nicht getan. Ihre Geschichte ist also:

Es waren drei Schwestern, denen hatte es geträumt, sie sollten am Meeresufer schöne Perlen finden bei Aufgang der Sonnen, und gingen sie vor Tag hinaus an den Strand. Der Sand rasselte unter ihren Füßen, es lag Nebel auf Land und Meer und war gar einsam, auch hatten sie noch nicht gebetet. Wie sie nun fast in Sorgen standen, hörten sie ein Glöcklein läuten und zugleich einen wunderbar lieblichen Gesang. Da warden sie uneins, denn die jüngste sagte: „Ich will nach dem Schall des Glöckleins gehen, da find' ich eine Kapelle und kann ich erst mein Gebet verrichten." Die zwei andern aber wollten dem Gesang nachgehn und sagten: „Das ist gewiß ein schöner Jüngling, der auch Perlen sucht und der uns welche gibt, wenn er uns sieht." Da trennten sie sich, und ging die eine nach dem Glöcklein. Die zwei andern aber schworen sich törichte Liebe zu und wollten beieinander sein bis in den Tod, und so gingen sie dem Gesang nach, der immer hinreißender und lieblicher tönte, ihre jüngste Schwester rief ihnen noch zuweilen, ihr zu folgen, aber sie hörten es nicht, und ihr Schritt war stürzend immer schneller gegen den Gesang, als gingen sie einen Berg herab. Da fanden sie das Ufer und ein kleines schlechtes Schifflein ohne Segel und Ruder, sie hatten die Arme untereinander verschlungen und setzten sich hinein. Da hörten sie den Gesang immer lieblicher, da kam die Flut und trieb das Schifflein auf das offne Meer. Nun wich der Nebel, und stieg die Sonne aus den Wellen heraus, da hörten sie den Gesang immer lieblicher, aber auch ihrer Schwester Stimme hörten sie ängstlich von der Kapelle aus, denn diese stand hoch und sah sie mit Schrecken auf dem weiten Meere. Da sie gar so traurig gegen das Meer zu klagte, wendete sich ein alter Fischer zu ihr, der auch da gebetet hatte, und fragte sie, was sie erschrecke? Da er aber sah die zwei Jungfräulein auf dem Kahn, sagte er: „O weh, sie sind verloren! Es ist mein Kahn, ich wohne auf jenem Felsen, in dessen Strudel der lockende Perlengeist wohnt, der bald als eine Jungfrau, bald als ein Jüngling erscheint und die törichten Weltkinder verschlingt, ich fahre täglich herüber, hier zu beten, mein Ruder und Segel nehme ich mit in die Kapelle, ach, wir wollen das Glöcklein recht anziehen, daß sie an Gott gedenken und beten." Da zogen sie miteinander das Glöcklein an, daß es ängstlich hin- und her-

schlug. Aber die Jungfrauen hörten nicht drauf, sie sahen nur nach der Seite des Gesanges, da sprachen sie: „Kühl und lieblich ist die Luft. Sieh, dort steigt der Sonnengott aus dem Ozean, o des süßen Gesanges, der mich durchdringt!" Da begannen sie ihre Locken zu ordnen, weil es Tag ward, und waren ängstlich, ihre Augen seien trüb, weil sie so früh aufgestanden. „Du bist sehr blaß", sagte eine zur andern, und da färbten sie sich ihre Wangen mit falschem Rote. Nun sahen sie vor sich zwei große Felsen, und plötzlich tauchte ein schöner Jüngling aus der Flut, der ihnen winkte und die süßesten Lieder sang. Der zog mit der Hand lange Perlenschnuren, mit der andern Korallen aus den Wellen und spielte damit. „Ach, die schönen Perlen!" rief die eine aus, „ach, der schöne Jüngling!" die andere. Da zog ihr Schifflein wie ein Pfeil zwischen die Felsen und kam in den Strudel und begann sich im Zirkel zu drehen. Anfangs glaubten sie, es sei zur Lust, auch blies der Jüngling einen schönen Tanz dazu auf einer schimmernden Muschel, aber es drehte sich der Strudel immer heftiger und unter schrecklichem Angstgeschrei riß er das Schifflein mit den eitlen weltliebenden Jungfrauen hinab in seinen Schoß. Unter großem Jammer hatte das Jungfräulein und der alte Schiffer das Schifflein der beiden Schwestern aus den Augen verloren. „Ach, lieber Schiffer", sprach sie, „wenn wir nur einen Kahn hätten, daß wir ihnen folgen könnten, vielleicht sind sie noch zu retten." „Hier ist kein Kahn als meiner, hier hält sich kein Fischer auf, und den meinigen haben sie mitgenommen, und ich werde nun hinüberschwimmen müssen, was ich nun Alters halben nicht mehr leicht wage. Ach ich wollte den Kahn gern verschmerzen, wenn nur deine armen Schwestern nicht umgekommen wären!" „Ach", weinte die Jungfrau, „so sind sie dann verloren, ach, hätte ich sie doch zurückgehalten, aber ich rief ihnen oft und bat sie, da gaben sie mir schlimme Worte." — „Gott erbarme sich ihrer!" sagte der Schiffer und sah ins Meer. „Sieh, dort treibt mein Kahn leer wieder ans Ufer!" Da gingen sie beide von der Kapelle herab in den Kahn und weinten bitterlich, die Jungfrau trug das Ruder, der Schiffer das Segel, und da sie alles geordnet hatten, sang der Schiffer ein frommes Lied, und sang die Jungfrau mit. Da erhob sich ein frischer Wind, das Segel schwoll, und fuhren sie auf einem Umweg nach der Insel. Als sie angelangt waren, wollte die Jungfrau auf den kleinen Felsentreppen schnell über das Gestein laufen, um nach ihren Schwesterlein zu suchen, aber der Schiffer hielt sie zurück und sprach:

„Nein, meine Tochter, bleibe hier, denn du magst sie nicht erretten, und jenseits ist der Felsen so schlüpferig, und würde dich Gesang des Perlengeistes so verwirren, daß du leicht auch hinabstürztest." Da wollte sie aller Gewalt hin, bis ihr der Schiffmann versprach, ihr auf den Abend ihre Schwestern zu zeigen. Da fragte sie ihn, wie er auf die Insel zu wohnen gekommen sei und was er hier treibe. Da sagte ihr der Schiffer, daß er hierher gezogen sei, die Unglücklichen, welche durch den verführerischen Gesang gelockt würden, zu warnen und, wenn er könne, die schon Untergehenden zum Gebet zu ermahnen, für die Verlornen aber zu beten. „Wer hat dich aber zuerst hierher geführt?" sprach die Jungfrau. Da sprach der alte Schiffer: „Ach, das ist eine gar traurige Geschichte, und will ich sie dir heute abend erzählen, wenn ich dir deine Schwestern zeige." Da gingen sie in die kleine Hütte des Schiffers, die gar reinlich war, das Jungfräulein mußte Feuer machen, und er holte seine Netze hervor und finge einige Fische, die sie dann brieten und freundlich miteinander aßen, ihre Teller aber und alle ihr Küchengeräte bestanden aus mancherlei großen Muscheln, und schimmerte die ganze Wohnung von dem bunten Perlemutter, das hie und da zu verschiedenem Gebrauch angebracht war. „Habt ihr diese Hütte gebaut?" fragte die Jungfrau. „Nein," sprach der Schiffer, „der schöne Bettler hat sie gebaut." „Wer ist der?" sagte die Jungfrau. „Er wohnte vor mir hier, und will ich dir ihn heute abend zeigen, wenn du deine Schwestern siehst." Dann ging der alte Schiffer in eine Kammer und brachte ein Buch heraus, dessen Decke auch von schimmernden Muschelblatten war, das schlug er auf und sprach: „Diesen letzten Teil des Buchs, Gedichte und Lieder und Abbildungen der Sterne, hat alle der schöne Bettler geschrieben während zehen Jahren, die er hier wohnte, das Buch selbst hat er hier gefunden, und war schon vieles hineingeschrieben." Da betrachtete die Jungfrau das Buch, nachdem sie den Fischer versichert hatte, daß sie nicht lesen könne, denn sonst hätte er es ihr nicht erlaubt, und sah sie mit großer Verwunderung, daß mehrere der ersten Pergamentseiten des Buchs oft halb von Perlemuttern fest zusammengeschlossen waren, auch waren hie und da in der Schrift schimmernde feste Stellen, wie von zerflossenen Perlen. Da sie ihn fragte, was das sei, wiederholte er wieder: „Das will ich alles erzählen, wenn du deine Schwestern siehst." Da schlug er ein Blatt auf, auf welchem der Abendstern abgebildet war und las: „Wenn der Abendstern über dem Meere leuchtet und man singet Ave

maris stella, so müssen die Lieder des Perlengeistes verstummen, und kann man von dem äußersten Felsen ohne Gefahr in das Wasserschloß sehen, wo der Becher von Tule zwischen zwei großen Platten von Bernstein eingewachsen ist, da sind viel Wunder zu schauen, aber wenn man dorten die Unglücklichen nicht sieht, so muß man in die Herzkammer der Steinernen Trauer gehen, da muß man leis die Decke des Bittern Brunnens erheben, wo man in die Kammer der Weinenden blicken mag." Da schloß er das Buch und gab es der Jungfrau zu halten. Dann setzten sie sich vor die Hütte, und lehrte er sie das Lied. Da die Jungfrau aber vor sich nieder sah auf die glänzende Decke des Buchs, auf welchem des Himmels Abbild schimmerte, da rief sie plötzlich, nachdem sie das Lied ganz richtig nachgesprochen hatte: „Der Abendstern! Der Abendstern!" und blickte gegen Himmel. Zugleich sprang sie auf und bat den Alten, sie hinzuführen, wo sie ihre Schwestern sehen könnte. Da ging der Alte vorher und führte sie über manchen schlüpfrigen Pfad, durch Klippen und Felsen, die oft in bunten Farben schimmerten und wie Eis glatt waren, und beide sangen das Lied. Endlich kam sie in ein altes Gemäuer, auf den äußersten Rand des Felsen gebaut, da hörten sie, wie das Lied des Perlengeistes vor ihrem verstummte, und blickten durch ein hohes Fenster hinab in den Strudel. Der war ruhig und klar, und schimmerte zwischen den tausendzackigen Felsen ein mildes Licht. Da sah sie den Becher von Tule zwischen zwei Bernsteinplatten aufrecht eingeklemmt, aber es waren ihre Schwestern nicht zu sehen, nur sah sie den Schleier der ältesten an einem Felsenhaken hängend. Da sagte der Schiffer: „So müssen wir sie im Bittern Brunnen suchen, der eine Kammer des Perlengeistes ist, denn er hat mancherlei Höhlen unter dem Felsen. Das Alte Fenster ist das Fenster, von dem der König von Tule den Becher vor seinem Tode hinabwarf, den ihm seine Geliebte gegeben, wie in dem Buche steht. Nun will ich dich in die Steinerne Trauer führen."

Nun gingen sie links immer auf Felsen hin bis hin an eine große Klippe, da hörten sie Bäche rauschen, und die Jungfrau sprach: „Ach Gott, mir graut, denn ich sehe den Felsen wie ein trauriges Antlitz an dem hellen Himmel abgezeichnet." Da sprach der Schiffmann: „Sei ruhig, dieses ist die Steinerne Trauer, ein Fels, der gleich einer liegenden weinenden Jungfrau gestaltet ist, aus ihren Augen fließen die Quellen, die du rauschen hörst, und hier ist das Gewölbe, ihre Herzkammer." Da gingen sie in ein

kleines Gewölbe, und der Schiffer steckte eine Lampe an. Da die Jungfrau aber an den Wänden hintappte, stieß sie mit dem Antlitz an etwas Kaltes, und da es Licht ward, sah sie vor sich das Bild einer sitzenden Jungfrau, auf ihrem Schoß lag ein toter Jüngling, und beide waren von einer dichten Masse verschmolzener Perlen überrindet, die aus der Jungfrau Augen wie Tropfenstein niederwuchsen und sich über die Erde verbreitet hatten. „Dies ist der schöne Bettler und seine Braut, die seinen Leichnam und sich mit ihren Tränen kristallisiert hat. Aber jetzt helfe mir die Decke des Brunnens aufheben und dann setze dich still an seinen Rand und sehe hinab." Da hoben sie die Decke des Bittern Brunnens. Da saß ein große Menge Menschen, Männer und Frauen in einem Zirkel unterm Wasser, und hatte jedes ein Becken vor sich und weinten. Da sah sie mit unendlichem Jammer auch ihre zwei Schwesterlein sitzen, die waren noch ganz frisch, die andern Gestalten sahen sehr alt aus, viele waren wie Fische mit Schuppen bedeckt und mit wildem Schilfhaar, da sah sie auch Herrn Peter von Stauffenberg sitzen, den die Meerfei getötet hatte, und Herr Regnard von Lusignan und viele andere. Die schauten alle nach ihren Schwesterlein, in der Mitten aber lag ein abscheulicher Wurm auf einer großen Muschel und schlief, aber keiner der Unglücklichen konnte schlafen, denn sie waren mit ihren Haaren in das Gestein gewachsen, und wenn sie mit dem Kopfe nickten, litten sie Schmerzen. So sah die Jungfrau lang hinab und weinte mit in ihren Schoß. Der Schiffer aber ging hinaus und sah nach dem Gestirn, und da er wiederkehrte, sprach er: „Jetzt gehe hinweg, denn ich muß den Brunnen schließen, weil ich sehe, daß ein Stern über dem Felsen steht, der heißt Wermut, von dem in der Offenbarung Johannis steht, und wenn er senkrecht über dem Brunnen steht, da erwacht der Perlengeist." Da schlossen sie den Brunnen, und da die Jungfrau in ihren Schoß sah, lag er voller Perlen, die hatte sie geweint. Da sprach sie: „Ach, wie kommen die Perlen in meinen Schoß?" — Da sprach der Schiffer: „Das sind deine Tränen, die du aus Mitleid um deine Schwestern geweint hast, solche Tränen sind köstlich wie Perlen und, da du vorhin mit deinem Antlitz an das Bild der schönen Bettlerin gerühret, haben sie auch die Gestalt der Perlen erhalten, und kannst du nun immer Perlen weinen und durch Kummer und Elend gar große weltliche Güter erwerben." „Das will ich nicht", sprach das Jungfräulein, „ich will hier bei dir bleiben und beten, aus den Perlen aber will ich einen

Rosenkranz machen und ihn täglich für meine armen Schwestern beten, daß Gott sich ihrer erbarme." Da lobte sie der Schiffer, und gingen sie nach Haus, es war schon Nacht, der Mond stand über dem Meere, die Quellen der Steinernen Trauer rauschten laut und wehklagend zwischen den Falten ihres Felsenkleides hinab, und der Stern Wermut ergoß einen bittern Glanz zur Erde. Als sie nach Haus kamen und den Rest der Fische von Mittag gegessen hatten, sprach das Jungfräulein: „Nun, mein Lieber, sage mir die Geschichte des schönen Bettlers und seiner Braut und was mir sonst von der Insel zu wissen gut ist, denn ich will bei dir wohnen als eine Einsiedlerin oder als deine Tochter, und nach deinem Tod will ich wie du die Menschen hier warnen." „Es ist gut," sagte der Schiffer, „daß wir zwei sind, so ist die Insel doch nie ohne einen Schutzengel, wenn ich hinübergehe, zu beten und die Fische zu verkaufen. Daneben in der Kammer ist ein starkes Netz, in welchem eine Matte liegt, an der Decke ausgespannt, darin kannst du schlafen, oben an dem Dach aber ist eine Klappe, die du eröffnen kannst, wenn du schlaflos liegst, von da aus kannst du die Sterne sehen und freudiger beten." Dann setzte er sich hin, schlug das Buch auf und las teils, teils erzählte er folgende Geschichte. Die Jungfrau aber zog sich mehrere ihrer langen blonden Haare aus, drehte sie in einen Faden und reihte ihre Tränen zu einem Rosenkranz an den Faden.

„Liebe Tochter", sprach der alte Schiffer, „was von dem Ursprung dieser Insel, von der Entstehung der Felsen und vielen wunderbaren andern Geschichten in diesem Buche steht, wage ich dir nicht zu erzählen, und wenn du erst lange hier gewohnt hast und in Gebet und Tugend stark geworden bist, magst du alles selbst lesen ohne Gefahr. Denn du mußt wissen, der schöne Bettler selbst ist durch die Lieder, die es enthält, in seiner Tugend wankend geworden und in Sünde gestorben. Was aber darin steht, sind die Lieder des Perlengeistes, die einige starke Seelen, welche in frühern Zeiten hier gewohnt, ihm abgehorcht und in das Buch geschrieben haben, um durch Erzählung derselben die Unglücklichen von ihrem Untergange abzuhalten. Sie enthalten teils die Geschichte des Perlengeistes bis vor der Sündflut, teils sind es die Geschichten der Unglücklichen, die in seine Gefangenschaft gefallen sind und das ewige Leben um zeitliche Lust hingegeben haben. Du sahst sie im Brunnen sitzen, und oft kürzen sie sich die jammervolle Zeit mit Erzählung ihrer Schuld. Der Perlengeist ist aber der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der

sie begleitenden Trauer. Alle Menschen, die das Ewige vergessen über der Zeit, den Geist über dem Leib, sie werden der ewigen Sünde und der Trauer hingegeben. Und die da unten sitzen, sie müssen nur weinen, weinen und immer weinen, daß das Meer bitter werde, und so ernähren sie alles Gewürm und Ungeheuer des Meers und sitzen in der Bitterkeit ihrer Tränen. Aber in aller Trauer ist etwas Göttliches, denn die Trauer ist ein Streit gegen das, was der leiblichen oder geistlichen Vollkommenheit wehe tut, und so gibt es mancherlei Tränen. Die, welche in der Strafe um den Schmerz fließen, sind bitter und gesalzen, also weinen die Unglücklichen, die du sahst." Da brach das Jungfräulein abermals in Tränen aus, und die Perlen rollten auf den Tisch. „Ach, so ist denn keine Rettung für meine armen Schwestern?"

Da fuhr der Schiffer fort: „Die Tränen aber eines menschenliebenden Mitleids sind köstlich und sie verwandlen sich in Perlen, wie du siehst. Nun will ich dir aber sagen, was die göttlichsten Tränen sind. Es sind die Tränen der Andacht, welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigne Unvollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Tränen werden von der Sonne aufgeküßt, und morgens stehen sie als Perlen des Taues segnend auf den Auen, sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen. Nun will ich dir aber noch sagen, daß wohl eine Rettung für die Unglücklichen ist, denn wie alle Trauer etwas Göttliches in sich hat, so haben auch ihre Tränen eine Perle in sich, aber sie müssen oft gar lange weinen, bis sie diese Perle weinen. Wenn sie sich endlich selbst vergessen, wenn sie ihren Schmerz gering halten für ihre Torheit und durch die Leiden ihrer Gesellen gerührt werden, dann hört ihre Empfindung auf, sie verwandlen sich in harte Muscheln, in denen eine Perle fest verschlossen ist, und dies ist ihre Träne des Mitleids. Nun muß ich dir aber noch sagen, wie unrecht es ist, sich selbst den Tränen der edleren Trauer unmäßig zu überlassen. Da diese Trauer doch immer ein Opfer ist, welches wir der Zeitlichkeit und ihrem Geschicke bringen, und nicht ganz göttlichen Ausgangs und Eingangs ist, so liegt auch in den Perlen noch etwas Weltliches und kann manch Böses dadurch entstehn, denn sie werden oft der Schmuck eitler Frauen und buhlerischer Jungfrauen, sie sind eine Zierde irdischer Kronen und haben hohen Preis in dem Kram niedriger Wucherer, die der Herr aus dem Tempel geworfen hat. So mehren sie die Sünde, oft aber werden sie auch zur Zierde heiliger Gewänder und

Gefäße, zum Schmuck der Reliquien und der von frommer Kunst gebildeten Kreuze und Marienbilder gebraucht, und so mehren sie die Andacht. Also hat der Herr diese Früchte der Weltlichkeit wieder der Freiheit der Menschen übergeben, denn er ist gerecht. Und darum schließen die Muschlen sich so fest um die Perlen und geben sie nur, wenn man sie erbricht und tötet, weil sie lieber sterben wollen als von neuem Böses stiften. Da sie seine Strafe, unendlichen Schmerz, fürchten, leiden sie seine Folge, die Vernichtung, und gehen über in die Materie. So sind sie aus einem Ebenbilde Gottes zurückgegangen in den rohen Stoff, weil sie sich von dem Schöpfer zur Kreatur gewendet haben. Von der Steinernen Trauer aber will ich dir folgendes erzählen: Sie war, ehe der Herr in seinem Zorn die Menschen und Tiere von der Erde vertilgt hatte, eine herrliche Königin, nahm sich aber solches Stolzes an, daß sie ihre Schönheit der göttlichen gleich pries, und ließ sich und ihren Kindern Opfer bringen. Da trafen die Blitze Gottes ihre Kinder, und sie begann in unsäglichem Jammer zu weinen, eine ihrer Töchter hatte sich früher einem bösen Geiste des Meeres verbunden, denn die Menschen hatten in Blindheit und Laster ihr göttliches Ziel aus den Augen verloren, und alle Geschöpfe hatten sich untereinander verwirrt. Da die unglückliche Königin ihre Kinder verloren hatte, lag sie weinend am Meer und flehte nach dieser ihrer Tochter, aber sie kehrte nicht nach ihr zurück, denn sie fürchtete die Blitze des Herrn. Da aber bald hierauf die Erde von der Wasserflut gereinigt wurde, da war das ganze menschliche Geschlecht wieder in die Erde und das Gestein aufgelöst, und alle Berge, Klippen und Quellen waren dem neuen Geschlecht in wunderbaren Gestalten als warnende Bilder zurückgeblieben, so auch ist dieser Fels in Gestalt eines weinenden Weibes hervorgekommen, ihre Tochter aber wühlte unter den Steinen zu ihr herauf und hat den Bittern Brunnen unter dem Gewölbe in ihre Herzkammer gebildet, sie aber liegt da als ein ewiges Denkmal weltlichen Stolzes und weltlichen Elends, und aus ihren Augen rinnen zwei Quellen, die ins Meer fließen. Der Perlengeist aber ist ein Nachkomme dieser Königstochter und des sündlichen Geschlechts, der irdischen Lust, gegen die wir ewig kämpfen müssen, um als Sieger das ewige Leben zu gewinnen, denn nach dem Fall des ersten Menschen ist Kampf das Los des Menschen, denn der Herr sprach: Du sollst dein Brot im Schweiße des Angesichts erringen. Er erscheint aber bald als ein Weib, bald als ein Jüngling und zieht durch seine liebliche Musik

die Menschen zu sich hinab ins Verderben, oft auch hat er sich als eine liebliche Jungfrau in heimliche Ehe auf Erden begeben und edle Männer mit weltlicher Liebe und Treue und großen Glücksgütern von dem rechten Wege scheinheilig geführt. Wenn ihr Gatte aber sich gesammelt und zu wissen begehrt, wer sie sei, hat sie dieselben verlassen und ihren baldigen Tod verursacht. So sitzt Herr Raimund von Poicktier, Herr Peter Diemring von Stauffenberg im Bittern Brunnen, welche sie als Melusine betrogen, auch ein armer Fischer weint da unten, den sie hinabgelockt mit schönen Lügen, und den König von Tule, der vor langer Zeit hier ein Schloß hatte, kannst du auch im Brunnen sehen und sein Lied singen hören. Er hat lange mit einer schönen unbekannten Jungfrau in unordentlicher Liebe gelebt, die ihn sehr geliebt, da er aber in sie gedrungen, ihren Namen zu nennen, ist sie vor Gram gestorben und gab ihm ein goldnen Becher, den er nun über alles liebte, und so hat sie ihn noch nach ihrem Verschwinden bis an sein Ende verstrickt. Da er nun sterben wollte, reiste er hierher auf sein Schloß, wo er sie zuerst gesehn, und warf vor seinem Tode den goldnen Becher hinunter in die Flut, wo du ihn gesehen. Er selbst aber ließ sich in ein Felsengrab legen, das nicht mehr gefunden wird, da es der Geist unterwühlt hat, und nun will ich von dem schönen Bettler sagen:

Drüben am Ufer lebte einst ein armer Fischer, er war sehr arm, aber arbeitsam und lebte vergnügt, er hatte nur einen Kummer, das war sein Sohn. Dieser war ein wunderschöner Jüngling, auch fromm und tugendhaft, aber er wollte nie mit seinem Vater fischen, ja warf ihm sogar oft die gefangenen Fische wieder heimlich ins Wasser, und wenn ihn der Vater darum strafte, so sagte er: ‚Das will ich gern leiden, wenn nur die armen Fische wieder glücklich sind.‘ So bezeigte er ein seltsames Mitleiden gegen alle Tiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen. Er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebsten aber die Gänse am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleischer abliefern sollte, so weinte er wie ein Kind, und einmal, da er wußte, morgen würden viele seiner wollichten Freunde zum Tode geführt werden, führte er in der Nacht die ganze Herde auf einsames Gebürg, um sie zu retten, so daß man ihn dieses Amtes entsetzen mußte. Der Vater hielt ihm seine Torheit mit harten Worten vor und bat ihn, der Schwanen, Gänse und Enten am Meeresstrand mit mehr Menschenverstand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er sein neues Amt, denn er liebte sehr im Meere herumzuschwimmen, und das tat er

nun mit seinen Freunden um die Wette. Aber da nun sein Vater sah, daß er immer im Wasser lag, bat er ihn herzlich, nie darin zu schwimmen ohne Gott vorher anzurufen, denn, sagte er, ich bin einst in großes Unglück dadurch geraten. Bei allem dem liebte er ihn herzlich, denn er war so schön, daß man ihn nicht ohne große Liebe ansehen konnte, und wer ihn sah, der dankte Gott für seinen Anblick und bedauerte, daß er sich zu keinem Geschäfte schicken wollte. Er aber bekümmerte sich um nichts, war stolz und nahm kein Geschenk an, auch war er nicht faul, sondern in beständiger Arbeit mit seinen Gedanken, nur tat er nichts von allem dem, was man so unter den Leuten arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt sich Flöten und blies sie auf die lieblichste Art, oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, die ihn sehr erfreuten, auch erfand er wunderschöne Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit, machte sich wunderbare Gedanken darüber und legte sie oft in eine Ordnung an die Erde, wie er die Sterne am Himmel sah. So war er bereits achtzehn Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben. Aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtnis und im Herzen, denn morgens, wenn er am Meer saß vor Tag, da kam ein alter Einsiedler von der Insel nach jener Kapelle gefahren, wo du mich heute fandst, mit dem hatte er Freundschaft aufgerichtet, und dieser unterrichtete ihn mündlich von allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten. Sein Vater war aber gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm vor seinem Ende nochmals herzlich zu reden."

Hier unterbrach sich der Schiffer und sagte zu dem Jungfräulein, welches gar aufmerksam zuhörte: „Komme mit mir ans Fenster." Da zeigte er ihr nach der Meerseite hinaus weit in der Ferne ein Licht und sprach: „Sieh, dort wo das Licht scheint, liegt auf einer Insel ein Schloß, das gehörte einst mein, dort wohnte mein Weib und meine Tochter!" Dabei flossen ihm einige Tränen von den Augen, die auch Perlen waren. Da machte er den Laden zu und gab der Jungfrau die Perlen mit den Worten: „Reihe diese Tränen auch in deinen Rosenkranz und bete sie immer zum Heil meiner Seele, wenn ich nicht mehr bin. Ich habe lange nicht da hinaus gesehen, lange nicht von den Meinigen geredet und will es auch nie wieder, wenn ich dir die Geschichte erzählt habe." Dann fuhr er fort:

„Ich kannte den alten Fischer gar wohl, er fuhr mich oft nach dem Schloß

zurück, wenn ich auf dem festen Lande gewesen war, und da ich einstens Frau und Kind gesegnet hatte, um eine Fahrt ins Heilige Land zu tun, kam ich morgens in seine Hütte, auch von ihm Abschied zu nehmen und ihn einzuladen, manchmal die Meinigen in der Abwesenheit im Guten zu ermahnen. Da ich aber hereintrat, wollte der Alte grade sterben, und kniete der schöne Bettler vor seinem Lager. Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein Wort redete, und nahm im wahren Sinne des Worts Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seinem Müßiggang in die Seele und vor allem stellte er ihm seine Schönheit vor und die Gefahr, die er laufe, in weltlicher Liebe zugrunde zu gehen. ‚O mein Sohn', sprach er, ‚verweile nie ohne Geschäft zur bloßen Lust in den Wellen dieses Meeres, denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die dich hinabziehn kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.' Da begann der Sohn ihn anzureden und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und einer rührenden Weisheit zu meiner und des Vaters Verwunderung, denn wir hatten ihn, wie alle Welt, für einen törichten Menschen gehalten. ‚Teurer Vater', sprach er ‚ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn ihr brechet mein Herz. O, fasset die wenigen Minuten eures Lebens, euch mit eurem Gott auszusöhnen, und nehmet den einzigen Dank, den ich euch für alle eure Liebe geben kann, nehmt aus meinen Worten die Versicherung mit in euer Grab, daß euer Sohn nicht als eine Beute seiner Torheit zurückbleibt, denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, wenn mich gleich ihr und das Volk den müßigen Toren nannten.' Und nun begann er mit einer so erquickenden Art seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und seiner Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Tränen zerflossen. Er aber war ernst und freudig wie ein Engel, und da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist dein Todesengel!' Dann ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm. Da ergriff sein Sohn ein Saitenspiel, daß er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte, und sang ein wunderbares beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte. Dieser sah ihn nochmals an, sehr wehmütig, und stammelte die Worte ‚Sirene' und entschlief. Der küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn, ob er mir auf meiner

Reise folgen wollte. Er sprach aber: ‚Gestern hätte ich es getan, aber jetzt will ich beten.‘ Ich wollte ihm einen Beutel mit Geld geben, aber er ward sehr unmutig und sprach: ‚Soll ich hier bei dem Tod für mein Leben sorgen?‘ Da sprach ich: ‚Aber morgen willst du leben?‘ Da sprach er stolz: ‚Ich will bettlen!‘ und verließ mich, worauf ich das Geld in den Kasten seines Vaters legte, damit er es als sein Erbe ansehen möge, und mich nach dem Hafen begab, wo mich die Schiffer längst erwarteten. Da sein Vater begraben ward, gingen viele arme Leute, seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen, mit dem Zug, und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die alle die alten Leute in Verwunderung setzte. Nachher lud er sie alle zu sich in seine Hütte ein und verschenkte alles das wenige Geräte, was sein Vater zurückgelassen hatte, und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken. Auch sogar die Türen und Fenster waren von seiner Freigebigkeit nicht sicher, und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war, begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen alle die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach, wie er fortschwamm, als hinter ihnen die Hütte in Rauch aufging, denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten sie in die Stadt zurück und erzählten, wie der müßige Tor sich ertränkt habe.

Mit leichter Mühe gelangte der rasche Schwimmer auf diesen Felsen zu seinem Freunde, dem Einsiedler, aber in den Wellen gedachte er ernstlich der Ermahnung seines Vaters und betete fromm, daß er nicht in den Strudel kam. Nun verließ er die Insel nicht mehr und genoß einige Jahre den Unterricht des Einsiedlers über alles, was ich dir gesagt habe. Nie aber ließ ihn dieser an jenen Rand der Klippe, wo sich der Geist aufhält, weil er ihn noch nicht für stark genug hielt, seine Lieder zu ertragen. Während dieser Zeit schwamm er oft hinüber ans feste Land, für sich und den Einsiedler zu bettlen, aber er kam nie vor die Hütten derer, denen er sein Habe verschenkt hatte, er begehrte auch nie mit Demut, sondern mit einer so edlen Ruhe, daß ihm jedermann gern gab, ja, man erwartete ihn, man ging ihm entgegen seiner großen Schönheit wegen, und nun hieß er allgemein der schöne Bettler. Der Einsiedler ging nun nicht mehr nach dem festen Lande in die Kapelle, denn der schöne Bettler richtete ihm einen Altar und ein Kreuz in einer Grotte auf, die ich dir morgen zeigen will. Da er diesen Betort fertig hatte, fehlte ihm nur noch ein Kelch, denn der Einsiedler war ein Priester, und da ihm dieser von dem Becher von Tule

gesprochen hatte, so konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen, als der Alte entschlafen war, sich hin nach den alten Ruinen zu begeben, wo ich dich hingeführt, um zu sehen, ob er den Becher nicht erhalten könne. Kaum aber hatte er sich dem Alten Fenster genähert und zwar mit seinem Saitenspiel in der Hand, als vor ihm ein wunderschönes Weib aus der Flut tauchte und mit allen Liebesmächten des Gesangs, der Gebärde und des Lieds ihn bezaubern wollte, er aber ließ sich nicht stören, sondern begann mit seiner nicht minder schönen Kunst ihren Liedern und ihrem Begehren Hohn zu singen. Da begann endlich der Geist, gar kläglich zu tun und mit rührenden Gebärden ihn anzureden: ‚Was begehrst du von mir, daß du mich verspottest?‘

Da erwiderte der schöne Bettler: ‚Ich begehre den Becher, der hier unten liegt.‘

Da sprach der Geist: ‚Gibst du mir den Ring dafür, den du am Finger trägst, so sollst du den Becher haben.‘

Der schöne Bettler wollte den Ring nicht geben, denn sein Vater hatte ihn getragen, und sagte dies.

Da sprach der Geist: ‚O mein Sohn, willst du deiner Mutter den Trauring nicht wiedergeben?‘

‚Wenn dem so ist‘, sprach er da, ‚verflucht die Minute, die ich ihn länger am Finger trage, gib den Becher her, hier ist der Ring!‘ Er warf ihn hinab, aber der Geist lachte ihn aus und gab den Becher nicht. Da erzürnte der Bettler und faßte eine ganze Wand der Ruine im Grimm und stieß sie hinab auf das Gespenst, daß das Wasser in die Höhe schlug. Mit großem Unwill kehrte er nun zurück und trocknete sich die Wangen ab, denn die Wellen hatten ihn bespritzt. Plötzlich blieb er aber stehn und dachte daran, daß sein Vater ihm nie von seiner Mutter geredet, daß er ihn immer so geheimnisvoll vor jenem Strudel gewarnt, daß er noch sterbend ihm die Worte ‚Sirene‘ zugerufen. Da ward er sehr traurig und ging in die Grotte an den Altar und betete unter heftigen Tränen für seinen Vater und flehte zu Gott um Stärke gegen die Lockungen seiner Mutter zu kämpfen.

Nach einem Jahre starb der Einsiedler, und der Bettler begrub ihn in der Kapelle. Nun begann der Zurückgebliebene eine ganz neue Ordnung. Der Einsiedler hatte, wie noch ich die Art, unglückliche Verirrte die Gewohnheit zu warnen, daß er, wenn er ein Schifflein oder einen Schwimmer sich

nahen sah, demselben entgegenfuhr und sie warnte, er aber setzte sich mit seinem Saitenspiel ans Ufer und zersang mit unaussprechlicher Kunst die lockenden Lieder der Sirene, und man könnte sagen, daß er, wo die Torheit der Verirrten übergroß war, das Rechte zu erwählen, er dieselben zum Guten verführte. Auch vermied er nicht, dem Wassergeist zu begegnen, er war so stolz, daß er ihn rief und mit ihm sprach, ihn auch wohl gar mit seinen Gesängen selbst zu bekehren suchte. So lebte der Bettler lange und stiftete viel Gutes, aber es erzeugte sich in seiner Seele ein unendliche Wißbegierde, den ganzen Ursprung des Bösen zu wissen, um es gründlich bekriegen zu können, und dabei fühlte er nicht, daß er schon weit von der Demut entfernt war und sich ein geheimer Stolz seines Herzens bemächtigte. Er begab sich nun oft in die Herzkammer der Steinernen Trauer, deckte den Bittern Brunnen auf und lauschte auf die Gesänge der Verlornen, ja er begann sich in den Felsen dort ein geräumiges Lager zu meißeln, wo er ganze Nächte lag und lauschte, statt daß er wie ehedem in dem Netze geschlummert, welches ich dir heute zur Schlafstelle angewiesen habe, und den Gesang der Sphären zugehört. Da er aber sein Lager dort erweitern wollte, fand er das Buch in einer Öffnung des Felsens verschlossen. Freudig lief er damit nach der Hütte, betrachtete die schimmernde Decke und, da er es öffnete, bedauerte er zum erstenmal nicht lesen zu können. Besonders aber wunderten ihn viele Abbildungen von Gestirnen, die mit den heidnischen Sternbildern bezeichnet, die mit wunderbar schimmernden Farben ausgeziert waren. Dann fand er zwischen dem Geschriebenen ganz unzählig viele Bilder von mancherlei Geschichten, Könige, Ritter und Jungfrauen von so fremder Gestalt und Tracht und mit so reizenden Händen begriffen, daß er den ganzen Tag über dem Buche gesessen hatte, als ihm plötzlich einfiel, daß er noch gar nicht auf der Wache gewesen sei. Er verschloß daher sein Buch, so sorgsam er konnte, und eilte nach der Ruine. Kaum war er dort angekommen, als der Wassergeist sehr bestürzt und traurig erschien und ihn fragte, ob er ihm nicht ein Buch entwendet hätte? ‚Ja', sagte der Bettler, ‚ich habe ein Buch gefunden, welches wahrscheinlich der Einsiedler zurückließ, und das du, Lügengeist, dir gerne zueignen möchtest.' ‚Ach,' klagte die Sirene, ‚dies Buch ist das edelste Kleinod, das ich besaß, es ist die Chronik meines ganzen Stammes, und stehet darin all meine Natur und mein Kalender, alle meine Kunst und Wissenschaft, die Geschichte aller derer, die sich mir ergeben, meine Lieder und der

Geburtstag meiner Kinder.' ‚Wenn ich das Blatt finde, worauf das Letzte steht, was du beklagst', sprach der Bettler zornig, ‚so will ich es zerreißen und dir wiedergeben.' Der Geist flehte noch lang, der Bettler aber sprach: ‚Ich nehme das Buch für meinen Ring, den du mir abgeschwätzt hast, ich will deine Geschichte studieren und dir dann Anmerkungen dazu machen und ein Register, das dich so peinigen soll, daß die Geschichte ein Ende kriegt', und nun ging er zurück. Nun lächelte der Geist für sich, denn die Schlinge zu des Bettlers Verderben war gelegt.

Da er nach Haus kam, schlug er gleich das Buch wieder auf, und seine Begierde, darin lesen zu können, wuchs ungemein. Und wer sollte es ihn lehren? Nach der Stadt wagte er mit diesem Schatze nicht zu gehen, weil er fürchtete, er möchte ihm geraubt werden, er warf also seine Augen nach jenem Inselschloß, wo er vorher nie gewesen war. Er nahm sein Saitenspiel mit und schwamm hinüber. Die Jungfrau des Schlosses befand sich in einem Garten. Der schöne Bettler ging ruhig auf sie zu. Seine Schönheit bestürzte die Jungfrau, sie hatte nie einen Mann gesehen außer ihrem Vater, der abwesend war, und einigen Dienern. Sie fragte den Jüngling, was er wolle. Er bettelte Brot und Obst. Sie eilte, es ihm zu bringen, und bebte, ihn anzuschauen. Dann fragte sie ihn über seine Heimat und warum er bettle, aber er sprach nur wenig und bat sie, ihm zu sagen, ob niemand auf der Insel wohne, der ihn lesen und schreiben lehren könne. Die Jungfrau sprach: ‚Hier ist niemand, der es kann als ich, aber ob ich es lehren kann, weiß ich nicht.' Der Bettler antwortete: ‚Hier kann es mir auch nicht helfen, denn ich kann das Buch nicht mitbringen, das ich lesen möchte.' Und nun beschrieb er ihr das Buch. Da geriet die Jungfrau in ein seltsames Entzücken, ihn anzuschauen, und als er ihr einige Lieder sang, die sein Vater immer gesungen hatte, mußte er weinen. Da sah sie, daß er Perlen weinte, und ward ganz wie unsinnig um ihn. Er aber bat sie, ihn doch lesen und schreiben zu lehren, sie solle nachdenken, wie sie es machen wolle, morgen werde er wiederkommen, und dann stürzte er sich wieder ins Meer und kehrte zurück. Für die Jungfrau war nun alle Ruhe verloren, sie konnte nicht mehr leben und nicht sterben, so heftig hatte sie das Wesen des schönen Bettlers entzündet, und da er am folgenden Tage wiederkam, versprach sie, ihm durch die Wellen zu folgen, wenn er harren wolle, bis ihre Mutter zu Bette sei. Der Bettler harrte, die Jungfrau traf einige Vorkehrungen und schwamm mit dem Bettler hin-

über. Kaum war sie in seiner Hütte und kaum hatte er ein prasselndes Feuer angezündet, als er auch gleich das Buch aufschlug und ihren Unterricht begehrte. Die unglückliche Jungfrau konnte noch kaum von ihrem ganzen Beginnen, von ihrer Leidenschaft, von ihrem Verbrechen an ihrer Mutter zu Sinnen kommen, als sie ihn schon unterrichten mußte. Er lernte mit unendlichem Fleiß, und sie lehrte ihn die Buchstaben kennen, dann mußte sie ihm noch eine Geschichte aus dem Buch lesen, er dankte ihr, gab ihr etwas zu essen und führte sie wieder hinab an das Ufer und führte sie durch die Wellen zurück. Da versprach sie ihm, daß er sie so oft holen könne, als er eine Flamme an der Gegend des Ufers gewahr werde, wo sie heute gelandet wären. Aber ihre Liebe hatte sie nicht gewagt ihm zu gestehen. Am folgenden Morgen stand der Jüngling früh auf und beging den ersten Mord, er schnitzte einen Bogen und erschoß einen Seevogel, um eine Feder zum Schreiben zu haben. Mit dem Blute des Vogels begann er die Buchstaben, die er kannte, nachzumalen. Abends sah er, sobald es dunkel ward, die Flamme und holte seine Lehrerin, sie kam ihm schon in den Wellen entgegen, und da sie bemerkte, daß er still vor sich redete, fragte sie ihn, warum. Da sagte er ihr, daß man in diesen Gewässern nicht sein dürfe, ohne zu beten. Da sagte sie: ‚Ach, Lieber, wenn du nicht betetest, ich glaube, dann wärst du der Wassergeist selbst.‘ Sie lasen abermals, die Geschichten waren wunderbar süß und giftig, dem Bettler waren sie nicht gefährlich, denn er war lauter Nachsinnen, aber die Jungfrau lehrte ihr eignes Verderben. Bald kam sie allein geschwommen, wenn er ihr eine Lampe an einer hohen Stange am Ufer aufrichtete, und der Bettler konnte bereits lesen und schrieb nun auch seine eignen Gesänge in das Buch, auch malte er sich die Sternbilder anders und nach seiner Weise.

Die Liebe der unglücklichen Jungfrau zu dem schönen Bettler stieg mit jedem Tage, daß sie ihn wiedersah, aber sie wagte es ihm nie zu sagen, so fern schien es ihm zu sein, ihr Unglück zu vermuten. Da sie nun einst zu ihm kam und ihn nicht in der Hütte fand, schrieb sie das Geständnis ihrer Liebe in das Buch und zwar in Form einer Weissagung, daß eine Jungfrau von hohem Stande mit Lebensgefahr ihn lieben und dieser Liebe sterben werde, wenn er sich ihrer nicht erbarmte, und nun kehrte sie allein zurück. Aus Schüchternheit hatte sie diese Worte an eine Stelle geschrieben, wo er sie nicht gleich bemerkte. Den folgenden Tag steckte er seine Lampe aus, die Sirene aber machte einen Nebel um die Insel, und die Jungfrau konnte

das Licht nicht sehen und war sehr traurig, nicht gerufen zu sein. Als sie nun den folgenden Tag auch nicht kam, schwamm er hinüber, aber an dem Ufer fand er viele Menschen beschäftigt im Wasser zu suchen, und da er fragte, hörte er den Jammer der Menschen, daß die Jungfrau des Schlosses vermißt werde und man fürchte, daß sie ertrunken sei. Wie ein Pfeil kehrte er zu den Klippen zurück, er suchte rings am Strande und fand sie zu den Füßen der Steinernen Trauer mit gefalteten Händen tot von der Flut ausgeworfen. Er trug sie in die Felsenkammer, er ergriff alle Mittel, sie zu beleben, endlich fiel ihm ein, daß in seinem Buche mancherlei Arzneien stünden, er eilte nach Haus und suchte und fand das Geständnis ihrer Liebe, er nahm das Buch und eilte wieder zu ihr in die Höhle, und als er ihre Hand auf die Stelle gelegt hatte, flassen als Beteuerung einige Perlentränen aus ihren Augen. Eine unendliche Trauer ergriff ihn, da hörte er im Bittern Brunnen singen:

Eile! Eile hin nach Tule,
Suche auf des Meeres Grund
Jenen Becher! Deine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Er eilte nun hin an den Strudel, er war auf dem Punkte, sich hinabzustürzen, als sich ihm der Geist zeigte: ‚Willst du mir mein Buch noch nicht wiedergeben?‘ sprach er hohnlächelnd. ‚O hätte ich es nie aus deinen Händen genommen!‘ erwiderte der Fischer. ‚Gib mir den Becher, daß ich die Jungfrau wieder zum Leben bringe.‘ ‚Ja‘, sagte der Geist, ‚wenn du mit ihr zu mir herabkommen willst, so will ich dich als meinen Sohn aufnehmen, beuge dich nieder, daß ich dir den Becher gebe.‘ Der Jüngling beugte sich nieder, und der Geist schlug ihm mit dem Becher so heftig an die Stirne, daß sein Blut niedertroff. Er taumelte zurück, und da er zu dem Leichnam seiner Geliebten kam, nahm er ihn auf seinen Schoß und weinte, weinte nieder, und auf seiner Geliebten lag das Buch aufgeschlagen, wo sie hingeschrieben hatte, daß sie ihn liebte, und wie er so auf das Buch weinte, sah er Zeilen zwischen den andern erscheinen. Da stand sein ganzes Geschick geschrieben und daß der Geist ein falsches Licht im Meere gemacht habe, nach dem die Jungfrau geschwommen und ertrunken, da weinte er immer mehr und ritzte sich die Adern und schrieb ein kurzes Lied von seinem Untergang, warnte vor dem Geist und weinte immer, immer in unendlicher Trauer, bis er in der Herzkammer der Steinernen Trauer sich und seine

Geliebte also in Tränen verhärtet hatte, wie du gesehen. So ist die Geschichte des schönen Bettlers und — meiner Tochter. Da ich aus dem heiligen Lande zurückkam in Gestalt eines Pilgers, fand ich mein Weib tot. Sie war aus Kummer über meine Tochter gestorben, das Schloß war in den Händen meiner Verwandten, so gab ich mich auch nicht zu erkennen und begab mich nach dieser Insel, um hier meine Tage zu beschließen. Erst nachdem ich lange hier gewohnt, entdeckte ich die beiden Unglücklichen und das Buch, über welches sich seine Tränen also verbreitet haben, wie du an den schimmernden Stellen siehst."

Da ward der alte Schiffer gar still, die Jungfrau aber begann den Rosenkranz, den sie vollendet hatte, laut und von Herzensgrund zu beten, und er antwortete ihrem Gebet.

So lebten sie eine lange Zeit miteinander, und täglich ging das Jungfräulein an den Bittern Brunnen und sah ihre Schwestern und betete und weinte so lange, bis sie einen großen Schatz von Perlen hatte, den gab sie dem alten Schiffer und bat ihn, ein Kloster darum auf den Felsen bauen zu lassen. Das tat der Schiffer, und da das Kloster fertig war zu Ehren der büßenden Magdalena auf dem einen Felsen, ward die Jungfrau Äbtissin darin, auf dem andern erbaute der Fischer ein Mönchskloster zu Ehren der Schmerzhaften Maria, und so lag der Strudel des Perlengeistes zwischen diesen beiden christlichen Kastellen, und alle Frauen und Männer dieser Klöster sind Gerettete aus dem Strudel der Welt und leben noch fromm, da ihre Stifter längst im Rufe der Heiligkeit zu Gott gegangen sind. Da sie aber starben, befahlen sie, daß man ihre Leichname in die Herzkammer der Steinernen Trauer tragen und, nachdem sie dort einige Tage gestanden, sie beerdigen solle. Unter großer Trauer trugen die Mönche den alten Fischer und die Nonnen die Jungfrau in die Grotte und knieten davor nieder mit Beten und Singen bis zur Nacht, da nur ein einziger zurückblieb am Eingang zu wachen. Um die zwölfte Stunde aber hörte dieser ein wunderbar Geräusch und sah die Grotte menschenerfüllt, er sah die zwei törichten Jungfräulein aus dem Brunnen steigen und bei dem Leichnam ihrer Schwester niederknien. Die Geliebte des schönen Bettlers stand auf und kniete vor ihrem Vater nieder, auch der schöne Bettler erhob sich und schlug dreimal in sein Saitenspiel, da stiegen aus dem Brunnen Raimund von Poicktiers und der Stauffenberger, sie trugen den König von Tule auf ihren Schultern, der einen langen silbernen

Bart hatte, dann folgte ein Fischer und unzählige andere, wie sie in dem Buche abgebildet zu sehen sind. Sie versammelten sich alle und redeten kein Wort und bewegten sich wenig, nur der Bettler schlug heftige Schläge in die Saiten, da rührte es sich heftig in den Felsenadern der Steinernen Trauer, sie wollte sich aufrichten, das Gewölb zerbrach, der Bettler zog voran, die Geister ergriffen die Leichname der Verstorbenen, und so zogen sie durch die Öffnung des Felsen hinaus um die Insel herum und dann fort über die Wellen hin, wo sich eine Wolke in der Gestalt eines Schiffes niedergelassen hatte, das sie bestiegen, und verschwanden. Indes war ein Stern senkrecht über den Bittern Brunnen gekommen und schien durch die Öffnung grade hinunter, er brannte wie eine Fackel und fiel in den Brunnen hinunter, und sein Nam ist Wermut. Da ward der Brunnen und das Meer also bitter, daß der Geist mit Wehklagen aus diesen Gegenden entfloh.

Heinrich von Kleist

Das Erdbeben in Chili

In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblicke der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken. Don Henrico Asteron, einer der reichsten Edelleute der Stadt, hatte ihn ohngefähr ein Jahr zuvor aus seinem Hause, wo er als Lehrer angestellt war, entfernt, weil er sich mit Donna Josephe, seiner einzigen Tochter, in einem zärtlichen Einverständnis befunden hatte. Eine geheime Bestellung, die dem alten Don, nachdem er die Tochter nachdrücklich gewarnt hatte, durch die hämische Aufmerksamkeit seines stolzen Sohnes verraten worden war, entrüstete ihn dergestalt, daß er sie in dem Karmeliter-Kloster Unsrer Lieben Frauen vom Berge daselbst unterbrachte. Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewußt, und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatze seines vollen Glückes gemacht. Es war am Fronleichnamsfeste, und die feierliche Prozession der Nonnen, welchen die Novizen folgten, nahm eben ihren Anfang, als die unglückliche Josephe, bei dem Anklange der Glocken, in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niedersank. Dieser Vorfall machte außerordentliches Aufsehn; man brachte die junge Sünderin, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, sogleich in ein Gefängnis, und kaum war sie aus den Wochen erstanden, als ihr schon, auf Befehl des Erzbischofs, der geschärfteste Prozeß gemacht ward. Man sprach in der Stadt mit einer so großen Erbitterung von diesem Skandal, und die Zungen fielen so scharf über das ganze Kloster her, in welchem er sich zugetragen hatte, daß weder die Fürbitte der Familie Asteron, noch auch

sogar der Wunsch der Äbtissin selbst, welche das junge Mädchen wegen ihres sonst untadelhaften Betragens liebgewonnen hatte, die Strenge, mit welcher das klösterliche Gesetz sie bedrohte, mildern konnte. Alles, was geschehen konnte, war, daß der Feuertod, zu dem sie verurteilt wurde, zur großen Entrüstung der Matronen und Jungfrauen von St. Jago, durch einen Machtspruch des Vizekönigs, in eine Enthauptung verwandelt ward. Man vermietete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen. Jeronimo, der inzwischen auch in ein Gefängnis gesetzt worden war, wollte die Besinnung verlieren, als er diese ungeheure Wendung der Dinge erfuhr. Vergebens sann er auf Rettung: überall, wohin ihn auch der Fittich der vermessensten Gedanken trug, stieß er auf Riegel und Mauern, und ein Versuch, die Gitterfenster zu durchfeilen, zog ihm, da er entdeckt ward, eine nur noch engere Einsperrung zu. Er warf sich vor dem Bildnisse der heiligen Mutter Gottes nieder, und betete mit unendlicher Inbrunst zu ihr, als der einzigen, von der ihm jetzt noch Rettung kommen könnte. Doch der gefürchtete Tag erschien, und mit ihm in seiner Brust die Überzeugung von der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Die Glocken, welche Josephen zum Richtplatz begleiteten, ertönten, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben schien ihm verhaßt, und er beschloß, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben. Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler, und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an eine Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefugt war; als plötzlich der größte Teil der Stadt, mit einem Gekrache, als ob das Firmament einstürzte, versank, und alles, was Leben atmete, unter seinen Trümmern begrub. Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen; und gleich, als ob sein ganzes Bewußtsein zerschmettert worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich, nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begegnende, Fall des gegenüber stehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige Wölbung, die gänzliche Zubodenstreckung desselben. Zitternd, mit sträubenden Haaren, und Knien, die unter ihm

brechen wollten, glitt Jeronimo, über den schiefgesenkten Fußboden hinweg, der Öffnung zu, die der Zusammenschlag beider Häuser in die vordere Wand des Gefängnisses eingerissen hatte. Kaum befand er sich im Freien, als die ganze, schon erschütterte Straße auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zusammenfiel. Besinnungslos, wie er sich aus diesem allgemeinen Verderben retten würde, eilte er, über Schutt und Gebälk hinweg, indessen der Tod von allen Seiten Angriffe auf ihn machte, nach einem der nächsten Tore der Stadt. Hier stürzte noch ein Haus zusammen, und jagte ihn, die Trümmer weit umherschleudernd, in eine Nebenstraße; hier leckte die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln, und trieb ihn schreckenvoll in eine andere; hier wälzte sich, aus seinem Gestade gehoben, der Mapochofluß an ihn heran, und riß ihn brüllend in eine dritte. Hier lag ein Haufen Erschlagener, hier ächzte noch eine Stimme unter dem Schutte, hier schrien Leute von brennenden Dächern herab, hier kämpften Menschen und Tiere mit den Wellen, hier war ein mutiger Retter bemüht, zu helfen; hier stand ein anderer, bleich wie der Tod, und streckte sprachlos zitternde Hände zum Himmel. Als Jeronimo das Tor erreicht, und einen Hügel jenseits desselben bestiegen hatte, sank er ohnmächtig auf demselben nieder. Er mochte wohl eine Viertelstunde in der tiefsten Bewußtlosigkeit gelegen haben, als er endlich wieder erwachte, und sich, mit nach der Stadt gekehrtem Rücken, halb auf dem Erdboden erhob. Er befühlte sich Stirn und Brust, unwissend, was er aus seinem Zustande machen sollte, und ein unsägliches Wonnegefühl ergriff ihn, als ein Westwind, vom Meere her, sein wiederkehrendes Leben anwehte, und sein Auge sich nach allen Richtungen über die blühende Gegend von St. Jago hinwandte. Nur die verstörten Menschenhaufen, die sich überall blicken ließen, beklemmten sein Herz; er begriff nicht, was ihn und sie hierhergeführt haben konnte, und erst, da er sich umkehrte, und die Stadt hinter sich versunken sah, erinnerte er sich des schrecklichen Augenblicks, den er erlebt hatte. Er senkte sich so tief, daß seine Stirn den Boden berührte, Gott für seine wunderbare Errettung zu danken; und gleich, als ob der eine entsetzliche Eindruck, der sich seinem Gemüt eingeprägt hatte, alle früheren daraus verdrängt hätte, weinte er vor Lust, daß er sich des lieblichen Lebens, voll bunter Erscheinungen, noch erfreue. Drauf, als er eines Ringes an seiner Hand gewahrte, erinnerte er sich plötzlich auch Josephens; und mit ihr seines Gefängnisses, der Glocken, die er dort gehört hatte, und des

Augenblicks, der dem Einsturz desselben vorangegangen war. Tiefe Schwermut erfüllte wieder seine Brust; sein Gebet fing ihn zu reuen an, und fürchterlich schien ihm das Wesen, das über den Wolken waltet. Er mischte sich unter das Volk, das überall, mit Rettung des Eigentums beschäftigt, aus den Toren stürzte, und wagte schüchtern nach der Tochter Asterons, und ob die Hinrichtung an ihr vollzogen worden sei, zu fragen; doch niemand war, der ihm umständliche Auskunft gab. Eine Frau, die auf einem fast zur Erde gedrückten Nacken eine ungeheure Last von Gerätschaften und zwei Kinder, an der Brust hängend, trug, sagte im Vorbeigehen, als ob sie es selbst angesehen hätte: daß sie enthauptet worden sei. Jeronimo kehrte sich um; und da er, wenn er die Zeit berechnete, selbst an ihrer Vollendung nicht zweifeln konnte, so setzte er sich in einem einsamen Walde nieder, und überließ sich seinem vollen Schmerz. Er wünschte, daß die zerstörende Gewalt der Natur von neuem über ihn hereinbrechen möchte. Er begriff nicht, warum er dem Tode, den seine jammervolle Seele suchte, in jenen Augenblicken, da er ihm freiwillig von allen Seiten rettend erschien, entflohen sei. Er nahm sich fest vor, nicht zu wanken, wenn auch jetzt die Eichen entwurzelt werden, und ihre Wipfel über ihn zusammenstürzen sollten. Darauf nun, da er sich ausgeweint hatte, und ihm, mitten unter den heißesten Tränen, die Hoffnung wieder erschienen war, stand er auf, und durchstreifte nach allen Richtungen das Feld. Jeden Berggipfel, auf dem sich die Menschen versammelt hatten, besuchte er; auf allen Wegen, wo sich der Strom der Flucht noch bewegte, begegnete er ihnen; wo nur irgendein weibliches Gewand im Winde flatterte, da trug ihn sein zitternder Fuß hin: doch keines deckte die geliebte Tochter Asterons. Die Sonne neigte sich, und mit ihr seine Hoffnung, schon wieder zum Untergange, als er den Rand eines Felsens betrat, und sich ihm die Aussicht in ein weites, nur von wenig Menschen besuchtes Tal eröffnete. Er durchlief, unschlüssig, was er tun sollte, die einzelnen Gruppen derselben, und wollte sich schon wieder wenden, als er plötzlich an einer Quelle, die die Schlucht bewässerte, ein junges Weib erblickte, beschäftigt, ein Kind in ihren Fluten zu reinigen. Und das Herz hüpfte ihm bei diesem Anblick: er sprang voll Ahndung über die Gesteine herab, und rief: „O Mutter Gottes, du Heilige!" und erkannte Josephen, als sie sich bei dem Geräusche schüchtern umsah. Mit welcher Seligkeit umarmten sie sich, die Unglücklichen, die ein Wunder des Himmels gerettet hatte! Josephe war, auf ihrem Gang zum Tode, dem

Richtplatze schon ganz nahe gewesen, als durch den krachenden Einsturz der Gebäude plötzlich der ganze Hinrichtungszug auseinandergesprengt ward. Ihre ersten entsetzenvollen Schritte trugen sie hierauf dem nächsten Tore zu; doch die Besinnung kehrte ihr bald wieder, und sie wandte sich, um nach dem Kloster zu eilen, wo ihr kleiner, hülfloser Knabe zurückgeblieben war. Sie fand das ganze Kloster schon in Flammen, und die Äbtissin, die ihr in jenen Augenblicken, die ihre letzten sein sollten, Sorge für den Säugling angelobt hatte, schrie eben, vor den Pforten stehend, nach Hilfe, um ihn zu retten. Josephe stürzte sich, unerschrocken durch den Dampf, der ihr entgegenqualmte, in das von allen Seiten schon zusammenfallende Gebäude, und gleich, als ob alle Engel des Himmels sie umschirmten, trat sie mit ihm unbeschädigt wieder aus dem Portal hervor. Sie wollte der Äbtissin, welche die Hände über ihr Haupt zusammenschlug, eben in die Arme sinken, als diese, mit fast allen ihren Klosterfrauen, von einem herabfallenden Giebel des Hauses, auf eine schmähliche Art erschlagen ward. Josephe bebte bei diesem entsetzlichen Anblicke zurück; sie drückte der Äbtissin flüchtig die Augen zu, und floh, ganz von Schrecken erfüllt, den teuern Knaben, den ihr der Himmel wieder geschenkt hatte, dem Verderben zu entreißen. Sie hatte noch wenig Schritte getan, als ihr auch schon die Leiche des Erzbischofs begegnete, die man soeben zerschmettert aus dem Schutt der Kathedrale hervorgezogen hatte. Der Palast des Vizekönigs war versunken, der Gerichtshof, in welchem ihr das Urteil gesprochen worden war, stand in Flammen, und an die Stelle, wo sich ihr väterliches Haus befunden hatte, war ein See getreten, und kochte rötliche Dämpfe aus. Josephe raffte alle ihre Kräfte zusammen, sich zu halten. Sie schritt, den Jammer von ihrer Brust entfernend, mutig mit ihrer Beute von Straße zu Straße, und war schon dem Tore nah, als sie auch das Gefängnis, in welchem Jeronimo geseufzt hatte, in Trümmern sah. Bei diesem Anblicke wankte sie, und wollte besinnungslos an einer Ecke niedersinken; doch in demselben Augenblick jagte sie der Sturz eines Gebäudes hinter ihr, das die Erschütterungen schon ganz aufgelöst hatten, durch das Entsetzen gestärkt, wieder auf; sie küßte das Kind, drückte sich die Tränen aus den Augen, und erreichte, nicht mehr auf die Greuel, die sie umringten, achtend, das Tor. Als sie sich im Freien sahe, schloß sie bald, daß nicht jeder, der ein zertrümmertes Gebäude bewohnt hatte, unter ihm notwendig müsse zerschmettert worden sein. An dem nächsten Scheidewege stand sie still, und

harrte, ob nicht einer, der ihr, nach dem kleinen Philipp, der liebste auf der Welt war, noch erscheinen würde. Sie ging, weil niemand kam, und das Gewühl der Menschen anwuchs, weiter, und kehrte sich wieder um, und harrte wieder; und schlich, viel Tränen vergießend, in ein dunkles, von Pinien beschattetes Tal, um seiner Seele, die sie entflohen glaubte, nachzubeten; und fand ihn hier, diesen Geliebten, im Tale, und Seligkeit, als ob es das Tal von Eden gewesen wäre. Dies alles erzählte sie jetzt voll Rührung dem Jeronimo, und reichte ihm, da sie vollendet hatte, den Knaben zum Küssen dar. — Jeronimo nahm ihn, und hätschelte ihn in unsäglicher Vaterfreude, und verschloß ihm, da er das fremde Antlitz anweinte, mit Liebkosungen ohne Ende den Mund. Indessen war die schönste Nacht herabgestiegen, voll wundermilden Duftes, so silberglänzend und still, wie nur ein Dichter davon träumen mag. Überall, längs der Talquelle, hatten sich, im Schimmer des Mondscheins, Menschen niedergelassen, und bereiteten sich sanfte Lager von Moos und Laub, um von einem so qualvollen Tage auszuruhen. Und weil die Armen immer noch jammerten; dieser, daß er sein Haus, jener, daß er Weib und Kind, und der dritte, daß er alles verloren habe: so schlichen Jeronimo und Josephe in ein dichteres Gebüsch, um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben. Sie fanden einen prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr wollüstiges Lied. Hier ließ sich Jeronimo am Stamme nieder, und Josephe in seinem, Philipp in Josephens Schoß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten. Der Baumschatten zog, mit seinen verstreuten Lichtern, über sie hinweg, und der Mond erblaßte schon wieder vor der Morgenröte, ehe sie einschliefen. Denn Unendliches hatten sie zu schwatzen, vom Klostergarten, und den Gefängnissen, und was sie umeinander gelitten hätten; und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wieviel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden! Sie beschlossen, sobald die Erderschütterungen aufgehört haben würden, nach La Conception zu gehen, wo Josephe eine vertraute Freundin hatte, sich mit einem kleinen Vorschuß, den sie von ihr zu erhalten hoffte, von dort nach Spanien einzuschiffen, wo Jeronimos mütterliche Verwandten wohnten, und daselbst ihr glückliches Leben zu beschließen. Hierauf, unter vielen Küssen, schliefen sie ein.

Als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und sie be-

merkten, in ihrer Nähe, mehrere Familien, beschäftigt, sich am Feuer ein kleines Morgenbrot zu bereiten. Jeronimo dachte eben auch, wie er Nahrung für die Seinigen herbeischaffen sollte, als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kinde auf dem Arm, zu Josephen trat, und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Wurme, dessen Mutter dort unter den Bäumen beschädigt liege, nicht auf kurze Zeit ihre Brust reichen wolle? Josephe war ein wenig verwirrt, als sie in ihm einen Bekannten erblickte; doch da er, indem er ihre Verwirrung falsch deutete, fortfuhr: „es ist nur auf wenige Augenblicke, Donna Josephe, und dieses Kind hat, seit jener Stunde, die uns alle unglücklich gemacht hat, nichts genossen"; so sagte sie: „ich schwieg — aus einem andern Grunde, Don Fernando; in diesen schrecklichen Zeiten weigert sich niemand, von dem, was er besitzen mag, mitzuteilen"; und nahm den kleinen Fremdling, indem sie ihr eigenes Kind dem Vater gab, und legte ihn an ihre Brust. Don Fernando war sehr dankbar für diese Güte, und fragte: ob sie sich nicht mit ihm zu jener Gesellschaft verfügen wollten, wo eben jetzt beim Feuer ein kleines Frühstück bereitet werde? Josephe antwortete, daß sie dies Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde, und folgte ihm, da auch Jeronimo nichts einzuwenden hatte, zu seiner Familie, wo sie auf das innigste und zärtlichste von Don Fernandos beiden Schwägerinnen, die sie als sehr würdige junge Damen kannte, empfangen ward. Donna Elvire, Don Fernandos Gemahlin, welche schwer an den Füßen verwundet auf der Erde lag, zog Josephen, da sie ihren abgehärmten Knaben an der Brust derselben sah, mit vieler Freundlichkeit zu sich nieder. Auch Don Pedro, sein Schwiegervater, der an der Schulter verwundet war, nickte ihr liebreich mit dem Haupte zu. — In Jeronimos und Josephens Brust regten sich Gedanken von seltsamer Art. Wenn sie sich mit so vieler Vertraulichkeit und Güte behandelt sahen, so wußten sie nicht, was sie von der Vergangenheit denken sollten, vom Richtplatze, von dem Gefängnisse, und der Glocke; und ob sie bloß davon geträumt hätten? Es war, als ob die Gemüter, seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Sie konnten in der Erinnerung gar nicht weiter, als bis auf ihn, zurückgehen. Nur Donna Elisabeth, welche bei einer Freundin, auf das Schauspiel des gestrigen Morgens, eingeladen worden war, die Einladung aber nicht angenommen hatte, ruhte zuweilen mit träumerischem Blicke auf Josephen; doch der Bericht, der über irgendein neues gräßliches Unglück erstattet

ward, riß ihre, der Gegenwart kaum entflohene Seele schon wieder in dieselbe zurück. Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien; wie die Mönche darin, mit dem Kruzifix in der Hand, umhergelaufen wären, und geschrien hätten: das Ende der Welt sei da! wie man einer Wache, die auf Befehl des Vizekönigs verlangte, eine Kirche zu räumen, geantwortet hätte: es gäbe keinen Vizekönig von Chili mehr! wie der Vizekönig in den schrecklichsten Augenblicken hätte müssen Galgen aufrichten lassen, um der Dieberei Einhalt zu tun; und wie ein Unschuldiger, der sich von hinten durch ein brennendes Haus gerettet, von dem Besitzer aus Übereilung ergriffen, und sogleich auch aufgeknüpft worden wäre. Donna Elvire, bei deren Verletzungen Josephe viel beschäftigt war, hatte in einem Augenblick, da gerade die Erzählungen sich am lebhaftesten kreuzten, Gelegenheit genommen, sie zu fragen: wie es denn ihr an diesem fürchterlichen Tag ergangen sei? Und da Josephe ihr, mit beklemmtem Herzen, einige Hauptzüge davon angab, so ward ihr die Wollust, Tränen in die Augen dieser Dame treten zu sehen; Donna Elvire ergriff ihre Hand, und drückte sie, und winkte ihr, zu schweigen. Josephe dünkte sich unter den Seligen. Ein Gefühl, das sie nicht unterdrücken konnte, nannte den verfloßnen Tag, so viel Elend er auch über die Welt gebracht hatte, eine Wohltat, wie der Himmel noch keine über sie verhängt hatte. Und in der Tat schien, mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in welchen alle irdischen Güter der Menschen zugrunde gingen, und die ganze Natur verschüttet zu werden drohte, der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn. Auf den Feldern, soweit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hilfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mitteilen, als ob das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. Statt der nichtssagenden Unterhaltungen, zu welchen sonst die Welt an den Teetischen den Stoff hergegeben hatte, erzählte man jetzt Beispiele von ungeheuern Taten: Menschen, die man sonst in der Gesellschaft wenig geachtet hatte, hatten Römergröße gezeigt; Beispiele zu Haufen von Unerschrockenheit, von freudiger Verachtung der Gefahr, von Selbstverleugnung und der göttlichen Aufopferung, von un-

gesäumter Wegwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gute gleich, auf dem nächsten Schritte schon wiedergefunden würde. Ja, da nicht einer war, für den nicht an diesem Tage etwas Rührendes geschehen wäre, oder der nicht selbst etwas Großmütiges getan hätte, so war der Schmerz in jeder Menschenbrust mit so viel süßer Lust vermischt, daß sich, wie sie meinte, gar nicht angeben ließ, ob die Summe des allgemeinen Wohlseins nicht von der einen Seite um ebensoviel gewachsen war, als sie von der anderen abgenommen hatte. Jeronimo nahm Josephen, nachdem sich beide in diesen Betrachtungen stillschweigend erschöpft hatten, beim Arm, und führte sie mit unaussprechlicher Heiterkeit unter den schattigen Lauben des Granatwaldes auf und nieder. Er sagte ihr, daß er, bei dieser Stimmung der Gemüter und dem Umsturz aller Verhältnisse, seinen Entschluß, sich nach Europa einzuschiffen, aufgebe; daß er vor dem Vizekönig, der sich seiner Sache immer günstig gezeigt, falls er noch am Leben sei, einen Fußfall wagen würde; und daß er Hoffnung habe (wobei er ihr einen Kuß aufdrückte), mit ihr in Chili zurückzubleiben. Josephe antwortete, daß ähnliche Gedanken in ihr aufgestiegen wären; daß auch sie nicht mehr, falls ihr Vater nur noch am Leben sei, ihn zu versöhnen zweifle; daß sie aber statt des Fußfalles lieber nach La Conception zu gehen, und von dort aus schriftlich das Versöhnungsgeschäft mit dem Vizekönig zu betreiben rate, wo man auf jeden Fall in der Nähe des Hafens wäre, und für den besten, wenn das Geschäft die erwünschte Wendung nähme, ja leicht wieder nach St. Jago zurückkehren könnte. Nach einer kurzen Überlegung gab Jeronimo der Klugheit dieser Maßregel seinen Beifall, führte sie noch ein wenig, die heitern Momente der Zukunft überfliegend, in den Gängen umher, und kehrte mit ihr zur Gesellschaft zurück.

Inzwischen war der Nachmittag herangekommen, und die Gemüter der herumschwärmenden Flüchtlinge hatten sich, da die Erdstöße nachließen, nur kaum wieder ein wenig beruhigt, als sich schon die Nachricht verbreitete, daß in der Dominikanerkirche, der einzigen, welche das Erdbeben verschont hatte, eine feierliche Messe von dem Prälaten des Klosters selbst gelesen werden würde, den Himmel um Verhütung ferneren Unglücks anzuflehen. Das Volk brach schon aus allen Gegenden auf, und eilte in Strömen zur Stadt. In Don Fernandos Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen, ob man nicht auch an dieser Feierlichkeit teilnehmen, und sich dem allgemeinen Zuge anschließen solle? Donna Elisabeth erinnerte, mit einiger Beklem-

mung, was für ein Unheil gestern in der Kirche vorgefallen sei; daß solche Dankfeste ja wiederholt werden würden, und daß man sich der Empfindung alsdann, weil die Gefahr schon mehr vorüber wäre, mit desto größerer Heiterkeit und Ruhe überlassen könnte. Josephe äußerte, indem sie mit einiger Begeisterung sogleich aufstand, daß sie den Drang, ihr Antlitz vor dem Schöpfer in den Staub zu legen, niemals lebhafter empfunden habe, als eben jetzt, wo er seine unbegreifliche und erhabene Macht so entwickle. Donna Elvire erklärte sich mit Lebhaftigkeit für Josephens Meinung. Sie bestand darauf, daß man die Messe hören sollte, und rief Don Fernando auf, die Gesellschaft zu führen, worauf sich alles, Donna Elisabeth auch, von den Sitzen erhob. Da man jedoch letztere mit heftig arbeitender Brust, die kleinen Anstalten zum Aufbruche zaudernd betreiben sah, und sie, auf die Frage: was ihr fehle? antwortete: sie wisse nicht, welch eine unglückliche Ahndung in ihr sei! so beruhigte sie Donna Elvire, und forderte sie auf, bei ihr und ihrem kranken Vater zurückzubleiben. Josephe sagte: „so werden Sie mir wohl, Donna Elisabeth, diesen kleinen Liebling abnehmen, der sich schon wieder, wie Sie sehen, bei mir eingefunden hat." „Sehr gern", antwortete Donna Elisabeth, und machte Anstalten, ihn zu ergreifen; doch da dieser über das Unrecht, das ihm geschah, kläglich schrie, und auf keine Art darein willigte, so sagte Josephe lächelnd, daß sie ihn nur behalten wolle, und küßte ihn wieder still. Hierauf bot Don Fernando, dem die ganze Würdigkeit und Anmut ihres Betragens sehr gefiel, ihr den Arm; Jeronimo, welcher den kleinen Philipp trug, führte Donna Constanzen; die übrigen Mitglieder, die sich bei der Gesellschaft eingefunden hatten, folgten; und in dieser Ordnung ging der Zug nach der Stadt. Sie waren kaum funfzig Schritte gegangen, als man Donna Elisabeth, welche inzwischen heftig und heimlich mit Donna Elvire gesprochen hatte: „Don Fernando!" rufen hörte, und dem Zuge mit unruhigen Tritten nacheilen sah. Don Fernando hielt, und kehrte sich um; harrte ihrer, ohne Josephen loszulassen, und fragte, da sie, gleich als ob sie auf sein Entgegenkommen wartete, in einiger Entfernung stehen blieb: was sie wolle? Donna Elisabeth näherte sich ihm hierauf, obschon, wie es schien, mit Widerwillen, und raunte ihm, doch so, daß Josephe es nicht hören konnte, einige Worte ins Ohr. „Nun?" fragte Don Fernando: „und das Unglück, das daraus entstehen kann?" Donna Elisabeth fuhr fort, ihm mit verstörtem Gesicht ins Ohr zu zischeln. Don Fernando stieg eine Röte des Unwillens ins Gesicht;

er antwortete: es wäre gut! Donna Elvire möchte sich beruhigen; und führte seine Dame weiter. — Als sie in der Kirche der Dominikaner ankamen, ließ sich die Orgel schon mit musikalischer Pracht hören, und eine unermeßliche Menschenmenge wogte darin. Das Gedränge erstreckte sich bis weit vor den Portalen auf den Vorplatz der Kirche hinaus, und an den Wänden hoch, in den Rahmen der Gemälde, hingen Knaben, und hielten mit erwartungsvollen Blicken ihre Mützen in der Hand. Von allen Kronleuchtern strahlte es herab, die Pfeiler warfen, bei der einbrechenden Dämmerung, geheimnisvolle Schatten, die große von gefärbtem Glas gearbeitete Rose in der Kirche äußerstem Hintergrunde glühte, wie die Abendsonne selbst, die sie erleuchtete, und Stille herrschte, da die Orgel jetzt schwieg, in der ganzen Versammlung, als hätte keiner einen Laut in der Brust. Niemals schlug aus einem christlichen Dom eine solche Flamme der Inbrunst gen Himmel, wie heute aus dem Dominikanerdom zu St. Jago; und keine menschliche Brust gab wärmere Glut dazu her, als Jeronimos und Josephens! Die Feierlichkeit fing mit einer Predigt an, die der ältesten Chorherren einer, mit dem Festschmuck angetan, von der Kanzel hielt. Er begann gleich mit Lob, Preis und Dank, seine zitternden, vom Chorhemde weit umflossenen Hände hoch gen Himmel erhebend, daß noch Menschen seien, auf diesem, in Trümmer zerfallenden Teile der Welt, fähig, zu Gott emporzustammeln. Er schilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war; das Weltgericht kann nicht entsetzlicher sein; und als er das gestrige Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß, den der Dom erhalten hatte, hinzeigend, einen bloßen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Versammlung. Hierauf kam er, im Flusse priesterlicher Beredsamkeit, auf das Sittenverderbnis der Stadt; Greuel, wie Sodom und Gomorra sie nicht sahen, straft' er an ihr; und nur der unendlichen Langmut Gottes schrieb er es zu, daß sie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Aber wie dem Dolche gleich fuhr es durch die von dieser Predigt schon ganz zerrissenen Herzen unserer beiden Unglücklichen, als der Chorherr bei dieser Gelegenheit umständlich des Frevels erwähnte, der in dem Klostergarten der Karmeliterinnen verübt worden war; die Schonung, die er bei der Welt gefunden hatte, gottlos nannte, und, in einer von Verwünschungen erfüllten Seitenwendung, die Seelen der Täter, wörtlich genannt, allen Fürsten der Hölle übergab! Donna Constanze rief, indem sie an Jeronimos Armen zuckte: „Don Fernando!" Doch

dieser antwortete so nachdrücklich und doch so heimlich, wie sich beides verbinden ließ: „Sie schweigen, Donna, Sie rühren auch den Augapfel nicht, und tun, als ob Sie in eine Ohnmacht versänken; worauf wir die Kirche verlassen." Doch, ehe Donna Constanze diese sinnreich zur Rettung erfundene Maßregel noch ausgeführt hatte, rief schon eine Stimme, des Chorherrn Predigt laut unterbrechend, aus: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von St. Jago, hier stehen die gottlosen Menschen!" Und als eine andere Stimme schreckenvoll, indessen sich ein weiter Kreis des Entsetzens um sie bildete, fragte: „wo?" „hier!" versetzte ein Dritter, und zog, heiliger Ruchlosigkeit voll, Josephen bei den Haaren nieder, daß sie mit Don Fernandos Sohne zu Boden getaumelt wäre, wenn dieser sie nicht gehalten hätte. „Seid ihr wahnsinnig?" rief der Jüngling, und schlug den Arm um Josephen: „ich bin Don Fernando Ormez, Sohn des Kommendanten der Stadt, den ihr alle kennt." „Don Fernando Ormez?" rief, dicht vor ihn hingestellt, ein Schuhflicker, der für Josephen gearbeitet hatte, und diese wenigstens so genau kannte, als ihre kleinen Füße. „Wer ist der Vater zu diesem Kinde?" wandte er sich, mit frechem Trotz, zur Tochter Asterons. Don Fernando erblaßte bei dieser Frage. Er sah bald den Jeronimo schüchtern an, bald überflog er die Versammlung, ob nicht einer sei, der ihn kenne? Josephe rief, von entsetzlichen Verhältnissen gedrängt: „dies ist nicht mein Kind, Meister Pedrillo, wie Er glaubt"; indem sie, in unendlicher Angst der Seele, auf Don Fernando blickte: „dieser junge Herr ist Don Fernando Ormez, Sohn des Kommendanten der Stadt, den ihr alle kennt!" Der Schuster fragte: „wer von euch, ihr Bürger, kennt diesen jungen Mann?" Und mehrere der Umstehenden wiederholten: „wer kennt den Jeronimo Rugera? Der trete vor!" Nun traf es sich, daß in demselben Augenblicke der kleine Juan, durch den Tumult erschreckt, von Josephens Brust weg Don Fernando in die Arme strebte. Hierauf: „Er *ist* der Vater!" schrie eine Stimme; und: „er *ist* Jeronimo Rugera!" eine andere; und: „sie *sind* die gotteslästerlichen Menschen!" eine dritte; und: „steinigt sie! steinigt sie!" die ganze im Tempel Jesu versammelte Christenheit! Drauf jetzt Jeronimo: „Halt! Ihr Unmenschlichen! Wenn ihr den Jeronimo Rugera sucht: hier ist er! Befreit jenen Mann, welcher unschuldig ist!" — Der wütende Haufen, durch die Äußerung Jeronimos verwirrt, stutzte; mehrere Hände ließen Don Fernando los; und da in demselben Augenblick ein Marine-Offizier von bedeutendem Rang herbeieilte, und, indem er sich

durch den Tumult drängte, fragte: „Don Fernando Ormez! Was ist Euch widerfahren?" so antwortete dieser, nun völlig befreit, mit wahrer heldenmütiger Besonnenheit: „Ja, sehn Sie, Don Alonzo, die Mordknechte! Ich wäre verloren gewesen, wenn dieser würdige Mann sich nicht, die rasende Menge zu beruhigen, für Jeronimo Rugera ausgegeben hätte. Verhaften Sie ihn, wenn Sie die Güte haben wollen, nebst dieser jungen Dame, zu ihrer beiderseitigen Sicherheit; und diesen Nichtswürdigen", indem er Meister Pedrillo ergriff, „der den ganzen Aufruhr angezettelt hat!" Der Schuster rief: „Don Alonzo Onoreja, ich frage Euch auf Euer Gewissen, ist dieses Mädchen nicht Josephe Asteron?" Da nun Don Alonzo, welcher Josephen sehr genau kannte, mit der Antwort zauderte, und mehrere Stimmen, dadurch von neuem zur Wut entflammt, riefen: „sie ist's, sie ist's!" und: „bringt sie zum Tode!" so setzte Josephe den kleinen Philipp, den Jeronimo bisher getragen hatte, samt dem kleinen Juan, auf Don Fernandos Arm, und sprach: „gehn Sie, Don Fernando, retten Sie Ihre beiden Kinder, und überlassen Sie uns unserm Schicksale!" Don Fernando nahm die beiden Kinder und sagte: er wolle eher umkommen, als zugeben, daß seiner Gesellschaft etwas zuleide geschehe. Er bot Josephen, nachdem er sich den Degen des Marine-Offiziers ausgebeten hatte, den Arm, und forderte das hintere Paar auf, ihm zu folgen. Sie kamen auch wirklich, indem man ihnen, bei solchen Anstalten, mit hinlänglicher Ehrerbietigkeit Platz machte, aus der Kirche heraus, und glaubten sich gerettet. Doch kaum waren sie auf den von Menschen gleichfalls erfüllten Vorplatz derselben getreten, als eine Stimme aus dem rasenden Haufen, der sie verfolgt hatte, rief: „dies ist Jeronimo Rugera, ihr Bürger, denn ich bin sein eigner Vater!" und ihn an Donna Constanzens Seite mit einem ungeheuren Keulenschlage zu Boden streckte. „Jesus Maria!" rief Donna Constanze, und floh zu ihrem Schwager; doch: „Klostermetze!" erscholl es schon, mit einem zweiten Keulenschlage, von einer andern Seite, der sie leblos neben Jeronimo niederwarf. „Ungeheuer!" rief ein Unbekannter: „dies war Donna Constanze Xares!" „Warum belogen sie uns!" antwortete der Schuster; „sucht die rechte auf, und bringt sie um!" Don Fernando, als er Constanzens Leichnam erblickte, glühte vor Zorn; er zog und schwang das Schwert, und hieb, daß er ihn gespalten hätte, den fanatischen Mordknecht, der diese Greuel veranlaßte, wenn derselbe nicht, durch eine Wendung, dem wütenden Schlag entwichen wäre. Doch da er die Menge, die auf ihn

eindrang, nicht überwältigen konnte: „leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern!“ rief Josephe – und: „hier mordet mich, ihr blutdürstenden Tiger!“ und stürzte sich freiwillig unter sie, um dem Kampf ein Ende zu machen. Meister Pedrillo schlug sie mit der Keule nieder. Drauf, ganz mit ihrem Blute bespritzt: „schickt ihr den Bastard zur Hölle nach!“ rief er, und drang, mit noch ungesättigter Mordlust, von neuem vor. Don Fernando, dieser göttliche Held, stand jetzt, den Rücken an die Kirche gelehnt; in der Linken hielt er die Kinder, in der Rechten das Schwert. Mit jedem Hiebe wetterstrahlte er einen zu Boden; ein Löwe wehrt sich nicht besser. Sieben Bluthunde lagen tot vor ihm, der Fürst der satanischen Rotte selbst war verwundet. Doch Meister Pedrillo ruhte nicht eher, als bis er der Kinder eines bei den Beinen von seiner Brust gerissen, und, hochher im Kreise geschwungen, an eines Kirchenpfeilers Ecke zerschmettert hatte. Hierauf ward es still, und alles entfernte sich. Don Fernando, als er seinen kleinen Juan vor sich liegen sah, mit aus dem Hirne vorquellendem Mark, hob, voll namenlosen Schmerzes, seine Augen gen Himmel. Der Marine-Offizier fand sich wieder bei ihm ein, suchte ihn zu trösten, und versicherte ihn, daß seine Untätigkeit bei diesem Unglück, obschon durch mehrere Umstände gerechtfertigt, ihn reue; doch Don Fernando sagte, daß ihm nichts vorzuwerfen sei, und bat ihn nur, die Leichname jetzt fortschaffen zu helfen. Man trug sie alle, bei der Finsternis der einbrechenden Nacht, in Don Alonzos Wohnung, wohin Don Fernando ihnen, viel über das Antlitz des kleinen Philipp weinend, folgte. Er übernachtete auch bei Don Alonzo, und säumte lange, unter falschen Vorspiegelungen, seine Gemahlin von dem ganzen Umfang des Unglücks zu unterrichten; einmal, weil sie krank war, und dann, weil er auch nicht wußte, wie sie sein Verhalten bei dieser Begebenheit beurteilen würde; doch kurze Zeit nachher, durch einen Besuch zufällig von allem, was geschehen war, benachrichtigt, weinte diese treffliche Dame im stillen ihren mütterlichen Schmerz aus, und fiel ihm mit dem Rest einer erglänzenden Träne eines Morgens um den Hals und küßte ihn. Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

Die Marquise von O....

In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O...., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und daß sie, aus Familien-Rücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten. Die Dame, die einen so sonderbaren, den Spott der Welt reizenden Schritt, beim Drang unabänderlicher Umstände, mit solcher Sicherheit tat, war die Tochter des Herrn von G...., Kommendanten der Zitadelle bei M.... Sie hatte, vor ungefähr drei Jahren, ihren Gemahl, den Marquis von O...., dem sie auf das innigste und zärtlichste zugetan war, auf einer Reise verloren, die er, in Geschäften der Familie, nach Paris gemacht hatte. Auf Frau von G.... s, ihrer würdigen Mutter, Wunsch, hatte sie, nach seinem Tode, den Landsitz verlassen, den sie bisher bei V... bewohnt hatte, und war, mit ihren beiden Kindern, in das Kommendantenhaus, zu ihrem Vater, zurückgekehrt. Hier hatte sie die nächsten Jahre, mit Kunst, Lektüre, mit Erziehung, und ihrer Eltern Pflege beschäftigt, in der größten Eingezogenheit zugebracht: bis der .... Krieg plötzlich die Gegend umher mit den Truppen fast aller Mächte und auch mit russischen erfüllte. Der Obrist von G...., welcher den Platz zu verteidigen Ordre hatte, forderte seine Gemahlin und seine Tochter auf, sich auf das Landgut, entweder der letzteren, oder seines Sohnes, das bei V... lag, zurückzuziehen. Doch ehe sich die Abschätzung noch, hier der Bedrängnisse, denen man in der Festung, dort der Greuel, denen man auf dem platten Lande ausgesetzt sein konnte, auf der Waage der weiblichen Überlegung entschieden hatte: war die Zitadelle von den russischen Truppen schon berennt, und aufgefordert, sich zu ergeben. Der Obrist erklärte gegen seine Familie, daß er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre; und antwortete mit Kugeln und Granaten. Der Feind, seinerseits, bombardierte die Zitadelle. Er steckte die Magazine in Brand, eroberte ein Außenwerk, und als der Kommendant, nach einer nochmaligen Aufforderung, mit der Übergabe zauderte, so ordnete er einen nächtlichen Überfall an, und eroberte die Festung mit Sturm.

Eben als die russischen Truppen, unter einem heftigen Haubitzenspiel, von außen eindrangen, fing der linke Flügel des Kommendantenhauses Feuer und nötigte die Frauen, ihn zu verlassen. Die Obristin, indem sie der Tochter, die mit den Kindern die Treppe hinabfloh, nacheilte, rief, daß man zusammenbleiben, und sich in die unteren Gewölbe flüchten möchte; doch eine Granate, die, eben in diesem Augenblicke, in dem Hause zerplatzte, vollendete die gänzliche Verwirrung in demselben. Die Marquise kam, mit ihren beiden Kindern, auf den Vorplatz des Schlosses, wo die Schüsse schon, im heftigsten Kampf, durch die Nacht blitzten, und sie, besinnungslos, wohin sie sich wenden solle, wieder in das brennende Gebäude zurückjagten. Hier, unglücklicherweise, begegnete ihr, da sie eben durch die Hintertür entschlüpfen wollte, ein Trupp feindlicher Scharfschützen, der, bei ihrem Anblick, plötzlich still ward, die Gewehre über die Schultern hing, und sie, unter abscheulichen Gebärden, mit sich fortführte. Vergebens rief die Marquise, von der entsetzlichen, sich untereinander selbst bekämpfenden, Rotte bald hier-, bald dorthin gezerrt, ihre zitternden, durch die Pforte zurückfliehenden, Frauen zu Hilfe. Man schleppte sie in den hinteren Schloßhof, wo sie eben, unter den schändlichsten Mißhandlungen, zu Boden sinken wollte, als, von dem Zetergeschrei der Dame herbeigerufen, ein russischer Offizier erschien, und die Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren, mit wütenden Hieben zerstreute. Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stieß noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, daß er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot dann der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede, den Arm, und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen, Flügel des Palastes, wo sie auch völlig bewußtlos niedersank. Hier — traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, daß sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück.

Der Platz war in kurzer Zeit völlig erobert, und der Kommendant, der sich nur noch wehrte, weil man ihm keinen Pardon geben wollte, zog sich eben mit sinkenden Kräften nach dem Portal des Hauses zurück, als der russische Offizier, sehr erhitzt im Gesicht, aus demselben hervortrat, und ihm zurief, sich zu ergeben. Der Kommendant antwortete, daß er auf diese

Aufforderung nur gewartet habe, reichte ihm seinen Degen dar, und bat sich die Erlaubnis aus, sich ins Schloß begeben, und nach seiner Familie umsehen zu dürfen. Der russische Offizier, der, nach der Rolle zu urteilen, die er spielte, einer der Anführer des Sturms zu sein schien, gab ihm, unter Begleitung einer Wache, diese Freiheit; setzte sich, mit einiger Eilfertigkeit, an die Spitze eines Detachements, entschied, wo er noch zweifelhaft sein mochte, den Kampf, und bemannte schleunigst die festen Punkte des Forts. Bald darauf kehrte er auf den Waffenplatz zurück, gab Befehl, der Flamme, welche wütend um sich zu greifen anfing, Einhalt zu tun, und leistete selbst hierbei Wunder der Anstrengung, als man seine Befehle nicht mit dem gehörigen Eifer befolgte. Bald kletterte er, den Schlauch in der Hand, mitten unter brennenden Giebeln umher, und regierte den Wasserstrahl; bald steckte er, die Naturen der Asiaten mit Schaudern erfüllend, in den Arsenälen, und wälzte Pulverfässer und gefüllte Bomben heraus. Der Kommendant, der inzwischen in das Haus getreten war, geriet auf die Nachricht von dem Unfall, der die Marquise betroffen hatte, in die äußerste Bestürzung. Die Marquise, die sich schon völlig, ohne Beihilfe des Arztes, wie der russische Offizier vorher gesagt hatte, aus ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, und bei der Freude, alle die Ihrigen gesund und wohl zu sehen, nur noch, um die übermäßige Sorge derselben zu beschwichtigen, das Bett hütete, versicherte ihn, daß sie keinen andern Wunsch habe, als aufstehen zu dürfen, um ihrem Retter ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sie wußte schon, daß er der Graf F..., Obristlieutenant vom t...n Jägerkorps, und Ritter eines Verdienst- und mehrerer anderen Orden war. Sie bat ihren Vater, ihn inständigst zu ersuchen, daß er die Zitadelle nicht verlasse, ohne sich einen Augenblick im Schloß gezeigt zu haben. Der Kommendant, der das Gefühl seiner Tochter ehrte, kehrte auch ungesäumt in das Fort zurück, und trug ihm, da er unter unaufhörlichen Kriegsanordnungen umherschweifte, und keine bessere Gelegenheit zu finden war, auf den Wällen, wo er eben die zerschossenen Rotten revidierte, den Wunsch seiner gerührten Tochter vor. Der Graf versicherte ihn, daß er nur auf den Augenblick warte, den er seinen Geschäften würde abmüßigen können, um ihr seine Ehrerbietigkeit zu bezeugen. Er wollte noch hören, wie sich die Frau Marquise befinde? als ihn die Rapporte mehrerer Offiziere schon wieder in das Gewühl des Krieges zurückrissen. Als der Tag anbrach, erschien der Befehlshaber der russischen Truppen, und besichtigte das Fort.

Er bezeugte dem Kommendanten seine Hochachtung, bedauerte, daß das Glück seinen Mut nicht besser unterstützt habe, und gab ihm, auf sein Ehrenwort, die Freiheit, sich hinzubegeben, wohin er wolle. Der Kommendant versicherte ihn seiner Dankbarkeit, und äußerte, wieviel er, an diesem Tage, den Russen überhaupt, und besonders dem jungen Grafen F..., Obristlieutenant vom t...n Jägerkorps, schuldig geworden sei. Der General fragte, was vorgefallen sei; und als man ihn von dem frevelhaften Anschlag auf die Tochter desselben unterrichtete, zeigte er sich auf das äußerste entrüstet. Er rief den Grafen F... bei Namen vor. Nachdem er ihm zuvörderst wegen seines eignen edelmütigen Verhaltens eine kurze Lobrede gehalten hatte: wobei der Graf über das ganze Gesicht rot ward; schloß er, daß er die Schandkerle, die den Namen des Kaisers brandmarkten, niederschießen lassen wolle; und befahl ihm, zu sagen, wer sie seien? Der Graf F... antwortete, in einer verwirrten Rede, daß er nicht imstande sei, ihre Namen anzugeben, indem es ihm, bei dem schwachen Schimmer der Reverberen im Schloßhof, unmöglich gewesen wäre, ihre Gesichter zu erkennen. Der General, welcher gehört hatte, daß damals schon das Schloß in Flammen stand, wunderte sich darüber; er bemerkte, wie man wohlbekannte Leute in der Nacht an ihren Stimmen erkennen könnte; und gab ihm, da er mit einem verlegenen Gesicht die Achseln zuckte, auf, der Sache auf das allereifrigste und strengste nachzuspüren. In diesem Augenblick berichtete jemand, der sich aus dem hintern Kreise hervordrängte, daß einer von den, durch den Grafen F... verwundeten, Frevlern, da er in dem Korridor niedergesunken, von den Leuten des Kommendanten in ein Behältnis geschleppt worden, und darin noch befindlich sei. Der General ließ diesen hierauf durch eine Wache herbeiführen, ein kurzes Verhör über ihn halten; und die ganze Rotte, nachdem jener sie genannt hatte, fünf an der Zahl zusammen, erschießen. Dies abgemacht, gab der General, nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung, Befehl zum allgemeinen Aufbruch der übrigen Truppen; die Offiziere zerstreuten sich eiligst zu ihren Korps; der Graf trat, durch die Verwirrung der Auseinandereilenden, zum Kommendanten, und bedauerte, daß er sich der Frau Marquise, unter diesen Umständen, gehorsamst empfehlen müsse: und in weniger, als einer Stunde, war das ganze Fort von Russen wieder leer.

Die Familie dachte nun darauf, wie sie in der Zukunft eine Gelegenheit finden würde, dem Grafen irgendeine Äußerung ihrer Dankbarkeit zu

geben; doch wie groß war ihr Schrecken, als sie erfuhr, daß derselbe noch am Tage seines Aufbruchs aus dem Fort, in einem Gefecht mit den feindlichen Truppen, seinen Tod gefunden habe. Der Kurier, der diese Nachricht nach M... brachte, hatte ihn mit eignen Augen, tödlich durch die Brust geschossen, nach P... tragen sehen, wo er, wie man sichre Nachricht hatte, in dem Augenblick, da ihn die Träger von den Schultern nehmen wollten, verblichen war. Der Kommendant, der sich selbst auf das Posthaus verfügte, und sich nach den näheren Umständen dieses Vorfalls erkundigte, erfuhr noch, daß er auf dem Schlachtfeld, in dem Moment, da ihn der Schuß traf, gerufen habe: „Julietta! Diese Kugel rächt dich!" und nachher seine Lippen auf immer geschlossen hätte. Die Marquise war untröstlich, daß sie die Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, sich zu seinen Füßen zu werfen. Sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie ihn, bei seiner, vielleicht aus Bescheidenheit, wie sie meinte, herrührenden Weigerung, im Schlosse zu erscheinen, nicht selbst aufgesucht habe; bedauerte die Unglückliche, ihre Namensschwester, an die er noch im Tode gedacht hatte; bemühte sich vergebens, ihren Aufenthalt zu erforschen, um sie von diesem unglücklichen und rührenden Vorfall zu unterrichten; und mehrere Monden vergingen, ehe sie selbst ihn vergessen konnte.

Die Familie mußte nun das Kommendantenhaus räumen, um dem russischen Befehlshaber darin Platz zu machen. Man überlegte anfangs, ob man sich nicht auf die Güter des Kommendanten begeben sollte, wozu die Marquise einen großen Hang hatte; doch da der Obrist das Landleben nicht liebte, so bezog die Familie ein Haus in der Stadt, und richtete sich dasselbe zu einer immerwährenden Wohnung ein. Alles kehrte nun in die alte Ordnung der Dinge zurück. Die Marquise knüpfte den lange unterbrochenen Unterricht ihrer Kinder wieder an, und suchte, für die Feierstunden, ihre Staffelei und Bücher hervor: als sie sich, sonst die Göttin der Gesundheit selbst, von wiederholten Unpäßlichkeiten befallen fühlte, die sie, ganze Wochen lang, für die Gesellschaft untauglich machten. Sie litt an Übelkeiten, Schwindeln und Ohnmachten, und wußte nicht, was sie aus diesem sonderbaren Zustand machen solle. Eines Morgens, da die Familie beim Tee saß, und der Vater sich, auf einen Augenblick, aus dem Zimmer entfernt hatte, sagte die Marquise, aus einer langen Gedankenlosigkeit erwachend, zu ihrer Mutter: „wenn mir eine Frau sagte, daß sie ein Gefühl hätte, ebenso, wie ich jetzt, da ich die Tasse ergriff, so würde ich bei mir

denken, daß sie in gesegneten Leibesumständen wäre." Frau von G.... sagte, sie verstände sie nicht. Die Marquise erklärte sich noch einmal, daß sie eben jetzt eine Sensation gehabt hätte, wie damals, als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war. Frau von G.... sagte, sie würde vielleicht den Phantasus gebären, und lachte. „Morpheus wenigstens", versetzte die Marquise, „oder einer der Träume aus seinem Gefolge, würde sein Vater sein;" und scherzte gleichfalls. Doch der Obrist kam, das Gespräch ward abgebrochen, und der ganze Gegenstand, da die Marquise sich in einigen Tagen wieder erholte, vergessen.

Bald darauf ward der Familie, eben zu jener Zeit, da sich auch der Forstmeister von G...., des Kommendanten Sohn, in dem Hause eingefunden hatte, der sonderbare Schrecken, durch einen Kammerdiener, der ins Zimmer trat, den Grafen F... anmelden zu hören. „Der Graf F...!" sagte der Vater und die Tochter zugleich; und das Erstaunen machte alle sprachlos. Der Kammerdiener versicherte, daß er recht gesehen und gehört habe, und daß der Graf schon im Vorzimmer stehe, und warte. Der Kommendant sprang sogleich selbst auf, ihm zu öffnen, worauf er, schön, wie ein junger Gott, ein wenig bleich im Gesicht, eintrat. Nachdem die Szene unbegreiflicher Verwunderung vorüber war, und der Graf, auf die Anschuldigung der Eltern, daß er ja tot sei, versichert hatte, daß er lebe; wandte er sich, mit vieler Rührung im Gesicht, zur Tochter, und seine erste Frage war gleich, wie sie sich befinde? Die Marquise versicherte, sehr wohl, und wollte nur wissen, wie er ins Leben erstanden sei. Doch er, auf seinen Gegenstand beharrend, erwiderte: daß sie ihm nicht die Wahrheit sage; auf ihrem Antlitz drücke sich eine seltsame Mattigkeit aus; ihn müsse alles trügen, oder sie sei unpäßlich, und leide. Die Marquise, durch die Herzlichkeit, womit er dies vorbrachte, gut gestimmt, versetzte: nun ja; diese Mattigkeit, wenn er wolle, könne für die Spur einer Kränklichkeit gelten, an welcher sie vor einigen Wochen gelitten hätte; sie fürchte inzwischen nicht, daß diese weiter von Folgen sein würde. Worauf er, mit einer aufflammenden Freude, erwiderte: er auch nicht! und hinzusetzte, ob sie ihn heiraten wolle? Die Marquise wußte nicht, was sie von dieser Aufführung denken solle. Sie sah, über und über rot, ihre Mutter, und diese, mit Verlegenheit, den Sohn und den Vater an; während der Graf vor die Marquise trat, und, indem er ihre Hand nahm, als ob er sie küssen wollte, wiederholte: ob sie ihn verstanden hätte? Der Kommendant sagte: ob er nicht Platz nehmen wolle; und setzte

ihm, auf eine verbindliche, obschon etwas ernsthafte, Art, einen Stuhl hin. Die Obristin sprach: „in der Tat, wir werden glauben, daß Sie ein Geist sind, bis Sie uns werden eröffnet haben, wie Sie aus dem Grabe, in welches man Sie zu P... gelegt hatte, erstanden sind." Der Graf setzte sich, indem er die Hand der Dame fahren ließ, nieder, und sagte, daß er, durch die Umstände gezwungen, sich sehr kurz fassen müsse; daß er, tödlich durch die Brust geschossen, nach P... gebracht worden wäre; daß er mehrere Monate daselbst an seinem Leben verzweifelt hätte; daß währenddessen die Frau Marquise sein einziger Gedanke gewesen wäre; daß er die Lust und den Schmerz nicht beschreiben könnte, die sich in dieser Vorstellung umarmt hätten; daß er endlich, nach seiner Wiederherstellung, wieder zur Armee gegangen wäre; daß er daselbst die lebhafteste Unruhe empfunden hätte; daß er mehrere Male die Feder ergriffen, um in einem Briefe, an den Herrn Obristen und die Frau Marquise, seinem Herzen Luft zu machen; daß er plötzlich mit Depeschen nach Neapel geschickt worden wäre; daß er nicht wisse, ob er nicht von dort weiter nach Konstantinopel werde abgeordert werden; daß er vielleicht gar nach St. Petersburg werde gehen müssen; daß ihm inzwischen unmöglich wäre, länger zu leben, ohne über eine notwendige Forderung seiner Seele ins reine zu sein; daß er dem Drang, bei seiner Durchreise durch M..., einige Schritte zu diesem Zweck zu tun, nicht habe widerstehen können; kurz, daß er den Wunsch hege, mit der Hand der Frau Marquise beglückt zu werden, und daß er auf das ehrfurchtsvollste, inständigste und dringendste bitte, sich ihm hierüber gütigst zu erklären. — Der Kommendant, nach einer langen Pause, erwiderte: daß ihm dieser Antrag zwar, wenn er, wie er nicht zweifle, ernsthaft gemeint sei, sehr schmeichelhaft wäre. Bei dem Tode ihres Gemahls, des Marquis von O...., hätte sich seine Tochter aber entschlossen, in keine zweite Vermählung einzugehen. Da ihr jedoch kürzlich von ihm eine so große Verbindlichkeit auferlegt worden sei: so wäre es nicht unmöglich, daß ihr Entschluß dadurch, seinen Wünschen gemäß, eine Abänderung erleide; er bitte sich inzwischen die Erlaubnis für sie aus, darüber im stillen während einiger Zeit nachdenken zu dürfen. Der Graf versicherte, daß diese gütige Erklärung zwar alle seine Hoffnungen befriedige; daß sie ihn, unter anderen Umständen, auch völlig beglücken würde; daß er die ganze Unschicklichkeit fühle, sich mit derselben nicht zu beruhigen: daß dringende Verhältnisse jedoch, über welche er sich näher auszulassen nicht imstande sei, ihm eine

bestimmtere Erklärung äußerst wünschenswert machten; daß die Pferde, die ihn nach Neapel tragen sollten, vor seinem Wagen stünden; und daß er inständigst bitte, wenn irgend etwas in diesem Hause günstig für ihn spreche, — wobei er die Marquise ansah — ihn nicht, ohne eine gütige Äußerung darüber, abreisen zu lassen. Der Obrist, durch diese Aufführung ein wenig betreten, antwortete, daß die Dankbarkeit, die die Marquise für ihn empfände, ihn zwar zu großen Voraussetzungen berechtige: doch nicht zu so großen; sie werde bei einem Schritte, bei welchem es das Glück ihres Lebens gelte, nicht ohne die gehörige Klugheit verfahren. Es wäre unerlaßlich, daß seiner Tochter, bevor sie sich erkläre, das Glück seiner näheren Bekanntschaft würde. Er lade ihn ein, nach Vollendung seiner Geschäftsreise, nach M... zurückzukehren, und auf einige Zeit der Gast seines Hauses zu sein. Wenn alsdann die Frau Marquise hoffen könne, durch ihn glücklich zu werden, so werde auch er, eher aber nicht, mit Freuden vernehmen, daß sie ihm eine bestimmte Antwort gegeben habe. Der Graf äußerte, indem ihm eine Röte ins Gesicht stieg, daß er seinen ungeduldigen Wünschen, während seiner ganzen Reise, dies Schicksal vorausgesagt habe; daß er sich inzwischen dadurch in die äußerste Bekümmernis gestürzt sehe; daß ihm, bei der ungünstigen Rolle, die er eben jetzt zu spielen gezwungen sei, eine nähere Bekanntschaft nicht anders als vorteilhaft sein könne; daß er für seinen Ruf, wenn anders diese zweideutigste aller Eigenschaften in Erwägung gezogen werden solle, einstehen zu dürfen glaube; daß die einzige nichtswürdige Handlung, die er in seinem Leben begangen hätte, der Welt unbekannt, und er schon im Begriff sei, sie wieder gutzumachen; daß er, mit einem Wort, ein ehrlicher Mann sei, und die Versicherung anzunehmen bitte, daß diese Versicherung wahrhaftig sei. — Der Kommendant erwiderte, indem er ein wenig, obschon ohne Ironie, lächelte, daß er alle diese Äußerungen unterschreibe. Noch hätte er keines jungen Mannes Bekanntschaft gemacht, der, in so kurzer Zeit, so viele vortreffliche Eigenschaften des Charakters entwickelt hätte. Er glaube fast, daß eine kurze Bedenkzeit die Unschlüssigkeit, die noch obwalte, heben würde; bevor er jedoch Rücksprache genommen hätte, mit seiner sowohl, als des Grafen Familie, könne keine andere Erklärung, als die gegebene, erfolgen. Hierauf äußerte der Graf, daß er ohne Eltern und frei sei. Sein Onkel sei der General K..., für dessen Einwilligung er stehe. Er setzte hinzu, daß er Herr eines ansehnlichen Vermögens wäre, und sich würde entschließen können, Italien

zu seinem Vaterlande zu machen. — Der Kommendant machte ihm eine verbindliche Verbeugung, erklärte seinen Willen noch einmal; und bat ihn, bis nach vollendeter Reise, von dieser Sache abzubrechen. Der Graf, nach einer kurzen Pause, in welcher er alle Merkmale der größten Unruhe gegeben hatte, sagte, indem er sich zur Mutter wandte, daß er sein Äußerstes getan hätte, um dieser Geschäftsreise auszuweichen; daß die Schritte, die er deshalb beim General en Chef, und dem General K . . ., seinem Onkel, gewagt hätte, die entscheidendsten gewesen wären, die sich hätten tun lassen; daß man aber geglaubt hätte, ihn dadurch aus einer Schwermut aufzurütteln, die ihm von seiner Krankheit noch zurückgeblieben wäre; und daß er sich jetzt völlig dadurch ins Elend gestürzt sehe. — Die Familie wußte nicht, was sie zu dieser Äußerung sagen sollte. Der Graf fuhr fort, indem er sich die Stirn rieb, daß, wenn irgend Hoffnung wäre, dem Ziele seiner Wünsche dadurch näherzukommen, er seine Reise auf einen Tag, auch wohl noch etwas darüber, aussetzen würde, um es zu versuchen. — Hierbei sah er, nach der Reihe, den Kommendanten, die Marquise und die Mutter an. Der Kommendant blickte mißvergnügt vor sich nieder, und antwortete ihm nicht. Die Obristin sagte: „gehn Sie, gehn Sie, Herr Graf; reisen Sie nach Neapel; schenken Sie uns, wenn Sie wiederkehren, auf einige Zeit das Glück Ihrer Gegenwart; so wird sich das übrige finden." — Der Graf saß einen Augenblick, und schien zu suchen, was er zu tun habe. Drauf, indem er sich erhob, und seinen Stuhl wegsetzte: da er die Hoffnungen, sprach er, mit denen er in dies Haus getreten sei, als übereilt erkennen müsse, und die Familie, wie er nicht mißbillige, auf eine nähere Bekanntschaft bestehe: so werde er seine Depeschen, zu einer anderweitigen Expedition, nach Z . . ., in das Hauptquartier, zurückschicken, und das gütige Anerbieten, der Gast dieses Hauses zu sein, auf einige Wochen annehmen. Worauf er noch, den Stuhl in der Hand, an der Wand stehend, einen Augenblick verharrte, und den Kommendanten ansah. Der Kommendant versetzte, daß es ihm äußerst leid tun würde, wenn die Leidenschaft, die er zu seiner Tochter gefaßt zu haben scheine, ihm Unannehmlichkeiten von der ernsthaftesten Art zuzöge: daß er indessen wissen müsse, was er zu tun und zu lassen habe, die Depeschen abschicken, und die für ihn bestimmten Zimmer beziehen möchte. Man sah ihn bei diesen Worten sich entfärben, der Mutter ehrerbietig die Hand küssen, sich gegen die übrigen verneigen und sich entfernen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, wußte die Familie nicht, was sie aus dieser Erscheinung machen solle. Die Mutter sagte, es wäre wohl nicht möglich, daß er Depeschen, mit denen er nach Neapel ginge, nach Z... zurückschicken wolle, bloß, weil es ihm nicht gelungen wäre, auf seiner Durchreise durch M..., in einer fünf Minuten langen Unterredung, von einer ihm ganz unbekannten Dame ein Jawort zu erhalten. Der Forstmeister äußerte, daß eine so leichtsinnige Tat ja mit nichts Geringerem, als Festungsarrest, bestraft werden würde! „Und Kassation obenein", setzte der Kommendant hinzu. Es habe aber damit keine Gefahr, fuhr er fort. Es sei ein bloßer Schreckschuß beim Sturm; er werde sich wohl noch, ehe er die Depeschen abgeschickt, wieder besinnen. Die Mutter, als sie von dieser Gefahr unterrichtet ward, äußerte die lebhafteste Besorgnis, daß er sie abschicken werde. Sein heftiger, auf einen Punkt hintreibender Wille, meinte sie, scheine ihr grade einer solchen Tat fähig. Sie bat den Forstmeister auf das dringendste, ihm sogleich nachzugehen, und ihn von einer so unglückdrohenden Handlung abzuhalten. Der Forstmeister erwiderte, daß ein solcher Schritt gerade das Gegenteil bewirken, und ihn nur in der Hoffnung, durch seine Kriegslist zu siegen, bestärken würde. Die Marquise war derselben Meinung, obschon sie versicherte, daß ohne ihn die Absendung der Depeschen unfehlbar erfolgen würde, indem er lieber werde unglücklich werden, als sich eine Blöße geben wollen. Alle kamen darin überein, daß sein Betragen sehr sonderbar sei, und daß er Damenherzen durch Anlauf, wie Festungen, zu erobern gewohnt scheine. In diesem Augenblick bemerkte der Kommendant den angespannten Wagen des Grafen vor seiner Tür. Er rief die Familie ans Fenster, und fragte einen eben eintretenden Bedienten, erstaunt, ob der Graf noch im Hause sei? Der Bediente antwortete, daß er unten, in der Domestikenstube, in Gesellschaft eines Adjutanten, Briefe schreibe und Pakete versiegle. Der Kommendant, der seine Bestürzung unterdrückte, eilte mit dem Forstmeister hinunter, und fragte den Grafen, da er ihn auf dazu nicht schicklichen Tischen seine Geschäfte betreiben sah, ob er nicht in seine Zimmer treten wolle? Und ob er sonst irgend etwas befehle? Der Graf erwiderte, indem er mit Eilfertigkeit fortschrieb, daß er untertänigst danke, und daß sein Geschäft abgemacht sei; fragte noch, indem er den Brief zusiegelte, nach der Uhr; und wünschte dem Adjutanten, nachdem er ihm das ganze Portefeuille übergeben hatte, eine glückliche Reise. Der Kommendant, der seinen Augen nicht traute, sagte, indem der Adjutant

zum Hause hinausging: „Herr Graf, wenn Sie nicht sehr wichtige Gründe haben" — „Entscheidende!" fiel ihm der Graf ins Wort; begleitete den Adjutanten zum Wagen, und öffnete ihm die Tür. „In diesem Fall würde ich wenigstens", fuhr der Kommendant fort, „die Depeschen" — „Es ist nicht möglich", antwortete der Graf, indem er den Adjutanten in den Sitz hob. „Die Depeschen gelten nichts in Neapel ohne mich. Ich habe auch daran gedacht. Fahr zu!" — „Und die Briefe ihres Herrn Onkels?" rief der Adjutant, sich aus der Tür hervorbeugend. „Treffen mich", erwiderte der Graf, „in M...." — „Fahr zu", sagte der Adjutant, und rollte mit dem Wagen dahin.

Hierauf fragte der Graf F..., indem er sich zum Kommendanten wandte, ob er ihm gefälligst sein Zimmer anweisen lassen wolle? Er würde gleich selbst die Ehre haben, antwortete der verwirrte Obrist; rief seinen und des Grafen Leuten, das Gepäck desselben aufzunehmen: und führte ihn in die für fremden Besuch bestimmten Gemächer des Hauses, wo er sich ihm mit einem trocknen Gesicht empfahl. Der Graf kleidete sich um; verließ das Haus, um sich bei dem Gouverneur des Platzes zu melden, und für den ganzen weiteren Rest des Tages im Hause unsichtbar, kehrte er erst kurz vor der Abendtafel dahin zurück.

Inzwischen war die Familie in der lebhaftesten Unruhe. Der Forstmeister erzählte, wie bestimmt, auf einige Vorstellungen des Kommendanten, des Grafen Antworten ausgefallen wären; meinte, daß sein Verhalten einem völlig überlegten Schritt ähnlich sehe; und fragte, in aller Welt, nach den Ursachen einer so auf Kurierpferden gehenden Bewerbung. Der Kommendant sagte, daß er von der Sache nichts verstehe, und forderte die Familie auf, davon weiter nicht in seiner Gegenwart zu sprechen. Die Mutter sah alle Augenblicke aus dem Fenster, ob er nicht kommen, seine leichtsinnige Tat bereuen, und wieder gutmachen werde. Endlich, da es finster ward, setzte sie sich zur Marquise nieder, welche, mit vieler Emsigkeit, an einem Tisch arbeitete, und das Gespräch zu vermeiden schien. Sie fragte sie halblaut, während der Vater auf und nieder ging, ob sie begreife, was aus dieser Sache werden solle? Die Marquise antwortete, mit einem schüchtern nach dem Kommendanten gewandten Blick: wenn der Vater bewirkt hätte, daß er nach Neapel gereist wäre, so wäre alles gut. „Nach Neapel!" rief der Kommendant, der dies gehört hatte. „Sollt' ich den Priester holen lassen? Oder hätt' ich ihn schließen lassen und arretieren,

und mit Bewachung nach Neapel schicken sollen?" — „Nein", antwortete die Marquise, „aber lebhafte und eindringliche Vorstellungen tun ihre Wirkung"; und sah, ein wenig unwillig, wieder auf ihre Arbeit nieder. — Endlich gegen die Nacht erschien der Graf. Man erwartete nur, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, daß dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde, um ihn mit vereinter Kraft zu bestürmen, den Schritt, den er gewagt hätte, wenn es noch möglich sei, wieder zurückzunehmen. Doch vergebens, während der ganzen Abendtafel, erharrte man diesen Augenblick. Geflissentlich alles, was darauf führen konnte, vermeidend, unterhielt er den Kommendanten vom Kriege, und den Forstmeister von der Jagd. Als er des Gefechts bei P..., in welchem er verwundet worden war, erwähnte, verwickelte ihn die Mutter bei der Geschichte seiner Krankheit, fragte ihn, wie es ihm an diesem kleinen Orte ergangen sei, und ob er die gehörigen Bequemlichkeiten gefunden hätte. Hierauf erzählte er mehrere, durch seine Leidenschaft zur Marquise interessanten, Züge: wie sie beständig, während seiner Krankheit, an seinem Bette gesessen hätte; wie er die Vorstellung von ihr, in der Hitze des Wundfiebers, immer mit der Vorstellung eines Schwans verwechselt hätte, den er, als Knabe, auf seines Onkels Gütern gesehen; daß ihm besonders eine Erinnerung rührend gewesen wäre, da er diesen Schwan einst mit Kot beworfen, worauf dieser still untergetaucht, und rein aus der Flut wieder emporgekommen sei; daß sie immer auf feurigen Fluten umhergeschwommen wäre, und er Thinka gerufen hätte, welches der Name jenes Schwanes gewesen, daß er aber nicht imstande gewesen wäre, sie an sich zu locken, indem sie ihre Freude gehabt hätte, bloß am Rudern und In-die-Brust-sich-werfen; versicherte plötzlich, blutrot im Gesicht, daß er sie außerordentlich liebe: sah wieder auf seinen Teller nieder, und schwieg. Man mußte endlich von der Tafel aufstehen; und da der Graf, nach einem kurzen Gespräch mit der Mutter, sich sogleich gegen die Gesellschaft verneigte, und wieder in sein Zimmer zurückzog: so standen die Mitglieder derselben wieder, und wußten nicht, was sie denken sollten. Der Kommendant meinte: man müsse der Sache ihren Lauf lassen. Er rechne wahrscheinlich auf seine Verwandten bei diesem Schritte. Infame Kassation stünde sonst darauf. Frau von G.... fragte ihre Tochter, was sie denn von ihm halte? Und ob sie sich wohl zu irgendeiner Äußerung, die ein Unglück vermiede, würde verstehen können? Die Marquise antwortete: „Liebste Mutter! Das ist nicht möglich. Es tut mir leid, daß meine Dankbarkeit auf eine so harte

Probe gestellt wird. Doch es war mein Entschluß, mich nicht wieder zu vermählen; ich mag mein Glück nicht, und nicht so unüberlegt, auf ein zweites Spiel setzen." Der Forstmeister bemerkte, daß, wenn dies ihr fester Wille wäre, auch diese Erklärung ihm Nutzen schaffen könne, und daß es fast notwendig scheine, ihm irgendeine bestimmte zu geben. Die Obristin versetzte, daß, da dieser junge Mann, den so viele außerordentliche Eigenschaften empföhlen, seinen Aufenthalt in Italien nehmen zu wollen, erklärt habe, sein Antrag, nach ihrer Meinung, einige Rücksicht, und der Entschluß der Marquise Prüfung verdiene. Der Forstmeister, indem er sich bei ihr niederließ, fragte, wie er ihr denn, was seine Person anbetreffe, gefalle? Die Marquise antwortete, mit einiger Verlegenheit: „er gefällt und mißfällt mir"; und berief sich auf das Gefühl der anderen. Die Obristin sagte: „wenn er von Neapel zurückkehrte, und die Erkundigungen, die wir inzwischen über ihn einziehen könnten, dem Gesamteindruck, den du von ihm empfangen hast, nicht widersprächen: wie würdest du dich, falls er alsdann seinen Antrag wiederholte, erklären?" „In diesem Fall", versetzte die Marquise, „würd' ich — da in der Tat seine Wünsche so lebhaft scheinen, diese Wünsche" — sie stockte, und ihre Augen glänzten, indem sie dies sagte — „um der Verbindlichkeit willen, die ich ihm schuldig bin, erfüllen." Die Mutter, die eine zweite Vermählung ihrer Tochter immer gewünscht hatte, hatte Mühe, ihre Freude über diese Erklärung zu verbergen, und sann, was sich wohl daraus machen lasse. Der Forstmeister sagte, indem er unruhig vom Sitz wieder aufstand, daß, wenn die Marquise irgend an die Möglichkeit denke, ihn einst mit ihrer Hand zu erfreuen, jetzt gleich notwendig ein Schritt dazu geschehen müsse, um den Folgen seiner rasenden Tat vorzubeugen. Die Mutter war derselben Meinung, und behauptete, daß zuletzt das Wagstück nicht allzu groß wäre, indem bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er in jener Nacht, da das Fort von den Russen erstürmt ward, entwickelte, kaum zu fürchten sei, daß sein übriger Lebenswandel ihnen nicht entsprechen sollte. Die Marquise sah, mit dem Ausdruck der lebhaftesten Unruhe, vor sich nieder. „Man könnte ihm ja", fuhr die Mutter fort, indem sie ihre Hand ergriff, „etwa eine Erklärung, daß du, bis zu seiner Rückkehr von Neapel, in keine andere Verbindung eingehen wolleſt, zukommen lassen." Die Marquise sagte: „diese Erklärung, liebste Mutter, kann ich ihm geben; ich fürchte nur, daß sie ihn nicht beruhigen, und uns verwickeln wird." „Das

sei meine Sorge!" erwiderte die Mutter, mit lebhafter Freude; und sah sich nach dem Kommendanten um. „Lorenzo!" fragte sie, „was meinst du?" und machte Anstalten, sich vom Sitz zu erheben. Der Kommendant, der alles gehört hatte, stand am Fenster, sah auf die Straße hinaus, und sagte nichts. Der Forstmeister versicherte, daß er, mit dieser unschädlichen Erklärung, den Grafen aus dem Hause zu schaffen, sich anheischig mache. „Nun so macht! macht! macht!" rief der Vater, indem er sich umkehrte: „ich muß mich diesem Russen schon zum zweitenmal ergeben!" — Hierauf sprang die Mutter auf, küßte ihn und die Tochter, und fragte, indem der Vater über ihre Geschäftigkeit lächelte, wie man dem Grafen jetzt diese Erklärung augenblicklich hinterbringen solle? Man beschloß, auf den Vorschlag des Forstmeisters, ihn bitten zu lassen, sich, falls er noch nicht entkleidet sei, gefälligst auf einen Augenblick zur Familie zu verfügen. Er werde gleich die Ehre haben zu erscheinen! ließ der Graf antworten, und kaum war der Kammerdiener mit dieser Meldung zurück, als er schon selbst, mit Schritten, die die Freude beflügelte, ins Zimmer trat, und zu den Füßen der Marquise, in der allerlebhaftesten Rührung, niedersank. Der Kommendant wollte etwas sagen: doch er, indem er aufstand, versetzte, er wisse genug! küßte ihm und der Mutter die Hand, umarmte den Bruder, und bat nur um die Gefälligkeit, ihm sogleich zu einem Reisewagen zu verhelfen. Die Marquise, obschon von diesem Auftritt bewegt, sagte doch: „ich fürchte nicht, Herr Graf, daß Ihre rasche Hoffnung Sie zu weit" — „Nichts! Nichts!" versetzte der Graf; „es ist nichts geschehen, wenn die Erkundigungen, die Sie über mich einziehen mögen, dem Gefühl widersprechen, das mich zu Ihnen in dies Zimmer zurückberief." Hierauf umarmte der Kommendant ihn auf das herzlichste, der Forstmeister bot ihm sogleich seinen eignen Reisewagen an, ein Jäger flog auf die Post, Kurierpferde auf Prämien zu bestellen, und Freude war bei dieser Abreise, wie noch niemals bei einem Empfang. Er hoffe, sagte der Graf, die Depeschen in B . . . einzuholen, von wo er jetzt einen näheren Weg nach Neapel, als über M . . . einschlagen würde; in Neapel würde er sein möglichstes tun, die fernere Geschäftsreise nach Konstantinopel abzulehnen; und da er, auf den äußersten Fall, entschlossen wäre, sich krank anzugeben, so versicherte er, daß, wenn nicht unvermeidliche Hindernisse ihn abhielten, er in Zeit von vier bis sechs Wochen unfehlbar wieder in M . . . sein würde. Hierauf meldete sein Jäger, daß der Wagen angespannt, und alles zur Abreise bereit sei.

Der Graf nahm seinen Hut, trat vor die Marquise, und ergriff ihre Hand. „Nun denn", sprach er, „Julietta, so bin ich einigermaßen beruhigt"; und legte seine Hand in die ihrige; „obschon es mein sehnlichster Wunsch war, mich noch vor meiner Abreise mit Ihnen zu vermählen." „Vermählen!" riefen alle Mitglieder der Familie aus. „Vermählen", wiederholte der Graf, küßte der Marquise die Hand, und versicherte, da diese fragte, ob er von Sinnen sei: es würde ein Tag kommen, wo sie ihn verstehen würde! Die Familie wollte auf ihn böse werden; doch er nahm gleich auf das wärmste von allen Abschied, bat sie, über diese Äußerung nicht weiter nachzudenken, und reiste ab.

Mehrere Wochen, in welchen die Familie, mit sehr verschiedenen Empfindungen, auf den Ausgang dieser sonderbaren Sache gespannt war, verstrichen. Der Kommendant empfing vom General K..., dem Onkel des Grafen, eine höfliche Zuschrift; der Graf selbst schrieb aus Neapel; die Erkundigungen, die man über ihn einzog, sprachen ziemlich zu seinem Vorteil; kurz, man hielt die Verlobung schon für so gut, wie abgemacht: als sich die Kränklichkeiten der Marquise, mit größerer Lebhaftigkeit, als jemals, wieder einstellten. Sie bemerkte eine unbegreifliche Veränderung ihrer Gestalt. Sie entdeckte sich mit völliger Freimütigkeit ihrer Mutter, und sagte, sie wisse nicht, was sie von ihrem Zustand denken solle. Die Mutter, welche so sonderbare Zufälle für die Gesundheit ihrer Tochter äußerst besorgt machten, verlangte, daß sie einen Arzt zu Rate ziehe. Die Marquise, die durch ihre Natur zu siegen hoffte, sträubte sich dagegen; sie brachte mehrere Tage noch, ohne dem Rat der Mutter zu folgen, unter den empfindlichsten Leiden zu: bis Gefühle, immer wiederkehrend und von so wunderbarer Art, sie in die lebhafteste Unruhe stürzten. Sie ließ einen Arzt rufen, der das Vertrauen ihres Vaters besaß, nötigte ihn, da gerade die Mutter abwesend war, auf den Diwan nieder, und eröffnete ihm, nach einer kurzen Einleitung, scherzend, was sie von sich glaube. Der Arzt warf einen forschenden Blick auf sie; schwieg noch, nachdem er eine genaue Untersuchung vollendet hatte, eine Zeitlang: und antwortete dann, mit einer sehr ernsthaften Miene, daß die Frau Marquise ganz richtig urteile. Nachdem er sich auf die Frage der Dame, wie er dies verstehe, ganz deutlich erklärt, und mit einem Lächeln, das er nicht unterdrücken konnte, gesagt hatte, daß sie ganz gesund sei, und keinen Arzt brauche, zog die Marquise, und sah ihn sehr streng von der Seite an, die Klingel, und bat ihn, sich zu

entfernen. Sie äußerte halblaut, als ob er der Rede nicht wert wäre, vor sich nieder murmelnd: daß sie nicht Lust hätte, mit ihm über Gegenstände dieser Art zu scherzen. Der Doktor erwiderte empfindlich: er müsse wünschen, daß sie immer zum Scherz so wenig aufgelegt gewesen wäre, wie jetzt; nahm Stock und Hut, und machte Anstalten, sich sogleich zu empfehlen. Die Marquise versicherte, daß sie von diesen Beleidigungen ihren Vater unterrichten würde. Der Arzt antwortete, daß er seine Aussage vor Gericht beschwören könne: öffnete die Tür, verneigte sich, und wollte das Zimmer verlassen. Die Marquise fragte, da er noch einen Handschuh, den er hatte fallen lassen, von der Erde aufnahm: „und die Möglichkeit davon, Herr Doktor?" Der Doktor erwiderte, daß er ihr die letzten Gründe der Dinge nicht werde zu erklären brauchen; verneigte sich ihr noch einmal, und ging ab.

Die Marquise stand, wie vom Donner gerührt. Sie raffte sich auf, und wollte zu ihrem Vater eilen; doch der sonderbare Ernst des Mannes, von dem sie sich beleidigt sah, lähmten alle ihre Glieder. Sie warf sich in der größten Bewegung auf den Diwan nieder. Sie durchlief, gegen sich selbst mißtrauisch, alle Momente des verflossenen Jahres, und hielt sich für verrückt, wenn sie an den letzten dachte. Endlich erschien die Mutter; und auf die bestürzte Frage, warum sie so unruhig sei? erzählte ihr die Tochter, was ihr der Arzt soeben eröffnet hatte. Frau von G .... nannte ihn einen Unverschämten und Nichtswürdigen, und bestärkte die Tochter in dem Entschluß, diese Beleidigung dem Vater zu entdecken. Die Marquise versicherte, daß es sein völliger Ernst gewesen sei, und daß er entschlossen scheine, dem Vater ins Gesicht seine rasende Behauptung zu wiederholen. Frau von G .... fragte, nicht wenig erschrocken, ob sie denn an die Möglichkeit eines solchen Zustandes glaube? „Eher", antwortete die Marquise, „daß die Gräber befruchtet werden, und sich dem Schoße der Leichen eine Geburt entwickeln wird!" „Nun, du liebes, wunderliches Weib", sagte die Obristin, indem sie sie fest an sich drückte: „was beunruhigt dich denn? Wenn dein Bewußtsein dich rein spricht: wie kann dich ein Urteil, und wäre es das einer ganzen Konsulta von Ärzten, nur kümmern? Ob das seinige aus Irrtum, ob es aus Bosheit entsprang: gilt es dir nicht völlig gleichviel? Doch schicklich ist es, daß wir es dem Vater entdecken." — „O Gott!" sagte die Marquise, mit einer konvulsivischen Bewegung: „wie kann ich mich beruhigen? Hab' ich nicht mein eignes, innerliches, mir nur allzu wohlbekanntes Gefühl gegen mich? Würd' ich nicht, wenn ich in einer andern

meine Empfindung wüßte, von ihr selbst urteilen, daß es damit seine Richtigkeit habe?" „Es ist entsetzlich", versetzte die Obristin. „Bosheit! Irrtum!" fuhr die Marquise fort. „Was kann dieser Mann, der uns bis auf den heutigen Tag schätzenswürdig erschien, für Gründe haben, mich auf eine so mutwillige und niederträchtige Art zu kränken? Mich, die ihn nie beleidigt hatte? Die ihn mit Vertrauen, und dem Vorgefühl zukünftiger Dankbarkeit, empfing? Bei der er, wie seine ersten Worte zeugten, mit dem reinen und unverfälschten Willen erschien, zu helfen, nicht Schmerzen, grimmigere, als ich empfand, erst zu erregen? Und wenn ich in der Notwendigkeit der Wahl", fuhr sie fort, während die Mutter sie unverwandt ansah, „an einen Irrtum glauben wollte: ist es wohl möglich, daß ein Arzt, auch nur von mittelmäßiger Geschicklichkeit, in solchem Falle irre?" — Die Obristin sagte ein wenig spitz: „und gleichwohl muß es doch notwendig eins oder das andere gewesen sein." „Ja!" versetzte die Marquise, „meine teuerste Mutter", indem sie ihr, mit dem Ausdruck der gekränkten Würde, hochrot im Gesicht glühend, die Hand küßte: „das muß es! Obschon die Umstände so außerordentlich sind, daß es mir erlaubt ist, daran zu zweifeln. Ich schwöre, weil es doch einer Versicherung bedarf, daß mein Bewußtsein gleich dem meiner Kinder ist; nicht reiner, Verehrungswürdigste, kann das Ihrige sein. Gleichwohl bitte ich Sie, mir eine Hebamme rufen zu lassen, damit ich mich von dem, was *ist*, überzeuge, und, gleichviel alsdann, *was* es sei, beruhige." „Eine Hebamme!" rief Frau von G.... mit Entwürdigung. „Ein reines Bewußtsein, und eine Hebamme!" Und die Sprache ging ihr aus. „Eine Hebamme, meine teuerste Mutter", wiederholte die Marquise, indem sie sich auf Knien vor ihr niederließ; „und das augenblicklich, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll." „O sehr gern", versetzte die Obristin; „nur bitte ich, das Wochenlager nicht in meinem Hause zu halten." Und damit stand sie auf, und wollte das Zimmer verlassen. Die Marquise, ihr mit ausgebreiteten Armen folgend, fiel ganz auf das Gesicht nieder, und umfaßte ihre Knie. „Wenn irgendein unsträfliches Leben", rief sie, mit der Beredsamkeit des Schmerzes, „ein Leben, nach Ihrem Muster geführt, mir ein Recht auf Ihre Achtung gibt, wenn irgendein mütterliches Gefühl auch nur, solange meine Schuld nicht sonnenklar entschieden ist, in Ihrem Busen für mich spricht: so verlassen Sie mich in diesen entsetzlichen Augenblicken nicht." — „Was ist es, das dich beunruhigt?" fragte die Mutter. „Ist es weiter nichts, als der Aus-

spruch des Arztes? Weiter nichts, als dein innerliches Gefühl?" „Nichts weiter, meine Mutter", versetzte die Marquise, und legte ihre Hand auf die Brust. „Nichts, Julietta?" fuhr die Mutter fort. „Besinne dich. Ein Fehltritt, so unsäglich er mich schmerzen würde, er ließe sich, und ich müßte ihn zuletzt verzeihn; doch wenn du, um einem mütterlichen Verweis auszuweichen, ein Märchen von der Umwälzung der Weltordnung ersinnen, und gotteslästerliche Schwüre häufen könntest, um es meinem, dir nur allzu gerngläubigen, Herzen aufzubürden: so wäre das schändlich; ich würde dir niemals wieder gut werden." — „Möge das Reich der Erlösung einst so offen vor mir liegen, wie meine Seele vor Ihnen", rief die Marquise. „Ich verschwieg Ihnen nichts, meine Mutter." — Diese Äußerung, voll Pathos getan, erschütterte die Mutter. „O Himmel!" rief sie: „mein liebenswürdiges Kind! Wie rührst du mich!" Und hob sie auf, und küßte sie, und drückte sie an ihre Brust. „Was denn, in aller Welt, fürchtest du? Komm, du bist sehr krank." Sie wollte sie in ein Bett führen. Doch die Marquise, welcher die Tränen häufig flossen, versicherte, daß sie sehr gesund wäre, und daß ihr gar nichts fehle, außer jenem sonderbaren und unbegreiflichen Zustand. — „Zustand!" rief die Mutter wieder; „welch ein Zustand? Wenn dein Gedächtnis über die Vergangenheit so sicher ist, welch ein Wahnsinn der Furcht ergriff dich? Kann ein innerliches Gefühl denn, das doch nur dunkel sich regt, nicht trügen?" „Nein! Nein!" sagte die Marquise, „es trügt mich nicht! Und wenn Sie die Hebamme rufen lassen wollen, so werden Sie hören, daß das Entsetzliche, mich Vernichtende, wahr ist." — „Komm, meine liebste Tochter", sagte Frau von G...., die für ihren Verstand zu fürchten anfing. „Komm, folge mir, und lege dich zu Bett. Was meintest du, daß dir der Arzt gesagt hat? Wie dein Gesicht glüht! Wie du an allen Gliedern so zitterst! Was war es schon, das dir der Arzt gesagt hat?" Und damit zog sie die Marquise, ungläubig nunmehr an den ganzen Auftritt, den sie ihr erzählt hatte, mit sich fort. — Die Marquise sagte: „Liebe! Vortreffliche!" indem sie mit weinenden Augen lächelte. „Ich bin meiner Sinne mächtig. Der Arzt hat mir gesagt, daß ich in gesegneten Leibesumständen bin. Lassen Sie die Hebamme rufen: und sobald sie sagt, daß es nicht wahr ist, bin ich wieder ruhig." „Gut, gut!" erwiderte die Obristin, die ihre Angst unterdrückte. „Sie soll gleich kommen; sie soll gleich, wenn du dich von ihr willst auslachen lassen, erscheinen, und dir sagen, daß du eine Träumerin, und nicht recht klug bist." Und damit zog

sie die Klingel, und schickte augenblicklich einen ihrer Leute, der die Hebamme rufe.

Die Marquise lag noch, mit unruhig sich hebender Brust, in den Armen ihrer Mutter, als diese Frau erschien, und die Obristin ihr, an welcher seltsamen Vorstellung ihre Tochter krank liege, eröffnete. Die Frau Marquise schwöre, daß sie sich tugendhaft verhalten habe, und gleichwohl halte sie, von einer unbegreiflichen Empfindung getäuscht, für nötig, daß eine sachverständige Frau ihren Zustand untersuche. Die Hebamme, während sie sich von demselben unterrichtete, sprach von jungem Blut und der Arglist der Welt; äußerte, als sie ihr Geschäft vollendet hatte, dergleichen Fälle wären ihr schon vorgekommen; die jungen Witwen, die in ihre Lage kämen, meinten alle auf wüsten Inseln gelebt zu haben; beruhigte inzwischen die Frau Marquise, und versicherte sie, daß sich der muntere Korsar, der zur Nachtzeit gelandet, schon finden würde. Bei diesen Worten fiel die Marquise in Ohnmacht. Die Obristin, die ihr mütterliches Gefühl nicht überwältigen konnte, brachte sie zwar, mit Hilfe der Hebamme, wieder ins Leben zurück. Doch die Entrüstung siegte, da sie erwacht war. „Julietta!" rief die Mutter mit dem lebhaftesten Schmerz. „Willst du dich mir entdecken, willst du den Vater mir nennen?" Und schien noch zur Versöhnung geneigt. Doch als die Marquise sagte, daß sie wahnsinnig werden würde, sprach die Mutter, indem sie sich vom Diwan erhob: „geh! geh! du bist nichtswürdig! Verflucht sei die Stunde, da ich dich gebar!" und verließ das Zimmer.

Die Marquise, der das Tageslicht von neuem schwinden wollte, zog die Geburtshelferin vor sich nieder, und legte ihr Haupt heftig zitternd an ihre Brust. Sie fragte, mit gebrochener Stimme, wie denn die Natur auf ihren Wegen walte? Und ob die Möglichkeit einer unwissentlichen Empfängnis sei? — Die Hebamme lächelte, machte ihr das Tuch los, und sagte, das würde ja doch der Frau Marquise Fall nicht sein. Nein, nein, antwortete die Marquise, sie habe wissentlich empfangen, sie wolle nur im allgemeinen wissen, ob diese Erscheinung im Reiche der Natur sei? Die Hebamme versetzte, daß dies, außer der heiligen Jungfrau, noch keinem Weibe auf Erden zugestoßen wäre. Die Marquise zitterte immer heftiger. Sie glaubte, daß sie augenblicklich niederkommen würde, und bat die Geburtshelferin, indem sie sich mit krampfhafter Beängstigung an sie schloß, sie nicht zu verlassen. Die Hebamme beruhigte sie. Sie versicherte, daß das Wochenbett noch beträchtlich entfernt wäre, gab ihr auch die Mittel an, wie man, in solchen

Fällen, dem Leumund der Welt ausweichen könne, und meinte, es würde noch alles gut werden. Doch da diese Trostgründe der unglücklichen Dame völlig wie Messerstiche durch die Brust fuhren, so sammelte sie sich, sagte, sie befände sich besser, und bat ihre Gesellschafterin, sich zu entfernen.

Kaum war die Hebamme aus dem Zimmer, als ihr ein Schreiben von der Mutter gebracht ward, in welchem diese sich so ausließ: „Herr von G.... wünsche, unter den obwaltenden Umständen, daß sie sein Haus verlasse. Er sende ihr hierbei die über ihr Vermögen lautenden Papiere, und hoffe, daß ihm Gott den Jammer ersparen werde, sie wiederzusehen." — Der Brief war inzwischen von Tränen benetzt; und in einem Winkel stand ein verwischtes Wort: diktiert. — Der Marquise stürzte der Schmerz aus den Augen. Sie ging, heftig über den Irrtum ihrer Eltern weinend, und über die Ungerechtigkeit, zu welcher diese vortrefflichen Menschen verführt wurden, nach den Gemächern ihrer Mutter. Es hieß, sie sei bei ihrem Vater; sie wankte nach den Gemächern ihres Vaters. Sie sank, als sie die Türe verschlossen fand, mit jammernder Stimme, alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld anrufend, vor derselben nieder. Sie mochte wohl schon einige Minuten hier gelegen haben, als der Forstmeister daraus hervortrat, und zu ihr mit flammendem Gesicht sagte: sie höre, daß der Kommendant sie nicht sehen wolle. Die Marquise rief: „mein liebster Bruder!" unter vielem Schluchzen; drängte sich ins Zimmer, und rief: „mein teuerster Vater!" und streckte die Arme nach ihm aus. Der Kommendant wandte ihr, bei ihrem Anblick, den Rücken zu, und eilte in sein Schlafgemach. Er rief, als sie ihn dahin verfolgte, „hinweg!" und wollte die Türe zuwerfen; doch da sie, unter Jammern und Flehen, daß er sie schließe, verhinderte, so gab er plötzlich nach und eilte, während die Marquise zu ihm hineintrat, nach der hintern Wand. Sie warf sich ihm, der ihr den Rücken zugekehrt hatte, eben zu Füßen, und umfaßte zitternd seine Knie, als ein Pistol, das er ergriffen hatte, in dem Augenblick, da er es von der Wand herabriß, losging, und der Schuß schmetternd in die Decke fuhr. „Herr meines Lebens!" rief die Marquise, erhob sich leichenblaß von ihren Knien, und eilte aus seinen Gemächern wieder hinweg. „Man soll sogleich anspannen", sagte sie, indem sie in die ihrigen trat; setzte sich, matt bis in den Tod, auf einen Sessel nieder, zog ihre Kinder eilfertig an, und ließ die Sachen einpacken. Sie hatte eben ihr Kleinstes zwischen den Knien, und schlug ihm noch ein Tuch um, um nunmehr, da alles zur Abreise bereit war, in den Wagen zu steigen: als der Forstmeister eintrat, und auf

Befehl des Kommendanten die Zurücklassung und Überlieferung der Kinder von ihr forderte. „Dieser Kinder?" fragte sie; und stand auf. „Sag deinem unmenschlichen Vater, daß er kommen und mich niederschießen, nicht aber mir meine Kinder entreißen könne!" Und hob, mit dem ganzen Stolz der Unschuld gerüstet, ihre Kinder auf, trug sie, ohne daß der Bruder gewagt hätte, sie anzuhalten, in den Wagen, und fuhr ab.

Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eignen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor. Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich, als sie im Freien war, sie küßte häufig die Kinder, diese ihre liebe Beute, und mit großer Selbstzufriedenheit gedachte sie, welch einen Sieg sie, durch die Kraft ihres schuldfreien Bewußtseins, über ihren Bruder davongetragen hatte. Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, daß sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle, und wenige Tage nur waren nach ihrer Ankunft in V... verflossen, als der Schmerz ganz und gar dem heldenmütigen Vorsatz Platz machte, sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt zu rüsten. Sie beschloß, sich ganz in ihr Innerstes zurückzuziehen, sich, mit ausschließendem Eifer, der Erziehung ihrer beiden Kinder zu widmen, und des Geschenks, das ihr Gott mit dem dritten gemacht hatte, mit voller mütterlichen Liebe zu pflegen. Sie machte Anstalten, in wenig Wochen, sobald sie ihre Niederkunft überstanden haben würde, ihren schönen, aber durch die lange Abwesenheit ein wenig verfallenen Landsitz wiederherzustellen; saß in der Gartenlaube, und dachte, während sie kleine Mützen, und Strümpfe für kleine Beine strickte, wie sie die Zimmer bequem verteilen würde; auch, welches sie mit Büchern füllen, und in welchem die Staffelei am schicklichsten stehen würde. Und so war der Zeitpunkt, da der Graf F... von Neapel wiederkehren sollte, noch nicht abgelaufen, als sie schon völlig mit dem Schicksal, in ewig klösterlicher Eingezogenheit zu leben, vertraut war. Der Türsteher erhielt Befehl, keinen Menschen im Hause vorzulassen. Nur der Gedanke war ihr unerträglich, daß dem jungen Wesen, das sie in der größten Unschuld und Reinheit empfangen hatte, und dessen Ursprung, eben weil er geheimnisvoller war, auch göttlicher zu sein schien, als der anderer Menschen, ein Schandfleck in der bürgerlichen Gesellschaft

ankleben sollte. Ein sonderbares Mittel war ihr eingefallen, den Vater zu entdecken: ein Mittel, bei dem sie, als sie es zuerst dachte, das Strickzeug selbst vor Schrecken aus der Hand fallen ließ. Durch ganze Nächte, in unruhiger Schlaflosigkeit durchwacht, ward es gedreht und gewendet, um sich an seine, ihr innerstes Gefühl verletzende, Natur zu gewöhnen. Immer noch sträubte sie sich, mit dem Menschen, der sie so hintergangen hatte, in irgendein Verhältnis zu treten: indem sie sehr richtig schloß, daß derselbe doch, ohne alle Rettung, zum Auswurf seiner Gattung gehören müsse, und, auf welchem Platz der Welt man ihn auch denken wolle, nur aus dem zertretensten und unflätigsten Schlamm derselben hervorgegangen sein könne. Doch da das Gefühl ihrer Selbständigkeit immer lebhafter in ihr ward, und sie bedachte, daß der Stein seinen Wert behält, er mag auch eingefaßt sein, wie man wolle, so griff sie eines Morgens, da sich das junge Leben wieder in ihr regte, ein Herz, und ließ jene sonderbare Aufforderung in die Intelligenzblätter von M . . . rücken, die man am Eingang dieser Erzählung gelesen hat.

Der Graf F . . ., den unvermeidliche Geschäfte in Neapel aufhielten, hatte inzwischen zum zweitenmal an die Marquise geschrieben, und sie aufgefordert, es möchten fremde Umstände eintreten, welche da wollten, ihrer, ihm gegebenen, stillschweigenden Erklärung getreu zu bleiben. Sobald es ihm geglückt war, seine fernere Geschäftsreise nach Konstantinopel abzulehnen, und es seine übrigen Verhältnisse gestatteten, ging er augenblicklich von Neapel ab, und kam auch richtig, nur wenige Tage nach der von ihm bestimmten Frist, in M . . . an. Der Kommendant empfing ihn mit einem verlegenen Gesicht, sagte, daß ein notwendiges Geschäft ihn aus dem Hause nötige, und forderte den Forstmeister auf, ihn inzwischen zu unterhalten. Der Forstmeister zog ihn auf sein Zimmer, und fragte ihn, nach einer kurzen Begrüßung, ob er schon wisse, was sich während seiner Abwesenheit in dem Hause des Kommendanten zugetragen habe. Der Graf antwortete, mit einer flüchtigen Bläße: „nein." Hierauf unterrichtete ihn der Forstmeister von der Schande, die die Marquise über die Familie gebracht hatte, und gab ihm die Geschichtserzählung dessen, was unsre Leser soeben erfahren haben. Der Graf schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Warum legte man mir so viele Hindernisse in den Weg!" rief er in der Vergessenheit seiner. „Wenn die Vermählung erfolgt wäre: so wäre alle Schmach und jedes Unglück uns erspart!" Der Forstmeister fragte, indem er ihn anglotzte, ob er rasend genug wäre, zu wünschen, mit dieser Nichtswürdigen vermählt

zu sein? Der Graf erwiderte, daß sie mehr wert wäre, als die ganze Welt, die sie verachtete; daß ihre Erklärung über ihre Unschuld vollkommen Glauben bei ihm fände; und daß er noch heute nach V... gehen, und seinen Antrag bei ihr wiederholen würde. Er ergriff auch sogleich seinen Hut, empfahl sich dem Forstmeister, der ihn für seiner Sinne völlig beraubt hielt, und ging ab.

Er bestieg ein Pferd und sprengte nach V... hinaus. Als er am Tore abgestiegen war, und in den Vorplatz treten wollte, sagte ihm der Türsteher, daß die Frau Marquise keinen Menschen spräche. Der Graf fragte, ob diese, für Fremde getroffene, Maßregel auch einem Freund des Hauses gälte; worauf jener antwortete, daß er von keiner Ausnahme wisse, und bald darauf, auf eine zweideutige Art, hinzusetzte: ob er vielleicht der Graf F... wäre? Der Graf erwiderte, nach einem forschenden Blick, „nein"; und äußerte, zu seinem Bedienten gewandt, doch so, daß jener es hören konnte, er werde, unter solchen Umständen, in einem Gasthofe absteigen, und sich bei der Frau Marquise schriftlich anmelden. Sobald er inzwischen dem Türsteher aus den Augen war, bog er um eine Ecke, und umschlich die Mauer eines weitläufigen Gartens, der sich hinter dem Hause ausbreitete. Er trat durch eine Pforte, die er offen fand, in den Garten, durchstrich die Gänge desselben, und wollte eben die hintere Rampe hinaufsteigen, als er, in einer Laube, die zur Seite lag, die Marquise, in ihrer lieblichen und geheimnisvollen Gestalt, an einem kleinen Tischchen emsig arbeiten sah. Er näherte sich ihr so, daß sie ihn nicht früher erblicken konnte, als bis er am Eingang der Laube, drei kleine Schritte von ihren Füßen, stand. „Der Graf F...!" sagte die Marquise, als sie die Augen aufschlug, und die Röte der Überraschung überflog ihr Gesicht. Der Graf lächelte, blieb noch eine Zeitlang, ohne sich im Eingang zu rühren, stehen; setzte sich dann, mit so bescheidener Zudringlichkeit, als sie nicht zu erschrecken nötig war, neben ihr nieder, und schlug, ehe sie noch, in ihrer sonderbaren Lage, einen Entschluß gefaßt hatte, seinen Arm sanft um ihren lieben Leib. „Von wo, Herr Graf, ist es möglich?" fragte die Marquise — und sah schüchtern vor sich auf die Erde nieder. Der Graf sagte: „von M...", und drückte sie ganz leise an sich; „durch eine hintere Pforte, die ich offen fand. Ich glaubte auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, und trat ein." „Hat man Ihnen denn in M... nicht gesagt — ?" — fragte sie, und rührte noch kein Glied in seinen Armen. „Alles, geliebte Frau", versetzte der Graf; „doch von

Ihrer Unschuld völlig überzeugt" — „Wie!" rief die Marquise, indem sie aufstand, und sich loswickelte; „und Sie kommen gleichwohl?" — „Der Welt zum Trotz", fuhr er fort, indem er sie festhielt, „und Ihrer Familie zum Trotz und dieser lieblichen Erscheinung sogar zum Trotz"; wobei er einen glühenden Kuß auf ihre Brust drückte — „Hinweg!" rief die Marquise — „So überzeugt", sagte er, „Julietta, als ob ich allwissend wäre, als ob meine Seele in deiner Brust wohnte" — Die Marquise rief: „Lassen Sie mich!" — „Ich komme", schloß er — und ließ sie nicht — „meinen Antrag zu wiederholen, und das Los der Seligen, wenn Sie mich erhören wollen, von Ihrer Hand zu empfangen." „Lassen Sie mich augenblicklich!" rief die Marquise; „ich befehl's Ihnen!" riß sich gewaltsam aus seinen Armen, und entfloh. „Geliebte! Vortreffliche!" flüsterte er, indem er wieder aufstand, und ihr folgte. — „Sie hören!" rief die Marquise, und wandte sich, und wich ihm aus. „Ein einziges, heimliches, geflüstertes —!" sagte der Graf, und griff hastig nach ihrem glatten, ihm entschlüpfenden Arm. — „Ich *will nichts* wissen", versetzte die Marquise, stieß ihn heftig vor die Brust zurück, eilte auf die Rampe, und verschwand.

Er war schon halb auf die Rampe gekommen, um sich, es koste, was es wolle, bei ihr Gehör zu verschaffen, als die Tür vor ihm zuflog, und der Riegel heftig, mit verstörter Beeiferung, vor seinen Schritten zurasselte. Unschlüssig, einen Augenblick, was unter solchen Umständen zu tun sei, stand er, und überlegte, ob er durch ein, zur Seite offen stehendes, Fenster einsteigen, und seinen Zweck, bis er ihn erreicht, verfolgen solle; doch so schwer es ihm auch in jedem Sinne war, umzukehren, diesmal schien es die Notwendigkeit zu erfordern, und grimmig erbittert über sich, daß er sie aus seinen Armen gelassen hatte, schlich er die Rampe hinab, und verließ den Garten, um seine Pferde aufzusuchen. Er fühlte, daß der Versuch, sich an ihrem Busen zu erklären, für immer fehlgeschlagen sei, und ritt schrittweis, indem er einen Brief überlegte, den er jetzt zu schreiben verdammt war, nach M . . . zurück. Abends, da er sich, in der übelsten Laune von der Welt, bei einer öffentlichen Tafel eingefunden hatte, traf er den Forstmeister an, der ihn auch sogleich befragte, ob er seinen Antrag in V . . . glücklich angebracht habe? Der Graf antwortete kurz: „nein!" und war sehr gestimmt, ihn mit einer bitteren Wendung abzufertigen; doch um der Höflichkeit ein Genüge zu tun, setzte er nach einer Weile hinzu: er habe sich ent-

schlossen, sich schriftlich an sie zu wenden, und werde damit in kurzem ins reine sein. Der Forstmeister sagte: er sehe mit Bedauern, daß seine Leidenschaft für die Marquise ihn seiner Sinne beraube. Er müsse ihm inzwischen versichern, daß sie bereits auf dem Wege sei, eine andere Wahl zu treffen; klingelte nach den neuesten Zeitungen, und gab ihm das Blatt, in welchem die Aufforderung derselben an den Vater ihres Kindes eingerückt war. Der Graf durchlief, indem ihm das Blut ins Gesicht schoß, die Schrift. Ein Wechsel von Gefühlen durchkreuzte ihn. Der Forstmeister fragte, ob er nicht glaube, daß die Person, die die Frau Marquise suche, sich finden werde? — „Unzweifelhaft!" versetzte der Graf, indessen er mit ganzer Seele über dem Papier lag, und den Sinn desselben gierig verschlang. Darauf, nachdem er einen Augenblick, während er das Blatt zusammenlegte, an das Fenster getreten war, sagte er: „nun ist es gut! nun weiß ich, was ich zu tun habe!" kehrte sich sodann um; und fragte den Forstmeister noch, auf eine verbindliche Art, ob man ihn bald wiedersehen werde; empfahl sich ihm, und ging, völlig ausgesöhnt mit seinem Schicksal, fort. —

Inzwischen waren in dem Hause des Kommendanten die lebhaftesten Auftritte vorgefallen. Die Obristin war über die zerstörende Heftigkeit ihres Gatten und über die Schwäche, mit welcher sie sich, bei der tyrannischen Verstoßung der Tochter, von ihm hatte unterjochen lassen, äußerst erbittert. Sie war, als der Schuß in des Kommendanten Schlafgemach fiel, und die Tochter aus demselben hervorstürzte, in eine Ohnmacht gesunken, aus der sie sich zwar bald wieder erholte; doch der Kommendant hatte, in dem Augenblick ihres Erwachens, weiter nichts gesagt, als, es täte ihm leid, daß sie diesen Schrecken umsonst gehabt, und das abgeschossene Pistol auf einen Tisch geworfen. Nachher, da von der Abforderung der Kinder die Rede war, wagte sie schüchtern, zu erklären, daß man zu einem solchen Schritt kein Recht habe; sie bat mit einer, durch die gehabte Anwandlung, schwachen und rührenden Stimme, heftige Auftritte im Hause zu vermeiden; doch der Kommendant erwiderte weiter nichts, als, indem er sich zum Forstmeister wandte, vor Wut schäumend: „geh! und schaff sie mir!" Als der zweite Brief des Grafen F... ankam, hatte der Kommendant befohlen, daß er nach V... zur Marquise herausgeschickt werden solle, welche ihn, wie man nachher durch den Boten erfuhr, beiseitegelegt, und gesagt hatte, es wäre gut. Die Obristin, der in der ganzen Begebenheit so vieles, und besonders die Geneigtheit der Marquise, eine neue, ihr ganz gleichgültige Vermählung

einzugehen, dunkel war, suchte vergebens, diesen Umstand zur Sprache zu bringen. Der Kommendant bat immer, auf eine Art, die einem Befehle gleich sah, zu schweigen; versicherte, indem er einst, bei einer solchen Gelegenheit, ein Porträt herabnahm, das noch von ihr an der Wand hing, daß er sein Gedächtnis ihrer ganz zu vertilgen wünsche; und meinte, er hätte keine Tochter mehr. Drauf erschien der sonderbare Aufruf der Marquise in den Zeitungen. Die Obristin, die auf das lebhafteste darüber betroffen war, ging mit dem Zeitungsblatt, das sie von dem Kommendanten erhalten hatte, in sein Zimmer, wo sie ihn an einem Tisch arbeitend fand, und fragte ihn, was er in aller Welt davon halte? Der Kommendant sagte, indem er fortschrieb: „o! sie ist unschuldig." „Wie!" rief Frau von G . . . ., mit dem alleräußersten Erstaunen: „unschuldig?" „Sie hat es im Schlaf getan", sagte der Kommendant, ohne aufzusehen. „Im Schlafe!" versetzte Frau von G . . . . . „Und ein so ungeheurer Vorfall wäre — ?" „Die Närrin!" rief der Kommendant, schob die Papiere übereinander, und ging weg.

Am nächsten Zeitungstage las die Obristin, da beide beim Frühstück saßen, in einem Intelligenzblatt, das eben ganz feucht von der Presse kam, folgende Antwort:

„Wenn die Frau Marquise von O . . . . sich, am 3ten . . . 11 Uhr morgens, im Hause des Herrn von G . . . ., ihres Vaters, einfinden will: so wird sich derjenige, den sie sucht, ihr daselbst zu Füßen werfen." —

Der Obristin verging, ehe sie noch auf die Hälfte dieses unerhörten Artikels gekommen war, die Sprache; sie überflog das Ende, und reichte das Blatt dem Kommendanten dar. Der Obrist durchlas das Blatt dreimal, als ob er seinen eignen Augen nicht traute. „Nun sage mir, um des Himmels willen, Lorenzo", rief die Obristin, „was hältst du davon?" „O die Schändliche!" versetzte der Kommendant, und stand auf; „o die verschmitzte Heuchlerin! Zehnmal die Schamlosigkeit einer Hündin, mit zehnfacher List des Fuchses gepaart, reichen noch an die ihrige nicht! Solch eine Miene! Zwei solche Augen! Ein Cherub hat sie nicht treuer!" — und jammerte und konnte sich nicht beruhigen. „Aber was in aller Welt", fragte die Obristin, „wenn es eine List ist, kann sie damit bezwecken?" — „Was sie damit bezweckt? Ihre nichtswürdige Betrügerei, mit Gewalt will sie sie durchsetzen", erwiderte der Obrist. „Auswendig gelernt ist sie schon, die Fabel, die sie uns beide, sie und er, am 3ten 11 Uhr morgens hier aufbürden wollen. ‚Mein liebes Töchterchen', soll ich sagen, ‚das wußte ich nicht, wer

konnte das denken, vergib mir, nimm meinen Segen, und sei wieder gut.' Aber die Kugel dem, der am 3ten morgens über meine Schwelle tritt! Es müßte denn schicklicher sein, ihn mir durch Bedienten aus dem Hause zu schaffen." — Frau von G.... sagte, nach einer nochmaligen Überlesung des Zeitungsblattes, daß, wenn sie, von zwei unbegreiflichen Dingen, einem Glauben beimessen solle, sie lieber an ein unerhörtes Spiel des Schicksals, als an diese Niederträchtigkeit ihrer sonst so vortrefflichen Tochter glauben wolle. Doch ehe sie noch vollendet hatte, rief der Kommendant schon: „tu mir den Gefallen und schweig!" und verließ das Zimmer. „Es ist mir verhaßt, wenn ich nur davon höre."

Wenige Tage nachher erhielt der Kommendant, in Beziehung auf diesen Zeitungsartikel, einen Brief von der Marquise, in welchem sie ihn, da ihr die Gnade versagt wäre, in seinem Hause erscheinen zu dürfen, auf eine ehrfurchtsvolle und rührende Art bat, denjenigen, der sich am 3ten morgens bei ihm zeigen würde, gefälligst zu ihr nach V... hinauszuschicken. Die Obristin war gerade gegenwärtig, als der Kommendant diesen Brief empfing; und da sie auf seinem Gesicht deutlich bemerkte, daß er in seiner Empfindung irre geworden war: denn welch ein Motiv jetzt, falls es eine Betrügerei war, sollte er ihr unterlegen, da sie auf seine Verzeihung gar keine Ansprüche zu machen schien? so rückte sie, dadurch dreist gemacht, mit einem Plan hervor, den sie schon lange, in ihrer von Zweifeln bewegten Brust, mit sich herumgetragen hatte. Sie sagte, während der Obrist noch, mit einer nichtssagenden Miene, in das Papier hineinsah: sie habe einen Einfall. Ob er ihr erlauben wolle, auf einen oder zwei Tage, nach V... hinauszufahren? Sie werde die Marquise, falls sie wirklich denjenigen, der ihr durch die Zeitungen, als ein Unbekannter, geantwortet, schon kenne, in eine Lage zu versetzen wissen, in welcher sich ihre Seele verraten müßte, und wenn sie die abgefeimteste Verräterin wäre. Der Kommendant erwiderte, indem er, mit einer plötzlich heftigen Bewegung, den Brief zerriß: sie wisse, daß er mit ihr nichts zu schaffen haben wolle, und er verbiete ihr, in irgendeine Gemeinschaft mit ihr zu treten. Er siegelte die zerrissenen Stücken ein, schrieb eine Adresse an die Marquise, und gab sie dem Boten, als Antwort, zurück. Die Obristin, durch diesen hartnäckigen Eigensinn, der alle Möglichkeit der Aufklärung vernichtete, heimlich erbittert, beschloß ihren Plan jetzt, gegen seinen Willen, auszuführen. Sie nahm einen von den Jägern des Kommendanten, und fuhr am nächstfolgenden Morgen, da

ihr Gemahl noch im Bette lag, mit demselben nach V... hinaus. Als sie am Tore des Landsitzes angekommen war, sagte ihr der Türsteher, daß niemand bei der Frau Marquise vorgelassen würde. Frau von G.... antwortete, daß sie von dieser Maßregel unterrichtet wäre, daß er aber gleichwohl nur gehen, und die Obristin von G.... bei ihr anmelden möchte. Worauf dieser versetzte, daß dies zu nichts helfen würde, indem die Frau Marquise keinen Menschen auf der Welt spräche. Frau von G.... antwortete, daß sie von ihr gesprochen werden würde, indem sie ihre Mutter wäre, und daß er nur nicht länger säumen, und sein Geschäft verrichten möchte. Kaum aber war noch der Türsteher zu diesem, wie er meinte, gleichwohl vergeblichen Versuche ins Haus gegangen, als man schon die Marquise daraus hervortreten, nach dem Tore eilen, und sich auf Knien vor dem Wagen der Obristin niederstürzen sah. Frau von G.... stieg, von ihrem Jäger unterstützt, aus, und hob die Marquise, nicht ohne einige Bewegung, vom Boden auf. Die Marquise drückte sich, von Gefühlen überwältigt, tief auf ihre Hand hinab, und führte sie, indem ihr die Tränen häufig flossen, ehrfurchtsvoll in die Zimmer ihres Hauses. „Meine teuerste Mutter!" rief sie, nachdem sie ihr den Diwan angewiesen hatte, und noch vor ihr stehen blieb, und sich die Augen trocknete: „welch ein glücklicher Zufall ist es, dem ich Ihre, mir unschätzbare Erscheinung verdanke?" Frau von G.... sagte, indem sie ihre Tochter vertraulich faßte, sie müsse ihr nur sagen, daß sie komme, sie wegen der Härte, mit welcher sie aus dem väterlichen Hause verstoßen worden sei, um Verzeihung zu bitten. „Verzeihung!" fiel ihr die Marquise ins Wort, und wollte ihre Hände küssen. Doch diese, indem sie den Handkuß vermied, fuhr fort: „denn nicht nur, daß die, in den letzten öffentlichen Blättern eingerückte, Antwort auf die bewußte Bekanntmachung, mir sowohl als dem Vater, die Überzeugung von deiner Unschuld gegeben hat; so muß ich dir auch eröffnen, daß er sich selbst schon, zu unserm großen und freudigen Erstaunen, gestern im Hause gezeigt hat." „Wer hat sich — ?" fragte die Marquise, und setzte sich bei ihrer Mutter nieder; — „welcher er selbst hat sich gezeigt —?" und Erwartung spannte jede ihrer Mienen. „Er", erwiderte Frau von G...., „der Verfasser jener Antwort, er persönlich selbst, an welchen dein Aufruf gerichtet war." — „Nun denn", sagte die Marquise, mit unruhig arbeitender Brust: „wer ist es?" Und noch einmal: „wer ist es?" — „Das", erwiderte Frau von G...., „möchte ich dich erraten lassen. Denn denke,

daß sich gestern, da wir beim Tee sitzen, und eben das sonderbare Zeitungsblatt lesen, ein Mensch, von unsrer genauesten Bekanntschaft, mit Gebärden der Verzweiflung ins Zimmer stürzt, und deinem Vater, und bald darauf auch mir, zu Füßen fällt. Wir, unwissend, was wir davon denken sollen, fordern ihn auf, zu reden. Darauf spricht er: sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe; er sei der Schändliche, der die Frau Marquise betrogen, er müsse wissen, wie man sein Verbrechen beurteile, und wenn Rache über ihn verhängt werden solle, so komme er, sich ihr selbst darzubieten." „Aber wer? wer? wer?" versetzte die Marquise. „Wie gesagt", fuhr Frau von G.... fort, „ein junger, sonst wohlerzogener Mensch, dem wir eine solche Nichtswürdigkeit niemals zugetraut hätten. Doch erschrecken wirst du nicht, meine Tochter, wenn du erfährst, daß er von niedrigem Stande, und von allen Forderungen, die man sonst an deinen Gemahl machen dürfte, entblößt ist." „Gleichviel, meine vortreffliche Mutter", sagte die Marquise, „er kann nicht ganz unwürdig sein, da er sich Ihnen früher, als mir, zu Füßen geworfen hat. Aber, wer? wer? Sagen Sie mir nur: wer?" „Nun denn", versetzte die Mutter, „es ist Leopardo, der Jäger, den sich der Vater jüngst aus Tirol verschrieb, und den ich, wenn du ihn wahrnahmst, schon mitgebracht habe, um ihn dir als Bräutigam vorzustellen." „Leopardo, der Jäger!" rief die Marquise, und drückte ihre Hand, mit dem Ausdruck der Verzweiflung, vor die Stirn. „Was erschreckt dich?" fragte die Obristin. „Hast du Gründe, daran zu zweifeln?" — „Wie? Wo? Wann?" fragte die Marquise verwirrt. „Das", antwortete jene, „will er nur dir anvertrauen. Scham und Liebe, meinte er, machten es ihm unmöglich, sich einer andern hierüber zu erklären, als dir. Doch wenn du willst, so öffnen wir das Vorzimmer, wo er, mit klopfendem Herzen, auf den Ausgang wartet; und du magst sehen, ob du ihm sein Geheimnis, indessen ich abtrete, entlockst." — „Gott, mein Vater!" rief die Marquise; „ich war einst in der Mittagshitze eingeschlummert, und sah ihn von meinem Diwan gehen, als ich erwachte!" — Und damit legte sie ihre kleinen Hände vor ihr, in Scham erglühendes, Gesicht. Bei diesen Worten sank die Mutter auf Knien vor ihr nieder. „O meine Tochter!" rief sie; „o du Vortreffliche!" und schlug die Arme um sie. „Und o ich Nichtswürdige!" und verbarg das Antlitz in ihrem Schoß. Die Marquise fragte bestürzt: „was ist Ihnen, meine Mutter?" „Denn begreife", fuhr diese fort, „o du Reinere als Engel sind, daß von allem, was ich dir sagte, nichts wahr ist; daß meine

verderbte Seele an solche Unschuld nicht, als von der du umstrahlt bist, glauben konnte, und daß ich dieser schändlichen List erst bedurfte, um mich davon zu überzeugen." „Meine teuerste Mutter", rief die Marquise, und neigte sich voll froher Rührung zu ihr herab, und wollte sie aufheben. Jene versetzte darauf: „nein, eher nicht von deinen Füßen weich' ich, bis du mir sagst, ob du mir die Niedrigkeit meines Verhaltens, du Herrliche, Überirdische, verzeihen kannst." „Ich Ihnen verzeihen, meine Mutter! Stehen Sie auf", rief die Marquise, „ich beschwöre Sie" — „Du hörst", sagte Frau von G...., „ich will wissen, ob du mich noch lieben, und so aufrichtig verehren kannst, als sonst?" „Meine angebetete Mutter!" rief die Marquise, und legte sich gleichfalls auf Knien vor ihr nieder; „Ehrfurcht und Liebe sind nie aus meinem Herzen gewichen. Wer konnte mir, unter so unerhörten Umständen, Vertrauen schenken? Wie glücklich bin ich, daß Sie von meiner Unsträflichkeit überzeugt sind!" „Nun denn", versetzte Frau von G...., indem sie, von ihrer Tochter unterstützt, aufstand: „so will ich dich auf Händen tragen, mein liebstes Kind. Du sollst bei mir dein Wochenlager halten; und wären die Verhältnisse so, daß ich einen jungen Fürsten von dir erwartete, mit größerer Zärtlichkeit nicht und Würdigkeit könnt' ich dein pflegen. Die Tage meines Lebens nicht mehr von deiner Seite weich' ich. Ich biete der ganzen Welt Trotz; ich will keine andre Ehre mehr, als deine Schande: wenn du mir nur wieder gut wirst, und der Härte nicht, mit welcher ich dich verstieß, mehr gedenkst." Die Marquise suchte sie mit Liebkosungen und Beschwörungen ohne Ende zu trösten; doch der Abend kam heran, und Mitternacht schlug, ehe es ihr gelang. Am folgenden Tage, da sich der Affekt der alten Dame, der ihr während der Nacht eine Fieberhitze zugezogen hatte, ein wenig gelegt hatte, fuhren Mutter und Tochter und Enkel, wie im Triumph, wieder nach M... zurück. Sie waren äußerst vergnügt auf der Reise, scherzten über Leopardo, den Jäger, der vorn auf dem Bock saß; und die Mutter sagte zur Marquise, sie bemerke, daß sie rot würde, sooft sie seinen breiten Rücken ansähe. Die Marquise antwortete, mit einer Regung, die halb ein Seufzer, halb ein Lächeln war: „wer weiß, wer zuletzt noch am 3ten 11 Uhr morgens bei uns erscheint!" — Drauf, je mehr man sich M... näherte, je ernsthafter stimmten sich wieder die Gemüter, in der Vorahndung entscheidender Auftritte, die ihnen noch bevorstanden. Frau von G...., die sich von ihren Plänen nichts merken ließ, führte ihre Tochter, da sie vor dem Hause ausgestiegen

waren, wieder in ihre alten Zimmer ein; sagte, sie möchte es sich nur bequem machen, sie würde gleich wieder bei ihr sein, und schlüpfte ab. Nach einer Stunde kam sie mit einem ganz erhitzten Gesicht wieder. „Nein, solch ein Thomas!" sprach sie mit heimlich vergnügter Seele; „solch ein ungläubiger Thomas! Hab' ich nicht eine Seigerstunde gebraucht, ihn zu überzeugen! Aber nun sitzt er, und weint." „Wer?" fragte die Marquise. „Er", antwortete die Mutter. „Wer sonst, als wer die größte Ursache dazu hat." „Der Vater doch nicht?" rief die Marquise. „Wie ein Kind", erwiderte die Mutter; „daß ich, wenn ich mir nicht selbst hätte die Tränen aus den Augen wischen müssen, gelacht hätte, sowie ich nur aus der Türe heraus war." „Und das wegen meiner?" fragte die Marquise, und stand auf; „und ich sollte hier — ?" „Nicht von der Stelle!" sagte Frau von G.... „Warum diktierte er mir den Brief! Hier sucht er dich auf, wenn er mich, solang' ich lebe, wiederfinden will." „Meine teuerste Mutter", flehte die Marquise — „Unerbittlich!" fiel ihr die Obristin ins Wort. „Warum griff er nach der Pistole!" — „Aber ich beschwöre Sie!" — „Du sollst nicht", versetzte Frau von G...., indem sie die Tochter wieder auf ihren Sessel niederdrückte. „Und wenn er nicht heut vor Abend noch kommt, zieh' ich morgen mit dir weiter." Die Marquise nannte dies Verfahren hart und ungerecht. Doch die Mutter erwiderte: „Beruhige dich" — denn eben hörte sie jemand von weitem heranschluchzen: „er kömmt schon!" „Wo?" fragte die Marquise, und horchte. „Ist wer hier draußen vor der Tür; dies heftige — ?" „Allerdings", versetzte Frau von G..... „Er will, daß wir ihm die Türe öffnen." „Lassen Sie mich!" rief die Marquise, und riß sich vom Stuhl empor. Doch: „wenn du mir gut bist, Julietta," versetzte die Obristin, „so bleib"; und in dem Augenblick trat auch der Kommendant schon, das Tuch vor das Gesicht haltend, ein. Die Mutter stellte sich breit vor ihre Tochter, und kehrte ihm den Rücken zu. „Mein teuerster Vater!" rief die Marquise, und streckte ihre Arme nach ihm aus. „Nicht von der Stelle", sagte Frau von G...., „du hörst!" Der Kommendant stand in der Stube und weinte. „Er soll dir abbitten", fuhr Frau von G.... fort. „Warum ist er so heftig! Und warum ist er so hartnäckig! Ich liebe ihn, aber dich auch; ich ehre ihn, aber dich auch. Und muß ich eine Wahl treffen, so bist du vortrefflicher, als er, und ich bleibe bei dir." Der Kommendant beugte sich ganz krumm, und heulte, daß die Wände erschallten. „Aber mein Gott!" rief die Marquise, gab

der Mutter plötzlich nach, und nahm ihr Tuch, ihre eigenen Tränen fließen zu lassen. Frau von G.... sagte: „— er kann nur nicht sprechen!“ und wich ein wenig zur Seite aus. Hierauf erhob sich die Marquise, umarmte den Kommendanten, und bat ihn, sich zu beruhigen. Sie weinte selbst heftig. Sie fragte ihn, ob er sich nicht setzen wolle? sie wollte ihn auf einen Sessel niederziehen; sie schob ihm einen Sessel hin, damit er sich darauf setze: doch er antwortete nicht; er war nicht von der Stelle zu bringen; er setzte sich auch nicht, und stand bloß, das Gesicht tief zur Erde gebeugt, und weinte. Die Marquise sagte, indem sie ihn aufrecht hielt, halb zur Mutter gewandt: er werde krank werden; die Mutter selbst schien, da er sich ganz konvulsivisch gebärdete, ihre Standhaftigkeit verlieren zu wollen. Doch da der Kommendant sich endlich, auf die wiederholten Anforderungen der Tochter, niedergesetzt hatte, und diese ihm, mit unendlichen Liebkosungen, zu Füßen gesunken war: so nahm sie wieder das Wort, sagte, es geschehe ihm ganz recht, er werde nun wohl zur Vernunft kommen, entfernte sich aus dem Zimmer, und ließ sie allein.

Sobald sie draußen war, wischte sie sich selbst die Tränen ab, dachte, ob ihm die heftige Erschütterung, in welche sie ihn versetzt hatte, nicht doch gefährlich sein könnte, und ob es wohl ratsam sei, einen Arzt rufen zu lassen? Sie kochte ihm für den Abend alles, was sie nur Stärkendes und Beruhigendes aufzutreiben wußte, in der Küche zusammen, bereitete und wärmte ihm das Bett, um ihn sogleich hineinzulegen, sobald er nur, an der Hand der Tochter, erscheinen würde, und schlich, da er immer noch nicht kam, und schon die Abendtafel gedeckt war, dem Zimmer der Marquise zu, um doch zu hören, was sich zutrage? Sie vernahm, da sie mit sanft an die Tür gelegtem Ohr horchte, ein leises, eben verhallendes Gelispel, das, wie es ihr schien, von der Marquise kam; und wie sie durchs Schlüsselloch bemerkte, saß sie auch auf des Kommendanten Schoß, was er sonst in seinem Leben nicht zugegeben hatte. Drauf endlich öffnete sie die Tür, und sah nun — und das Herz quoll ihr vor Freuden empor: die Tochter still, mit zurückgebeugtem Nacken, die Augen fest geschlossen, in des Vaters Armen liegen; indessen dieser, auf dem Lehnstuhl sitzend, lange, heiße und lechzende Küsse, das große Auge voll glänzender Tränen, auf ihren Mund drückte: gerade wie ein Verliebter! Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz saß er, wie über das Mädchen seiner ersten Liebe, und legte ihr den Mund zurecht, und küßte sie. Die Mutter fühlte sich, wie eine

Selige; ungesehen, wie sie hinter seinem Stuhle stand, säumte sie, die Lust der himmelfrohen Versöhnung, die ihrem Hause wieder geworden war, zu stören. Sie nahte sich dem Vater endlich, und sah ihn, da er eben wieder mit Fingern und Lippen in unsäglicher Lust über den Mund seiner Tochter beschäftigt war, sich um den Stuhl herumbeugend, von der Seite an. Der Kommendant schlug, bei ihrem Anblick, das Gesicht schon wieder ganz kraus nieder, und wollte etwas sagen; doch sie rief: „o was für ein Gesicht ist das!" küßte es jetzt auch ihrerseits in Ordnung, und machte der Rührung durch Scherzen ein Ende. Sie lud und führte beide, die wie Brautleute gingen, zur Abendtafel, an welcher der Kommendant zwar sehr heiter war, aber noch von Zeit zu Zeit schluchzte, wenig aß und sprach, auf den Teller niedersah, und mit der Hand seiner Tochter spielte.

Nun galt es, beim Anbruch des nächsten Tages, die Frage: wer nur, in aller Welt, morgen um 11 Uhr sich zeigen würde; denn morgen war der gefürchtete Dritte. Vater und Mutter, und auch der Bruder, der sich mit seiner Versöhnung eingefunden hatte, stimmten unbedingt, falls die Person nur von einiger Erträglichkeit sein würde, für Vermählung; alles, was nur immer möglich war, sollte geschehen, um die Lage der Marquise glücklich zu machen. Sollten die Verhältnisse derselben jedoch so beschaffen sein, daß sie selbst dann, wenn man ihnen durch Begünstigungen zu Hilfe käme, zu weit hinter den Verhältnissen der Marquise zurückblieben, so widersetzten sich die Eltern der Heirat; sie beschlossen, die Marquise nach wie vor bei sich zu behalten, und das Kind zu adoptieren. Die Marquise hingegen schien willens, in jedem Falle, wenn die Person nur nicht ruchlos wäre, ihr gegebenes Wort in Erfüllung zu bringen, und dem Kinde, es koste was es wolle, einen Vater zu verschaffen. Am Abend fragte die Mutter, wie es denn mit dem Empfang der Person gehalten werden solle? Der Kommendant meinte, daß es am schicklichsten sein würde, wenn man die Marquise um 11 Uhr allein ließe. Die Marquise hingegen bestand darauf, daß beide Eltern, und auch der Bruder, gegenwärtig sein möchten, indem sie keine Art des Geheimnisses mit dieser Person zu teilen haben wolle. Auch meinte sie, daß dieser Wunsch sogar in der Antwort derselben, dadurch, daß sie das Haus des Kommendanten zur Zusammenkunft vorgeschlagen, ausgedrückt scheine; ein Umstand, um dessentwillen ihr gerade diese Antwort, wie sie frei gestehen müsse, sehr gefallen habe. Die Mutter bemerkte die Unschicklichkeit der Rollen, die der Vater und der Bruder dabei zu spielen

haben würden, bat die Tochter, die Entfernung der Männer zuzulassen, wogegen sie in ihren Wunsch willigen, und bei dem Empfang der Person gegenwärtig sein wolle. Nach einer kurzen Besinnung der Tochter ward dieser letzte Vorschlag endlich angenommen. Drauf nun erschien, nach einer, unter den gespanntesten Erwartungen zugebrachten, Nacht, der Morgen des gefürchteten Dritten. Als die Glocke eilf Uhr schlug, saßen beide Frauen, festlich, wie zur Verlobung, angekleidet, im Besuchzimmer; das Herz klopfte ihnen, daß man es gehört haben würde, wenn das Geräusch des Tages geschwiegen hätte. Der eilfte Glockenschlag summte noch, als Leopardo, der Jäger, eintrat, den der Vater aus Tirol verschrieben hatte. Die Weiber erblaßten bei diesem Anblick. „Der Graf F...", sprach er, „ist vorgefahren, und läßt sich anmelden." „Der Graf F...!" riefen beide zugleich, von einer Art der Bestürzung in die andre geworfen. Die Marquise rief: „Verschließt die Türen! Wir sind für ihn nicht zu Hause"; stand auf, das Zimmer gleich selbst zu verriegeln, und wollte eben den Jäger, der ihr im Wege stand, hinausdrängen, als der Graf schon, in genau demselben Kriegsrock, mit Orden und Waffen, wie er sie bei der Eroberung des Forts getragen hatte, zu ihr eintrat. Die Marquise glaubte vor Verwirrung in die Erde zu sinken; sie griff nach einem Tuch, das sie auf dem Stuhl hatte liegen lassen, und wollte eben in ein Seitenzimmer entfliehn; doch Frau von G..., indem sie die Hand derselben ergriff, rief: „Julietta —!" und wie erstickt von Gedanken, ging ihr die Sprache aus. Sie heftete die Augen fest auf den Grafen und wiederholte: „ich bitte dich, Julietta!" indem sie sie nach sich zog: „wen erwarten wir denn —?" Die Marquise rief, indem sie sich plötzlich wandte: „nun? doch ihn nicht —?" und schlug mit einem Blick funkelnd, wie ein Wetterstrahl, auf ihn ein, indessen Bläße des Todes ihr Antlitz überflog. Der Graf hatte ein Knie vor ihr gesenkt; die rechte Hand lag auf seinem Herzen, das Haupt sanft auf seine Brust gebeugt, lag er, und blickte hochglühend vor sich nieder, und schwieg. „Wen sonst", rief die Obristin mit beklemmter Stimme, „wen sonst, wir Sinnberaubten, als ihn —?" Die Marquise stand starr über ihm, und sagte: „ich werde wahnsinnig werden, meine Mutter!" „Du Törin", erwiderte die Mutter, zog sie zu sich, und flüsterte ihr etwas in das Ohr. Die Marquise wandte sich, und stürzte, beide Hände vor das Gesicht, auf den Sofa nieder. Die Mutter rief: „Unglückliche! Was fehlt dir? Was ist geschehn, worauf du nicht vorbereitet warst?" — Der Graf wich nicht von der Seite der

Obristin; er faßte, immer noch auf seinen Knien liegend, den äußersten Saum ihres Kleides, und küßte ihn. „Liebe! Gnädige! Verehrungswürdigste!" flüsterte er: eine Träne rollte ihm die Wangen herab. Die Obristin sagte: „stehn Sie auf, Herr Graf, stehn Sie auf! Trösten Sie jene; so sind wir alle versöhnt, so ist alles vergeben und vergessen." Der Graf erhob sich weinend. Er ließ sich von neuem vor der Marquise nieder, er faßte leise ihre Hand, als ob sie von Gold wäre, und der Duft der seinigen sie trüben könnte. Doch diese —: „gehn Sie! gehn Sie! gehn Sie!" rief sie, indem sie aufstand; „auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen — — — Teufel!" öffnete, indem sie ihm dabei, gleich einem Pestvergifteten, auswich, die Tür des Zimmers, und sagte: „ruft den Obristen!" „Julietta!" rief die Obristin mit Erstaunen. Die Marquise blickte, mit tötender Wildheit, bald auf den Grafen, bald auf die Mutter ein; ihre Brust flog, ihr Antlitz loderte: eine Furie blickt nicht schrecklicher. Der Obrist und der Forstmeister kamen. „Diesem Mann, Vater", sprach sie, als jene noch unter dem Eingang waren, „kann ich mich nicht vermählen!" griff in ein Gefäß mit Weihwasser, das an der hinteren Tür befestigt war, besprengte, in einem großen Wurf, Vater und Mutter und Bruder damit, und verschwand.

Der Kommendant, von dieser seltsamen Erscheinung betroffen, fragte, was vorgefallen sei; und erblaßte, da er, in diesem entscheidenden Augenblick, den Grafen F... im Zimmer erblickte. Die Mutter nahm den Grafen bei der Hand und sagte: „frage nicht; dieser junge Mann bereut von Herzen alles, was geschehen ist; gib deinen Segen, gib, gib: so wird sich alles noch glücklich endigen." Der Graf stand wie vernichtet. Der Kommendant legte seinen Arm auf ihn; seine Augenwimpern zuckten, seine Lippen waren weiß, wie Kreide. „Möge der Fluch des Himmels von diesen Scheiteln weichen!" rief er: „wann gedenken Sie zu heiraten?" — „Morgen", antwortete die Mutter für ihn, denn er konnte kein Wort hervorbringen, „morgen oder heute, wie du willst; dem Herrn Grafen, der so viel schöne Beeiferung gezeigt hat, sein Vergehen wieder gutzumachen, wird immer die nächste Stunde die liebste sein." — „So habe ich das Vergnügen, Sie morgen um 11 Uhr in der Augustinerkirche zu finden!" sagte der Kommendant; verneigte sich gegen ihn, rief Frau und Sohn ab, um sich in das Zimmer der Marquise zu verfügen, und ließ ihn stehen.

Man bemühte sich vergebens, von der Marquise den Grund ihres

sonderbaren Betragens zu erfahren; sie lag im heftigsten Fieber, wollte durchaus von Vermählung nichts wissen, und bat, sie allein zu lassen. Auf die Frage: warum sie denn ihren Entschluß plötzlich geändert habe? und was ihr den Grafen gehässiger mache, als einen andern? sah sie den Vater mit großen Augen zerstreut an, und antwortete nichts. Die Obristin sprach: ob sie vergessen habe, daß sie Mutter sei? worauf sie erwiderte, daß sie, in diesem Falle, mehr an sich, als ihr Kind, denken müsse, und nochmals, indem sie alle Engel und Heiligen zu Zeugen anrief, versicherte, daß sie nicht heiraten würde. Der Vater, der sie offenbar in einem überreizten Gemütszustande sah, erklärte, daß sie ihr Wort halten müsse; verließ sie, und ordnete alles, nach gehöriger schriftlicher Rücksprache mit dem Grafen, zur Vermählung an. Er legte demselben einen Heiratskontrakt vor, in welchem dieser auf alle Rechte eines Gemahls Verzicht tat, dagegen sich zu allen Pflichten, die man von ihm fordern würde, verstehen sollte. Der Graf sandte das Blatt, ganz von Tränen durchfeuchtet, mit seiner Unterschrift zurück. Als der Kommendant am andern Morgen der Marquise dieses Papier überreichte, hatten sich ihre Geister ein wenig beruhigt. Sie durchlas es, noch im Bette sitzend, mehrere Male, legte es sinnend zusammen, öffnete es, und durchlas es wieder; und erklärte hierauf, daß sie sich um 11 Uhr in der Augustinerkirche einfinden würde. Sie stand auf, zog sich, ohne ein Wort zu sprechen, an, stieg, als die Glocke schlug, mit allen Ihrigen in den Wagen, und fuhr dahin ab.

Erst an dem Portal der Kirche war es dem Grafen erlaubt, sich an die Familie anzuschließen. Die Marquise sah, während der Feierlichkeit, starr auf das Altarbild; nicht ein flüchtiger Blick ward dem Manne zuteil, mit welchem sie die Ringe wechselte. Der Graf bot ihr, als die Trauung vorüber war, den Arm; doch sobald sie wieder aus der Kirche heraus waren, verneigte sich die Gräfin vor ihm: der Kommendant fragte, ob er die Ehre haben würde, ihn zuweilen in den Gemächern seiner Tochter zu sehen, worauf der Graf etwas stammelte, das niemand verstand, den Hut vor der Gesellschaft abnahm, und verschwand. Er bezog eine Wohnung in M . . ., in welcher er mehrere Monate zubrachte, ohne auch nur den Fuß in des Kommendanten Haus zu setzen, bei welchem die Gräfin zurückgeblieben war. Nur seinem zarten, würdigen und völlig musterhaften Betragen überall, wo er mit der Familie in irgendeine Berührung kam, hatte er es zu verdanken, daß er, nach der nunmehr erfolgten Entbindung der Gräfin von einem jungen

Sohne, zur Taufe desselben eingeladen ward. Die Gräfin, die, mit Teppichen bedeckt, auf dem Wochenbette saß, sah ihn nur auf einen Augenblick, da er unter die Tür trat, und sie von weitem ehrfurchtsvoll grüßte. Er warf unter den Geschenken, womit die Gäste den Neugebornen bewillkommten, zwei Papiere auf die Wiege desselben, deren eines, wie sich nach seiner Entfernung auswies, eine Schenkung von 20000 Rubel an den Knaben, und das andere ein Testament war, in dem er die Mutter, falls er stürbe, zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte. Von diesem Tage an ward er, auf Veranstaltung der Frau von G..., öfter eingeladen; das Haus stand seinem Eintritt offen, es verging bald kein Abend, da er sich nicht darin gezeigt hätte. Er fing, da sein Gefühl ihm sagte, daß ihm von allen Seiten, um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen, verziehen sei, seine Bewerbung um die Gräfin, seine Gemahlin, von neuem an, erhielt, nach Verlauf eines Jahres, ein zweites Jawort von ihr, und auch eine zweite Hochzeit ward gefeiert, froher, als die erste, nach deren Abschluß die ganze Familie nach V... hinauszog. Eine ganze Reihe von jungen Russen folgte jetzt noch dem ersten; und da der Graf, in einer glücklichen Stunde, seine Frau einst fragte, warum sie, an jenem fürchterlichen Dritten, da sie auf jeden Lasterhaften gefaßt schien, vor ihm, gleich einem Teufel, geflohen wäre, antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel: er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre.

Die heilige Cäcilie
oder die Gewalt der Musik

(Eine Legende)

Um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Bilderstürmerei in den Niederlanden wütete, trafen drei Brüder, junge in Wittenberg studierende Leute, mit einem vierten, der in Antwerpen als Prädikant angestellt war, in der Stadt Aachen zusammen. Sie wollten daselbst eine Erbschaft erheben, die ihnen von seiten eines alten, ihnen allen unbekannten Oheims zugefallen war, und kehrten, weil sie hofften, daß ihr Geschäft bald

abgemacht sein würde, in einem Gasthof ein. Nach Verlauf einiger Tage, die sie damit zugebracht hatten, den Prädikanten über die merkwürdigen Auftritte, die in den Niederlanden vorgefallen waren, anzuhören, traf es sich, daß von den Nonnen im Kloster der heiligen Cäcilie, das damals vor den Toren dieser Stadt lag, der Fronleichnamstag festlich begangen werden sollte; dergestalt, daß die vier Brüder, von Schwärmerei, Jugend und dem Beispiel der Niederländer erhitzt, beschlossen, auch der Stadt Aachen das Schauspiel einer Bilderstürmerei zu geben. Der Prädikant, der dergleichen Unternehmungen mehr als einmal schon geleitet hatte, versammelte, am Abend zuvor, eine Anzahl junger, der neuen Lehre ergebener Kaufmannssöhne und Studenten, welche, in dem Gasthofe, bei Wein und Speisen, unter Verwünschungen des Papsttums, die Nacht zubrachten; und als der Tag über die Zinnen der Stadt aufgegangen, versahen sie sich mit Zerstörungswerkzeugen aller Art, um ihr ausgelassenes Geschäft zu beginnen. Sie verabredeten jubelnd ein Zeichen, auf welches sie damit anfangen wollten, die Fensterscheiben, mit biblischen Geschichten bemalt, einzuwerfen; und eines großen Anhangs, den sie unter dem Volk finden würden, gewiß, verfügten sie sich, entschlossen keinen Stein auf dem anderen zu lassen, als die Glocken läuteten, in den Dom. Die Äbtissin, die, schon, in der Stunde der Mitternacht, durch einen Freund von der Gefahr, die über dem Kloster schwebte, benachrichtigt worden war, schickte vergebens zu dem kaiserlichen Offizier, der in der Stadt kommandierte, und bat ihn, zum Schutz des Klosters, um eine Wache; der Offizier, der selbst ein Feind des Papsttums, und der neuen Lehre zugetan war, wußte ihr unter dem Vorwand, daß sie Geister sähe, und für ihr Kloster nicht der Schatten einer Gefahr vorhanden sei, die Wache zu verweigern. Inzwischen brach die Stunde an, da die Feierlichkeiten beginnen sollten, und die Nonnen schickten sich, unter Angst und Beten, und jammervoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zur Messe an. Niemand beschützte sie, als ein alter, siebzigjähriger Klostervogt, der sich, mit einigen bewaffneten Troßknechten, am Eingang der Kirche aufstellte. In den Nonnenklöstern führen, auf das Spiel jeder Art der Instrumente geübt, die Nonnen, wie bekannt, ihre Musiken selber auf; oft mit einer Präzision, einem Verstande und einer Empfindung, die man in männlichen Orchestern (vielleicht wegen der weiblichen Geschlechtsart dieser geheimnisvollen Kunst) vermißt. Nun fügte es sich, zur Verdoppelung des Bedrängnis, daß die Kapellmeisterin, Schwester Antonia, welche die

Musik auf dem Orchester zu dirigieren pflegte, wenige Tage zuvor, an einem Nervenfieber, heftig erkrankte; dergestalt, daß abgesehen von den vier gotteslästerlichen Brüdern, die man bereits, in Mänteln gehüllt, unter den Pfeilern der Kirche erblickte, das Kloster auch, wegen Aufführung eines schicklichen Musikwerks, in der lebhaftesten Verlegenheit war. Die Äbtissin, die am Abend des vorhergehenden Tages befohlen hatte, daß eine uralte, von einem unbekannten Meister herrührende, italienische Messe aufgeführt werden sollte, mit welcher die Kapelle oftmals schon, einer besonderen Heiligkeit und Herrlichkeit wegen, mit welcher sie gedichtet war, die größesten Wirkungen hervorgebracht hatte, schickte, mehr als jemals auf ihren Willen beharrend, noch einmal zur Schwester Antonia herab, um zu hören, wie sich dieselbe befinde; die Nonne aber, die dies Geschäft übernahm, kam mit der Nachricht zurück, daß die Schwester in gänzlich bewußtlosem Zustande daniederliege, und an ihre Direktionsführung, bei der vorhabenden Musik, auf keine Weise zu denken sei. Inzwischen waren in dem Dom, in welchen sich nach und nach mehr denn hundert, mit Beilen und Brechstangen versehene Frevler, von allen Ständen und Altern, eingefunden hatten, bereits die bedenklichsten Auftritte vorgefallen; man hatte einige Troßknechte, die an den Portälen standen, auf die unanständigste Weise geneckt, und sich die frechsten und unverschämtesten Äußerungen gegen die Nonnen erlaubt, die sich hin und wieder, in frommen Geschäften, einzeln in den Hallen blicken ließen: dergestalt, daß der Klostervogt sich in die Sakristei verfügte, und die Äbtissin auf Knien beschwor, das Fest einzustellen und sich in die Stadt, unter den Schutz des Kommendanten, zu begeben. Die Äbtissin bestand unerschütterlich darauf, daß das zur Ehre Gottes angeordnete Fest begangen werden müsse; sie erinnerte den Klostervogt an seine Pflicht, die Messe und den feierlichen Umgang, der in dem Dom gehalten werden würde, mit Leib und Leben zu beschirmen; und befahl den Nonnen, die sie zitternd umringten, ein Oratorium, das häufig in der Kirche vorgetragen wurde, obschon es von minderem Wert war, zu nehmen, und mit dessen Aufführung sofort den Anfang zu machen.

Eben schickten sich die Nonnen auf dem Altan der Orgel dazu an: als Schwester Antonia plötzlich, frisch und gesund, obschon ein wenig bleich im Gesicht, erschien, und den Vorschlag machte, ungesäumt noch das alte, oben erwähnte, italienische Musikwerk, auf welches die Äbtissin so dringend bestanden hatte, aufzuführen. Auf die erstaunte Frage der Nonnen: wie sie sich

plötzlich so erholt habe? antwortete sie: daß keine Zeit sei, zu schwatzen; verteilte die Partitur, die sie unter dem Arm trug, und setzte sich selbst, von Begeisterung glühend, an die Orgel, um die Direktion des trefflichen Musikstücks zu übernehmen. Demnach kam es, wie ein wunderbarer, himmlischer Trost, in die Herzen der frommen Frauen; die Beklemmung selbst, in der sie sich befanden, kam hinzu, um ihre Seelen, wie auf Schwingen, durch alle Himmel des Wohlklangs zu führen; die Messe ward mit der höchsten und herrlichsten musikalischen Pracht aufgeführt; es regte sich kein Odem, während der ganzen Darstellung, in den Hallen und Bänken; besonders bei dem Salve regina, und noch mehr bei dem Gloria in excelsis, war es, als ob die ganze Kirche, von mehr denn dreitausend Menschen erfüllt, gänzlich tot sei: dergestalt, daß, den vier gottverdammten Brüdern zum Trotz, auch der Staub auf dem Estrich nicht verweht ward, und das Kloster noch am Schluß des Dreißigjährigen Krieges bestanden hat, wo man es, vermöge eines Artikels im Westfälischen Frieden, gleichwohl säkularisierte.

Aber der Triumph der Religion war, wie sich nach einigen Tagen ergab, noch weit größer. Denn der Gastwirt, bei dem diese vier Brüder wohnten, verfügte sich, ihrer sonderbaren und auffallenden Aufführung wegen, auf das Rathaus, und zeigte der Obrigkeit an, daß dieselben, dem Anschein nach, abwesenden oder gestörten Geistes sein müßten. Die jungen Leute, sprach er, wären nach Beendigung des Fronleichnamsfestes, still und niedergeschlagen, in ihre Wohnung zurückgekehrt, hätten sich, in ihre dunkle Mäntel gehüllt, um einen Tisch niedergelassen, nichts als Brot und Wasser zur Nahrung verlangt, und gegen die Mitternachtsstunde, da sich schon alles zur Ruhe gelegt, mit einer schauerlichen und grausenhaften Stimme, das Gloria in excelsis intoniert. Da er, der Gastwirt, mit Licht hinaufgekommen, um zu sehen, was diese ungewohnte Musik veranlasse, habe er sie noch singend alle vier aufrecht um den Tisch vorgefunden: worauf sie, mit dem Glockenschlag Eins, geschwiegen, sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Bretter des Fußbodens niedergelegt, einige Stunden geschlafen, und mit der Sonne schon wieder erhoben hätten, um dasselbe öde und traurige Klosterleben, bei Wasser und Brot, anzufangen. Fünf Mitternächte hindurch, sprach der Wirt, hätte er sie nun schon, mit einer Stimme, daß die Fenster des Hauses erklirrten, das Gloria in excelsis absingen gehört; außer diesem Gesang, nicht ohne musikalischen Wohlklang, aber durch sein Geschrei gräßlich, käme kein Laut über ihre Lippen: dergestalt, daß er die

Obrigkeit bitten müsse, ihm diese Leute, in welchen ohne Zweifel der böse Geist walten müsse, aus dem Hause zu schaffen. — Der Arzt, der von dem Magistrat infolge dieses Berichts befehligt ward, den Zustand der gedachten jungen Leute zu untersuchen, und der denselben ganz so fand, wie ihn der Wirt beschrieben hatte, konnte schlechterdings, aller Forschungen ungeachtet, nicht erfahren, was ihnen in der Kirche, wohin sie noch ganz mit gesunden und rüstigen Sinnen gekommen waren, zugestoßen war. Man zog einige Bürger der Stadt, die während der Messe, in ihrer Nähe gewesen waren, vor Gericht; allein diese sagten aus, daß sie, zu Anfang derselben, zwar einige, den Gottesdienst störende, Possen getrieben hätten: nachher aber, beim Beginnen der Musik, ganz still geworden, andächtig, einer nach dem andern, aufs Knie gesunken wären, und, nach dem Beispiel der übrigen Gemeinde, zu Gott gebetet hätten. Bald darauf starb Schwester Antonia, die Kapellmeisterin, an den Folgen des Nervenfiebers, an dem sie, wie schon oben erwähnt worden, daniederlag; und als der Arzt sich, auf Befehl des Prälaten der Stadt, ins Kloster verfügte, um die Partitur des, am Morgen jenes denkwürdigen Tages aufgeführten Musikwerks zu übersehen, versicherte die Äbtissin demselben, indem sie ihm die Partitur, unter sonderbar innerlichen Bewegungen übergab, daß schlechterdings niemand wisse, wer eigentlich, an der Orgel, die Messe dirigiert habe. Durch ein Zeugnis, das vor wenig Tagen, in Gegenwart des Klostervogts und mehrerer andern Männer abgelegt worden, sei erwiesen, daß die Vollendete in der Stunde, da die Musik aufgeführt worden, ihrer Glieder gänzlich unmächtig, im Winkel ihrer Klosterzelle daniedergelegen habe; eine Klosterschwester, die ihr als leibliche Verwandtin zur Pflege ihres Körpers beigeordnet gewesen, sei während des ganzen Vormittags, da das Fronleichnamsfest gefeiert worden, nicht von ihrer Seite gewichen. — Demnach sprach der Erzbischof von Trier, an welchen dieser sonderbare Vorfall berichtet ward, zuerst das Wort aus, mit welchem die Äbtissin, aus mancherlei Gründen, nicht laut zu werden wagte: nämlich, daß die heilige Cäcilia selbst dieses, zu gleicher Zeit schreckliche und herrliche, Wunder vollbracht habe. Der Papst, mehrere Jahre darauf, bestätigte es; und noch am Schluß des Dreißigjährigen Krieges, wo das Kloster, wie oben bemerkt, säkularisiert ward, soll, sagt die Legende, der Tag, an welchem die heilige Cäcilia dasselbe, durch die geheimnisvolle Gewalt der Musik rettete, gefeiert, und ruhig und prächtig das Gloria in excelsis darin abgesungen worden sein.

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege

In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte; und versicherte mir, daß wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären, wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof, und rief: „Herr Wirt!" und da ich frage: was gibt's? „ein Glas Branntewein!" antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: „mich dürstet." Gott im Himmel! sag' ich: will Er machen, Freund, daß Er wegkömmt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! „Ei, was!" spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt. „Ich habe den ganzen Tag nichts genossen!" Nun Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen —! He! Liese! ruf ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei, und sage: da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. „Ach, was!" spricht er, indem er die Flasche wegstößt, und sich den Hut abnimmt: „wo soll ich mit dem Quark hin?" Und: „schenk Er ein!" spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: „denn ich habe keine Zeit!" Nun Er ist ein Kind des Todes, sag' ich. Da! sag' ich, und schenk' ihm ein: da! trink' Er und reit' Er! Wohl mag's Ihm bekommen! „Noch eins!" spricht der Kerl; während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: noch eins? Plagt Ihn —! „Noch eins!" spricht er, und streckt mir das Glas hin — „Und gut gemessen", spricht er, indem er sich den Bart wischt, und sich vom Pferde herab schneuzt: denn es wird bar bezahlt!" Ei, mein Seel, so wollt ich doch, daß Ihn —! Da! sag' ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: ist Er nun zufrieden? „Ach!" — schüttelt sich der Kerl. „Der Schnaps ist gut! — Na!" spricht er, und setzt sich den Hut auf: „was bin ich schuldig?" Nichts, nichts! versetz' ich. Pack' Er sich, ins Teufelsnamen; die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! „Na!" sagt er, indem er in seinen Stiefel greift:

„so soll's Ihm Gott lohnen." Und holt, aus dem Stiefel, einen Pfeifenstummel hervor, und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „schaff' Er mir Feuer!" Feuer? sag' ich: plagt Ihn —? „Feuer, ja!" spricht er: „denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen." Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. „Na!" sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!" Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt, und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht von Leder. Ein Mordkerl! sag' ich; ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? halten ja schon vor dem Tor! „Ei was!" spricht er, indem er ausspuckt; und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge. „Wenn ihrer zehen wären, ich fürcht' mich nicht." Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. „Bassa Manelka!" ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein; sprengt, so wahr Gott lebt, auf sie ein, und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohische Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel'! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und „Bassa Teremtemtem!" ruft, und „Sieht Er wohl, Herr Wirt?" und „Adies!" und „auf Wiedersehn!" und: „hoho! hoho! hoho!" — So einen Kerl, sprach der Wirt, habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen.

Anmerkungen

Nachtwachen. Von Bonaventura

In den Jahren 1802 – 1805 erschien in dem kleinen sächsischen Städtchen Penig, bei einem jungen, rührigen Verleger, F. Dienemann, eine Sammlung von Erzählungen zeitgenössischer Schriftsteller: „Journal von neuen deutschen Original-Romanen in acht Lieferungen jährlich." Die Kritik der Zeit schenkte dem Unternehmen keine Beachtung oder ging streng mit ihm ins Gericht, und seine Hervorbringungen wurden bald vergessen, vermoderten in den Leihbibliotheken, für die sie geschaffen waren. So wurde der Verlag auch dem einen Werke unter der Vielzahl der Romane zum Schicksal, das einer höheren Achtung wert gewesen wäre und das 1804 als „Siebente Lieferung" des „Dritten Jahrganges" unter dem Titel „Nachtwachen. Von Bonaventura" ohne weitere Namensnennung eines Verfassers erschien. Nur ein einziger, Jean Paul, wurde damals auf es aufmerksam, und dieser kannte oder vermutete doch wenigstens den Autor. „Lesen Sie doch die Nachtwachen von Bonaventura, d. h. von Schelling", schrieb er am 14. Januar 1805 an seinen Freund Thieriot. „Es ist eine vortreffliche Nachahmung meines Gianozzo [das zweite Bändchen des „Komischen Anhangs" zum „Titan" enthält „Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch"], doch mit zu vielen Reminiszenzen und Lizenzen zugleich."

Der Name Schelling blieb daraufhin lange Zeit mit dem Werke verbunden. Ein Selbstbekenntnis Schellings liegt nicht vor; aber er hatte 1802 drei Beiträge zum Schlegel-Tieckschen Musenalmanach mit dem gleichen Pseudonym „Bonaventura" gezeichnet, und er wies die Autorschaft nicht ab, als sie ihm 1821 und weiterhin in Nachschlagewerken wieder zugesprochen wurde. Gestärkt wurde diese Meinung dann noch durch eine Äußerung Varnhagens von Ense. Im Besitze seiner Gattin Rahel hatte sich ein Exemplar der Dichtung erhalten. 1843 lernte Varnhagen es kennen. „Ich lese den Roman von Schelling ‚Nachtwachen. Von Bonaventura' (Penig, 1805)", zeichnete er sich auf, „und habe ganz den Eindruck davon, als läse ich ein Buch des jungen Deutschlands, eben so unreif, willkürlich, unorganisch, eben so talentvoll, aufblitzend und versprechend, auch an Keckheit fehlt es nicht. Im Ganzen doch ein unglaublich schwaches Erzeugnis und für Schelling allzu gering. Kein Mensch hier kennt das Buch, und Schelling und seine Freunde

verschweigen es mit Fleiß. Man hat es gleichsam entdeckt, durch einen Zufall, denn unter den Büchern Friedrichs von Schlegel, die versteigert wurden, fand sich ein Exemplar, das ihm Schelling geschenkt und in das er sich als Verfasser eingeschrieben hat." Und noch einmal äußerte sich Varnhagen 1856, zwei Jahre nach Schellings Tode, aber wieder ohne einen Gewährsmann für seine Nachrichten zu nennen: Schelling habe einmal in einer Zeit der Geldnot den Auftrag zu dem Werke angenommen und es dann in wenigen Wochen niedergeschrieben.

Obwohl sich schon Schellings Sohn gegen Varnhagens Mitteilung vom Jahre 1856 wandte, kam kein Zweifel an der Verfasserschaft Schellings auf. Noch der erste Neuherausgeber der Dichtung, A. Meißner (vgl. u.), äußerte sich völlig überzeugt. Erst das neue Jahrhundert verfocht eine neue Meinung; waren doch kaum Übereinstimmungen bez. der Form und in charakteristischen Einzelzügen zwischen der Dichtung und Schellings sonstigem Schrifttum aufzudecken. Angeregt durch ein Wort Diltheys, suchte R. M. Meyer (vgl. u.) nachzuweisen, daß niemand anders als der Verfasser der „Nachtstücke", E. T. A. Hoffmann, der Autor der „Nachtwachen" sei. Dabei konnte er sich auf die zwischen dieser Dichtung und den Werken Hoffmanns bestehende Gleichheit in Empfindung und Stil berufen; doch scheiterte der Versuch, da es unmöglich ist, Hoffmann schon 1804 ein dichterisch so bedeutendes Werk zuzutrauen. Für Schelling sprach noch einmal H. Michel in seinem Neudrucke (vgl. u.), ohne selbst davon unbedingt überzeugt zu sein. E. Eckertz (vgl. u.) vermutete dann sogar, um die Tradition zu halten, eine stärkere Mitarbeiterschaft von Schellings Gattin Karoline. Sprachliche und motivische Einzelheiten, die er auch in Karolinens Briefwechsel fand, sollten die Vermutung bestätigen. Dann aber nannte Fr. Schultz (vgl. u.) einen neuen Namen, den Friedr. Gottl. Wetzels. Dieser heute fast unbekannte Schriftsteller, dessen Gedichte aber noch Heine ebenbürtig neben die Uhlands stellte, war Student der Medizin in Leipzig und Jena gewesen und hatte tiefe Anregungen von Schelling erfahren. Von 1803–1806 führte er ein unstetes Wanderleben, wohnte später in Dresden, Nürnberg und Bamberg und starb schon 1819. Er war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, ließ eine Fülle von Romanen anonym erscheinen, erreichte aber mit keinem einen größeren Erfolg. Ein sehr sorgfältiger Vergleich zwischen den „Nachtwachen" und Wetzels bekannten Schriften offenbarte überzeugende Parallelen in Stoff, Motiven und Stil. Doch auch Schultz' These blieb nicht ohne Widerspruch. 1912 trat E. Frank (vgl. u.) auf Grund sprachstatistischer Forschungen für die Autorschaft Brentanos ein, dessen Gemahlin Sophie (Mereau) wir als Mitarbeiterin des Dienemannschen Verlages kennen („Spanische und italienische Novellen", 1804–1805). In Marburg sei die Dichtung 1804 entstanden, und deutlich seien Züge aus Brentanos eigenem Leben in sie verflochten. Doch wies E. Berend (vgl. u.) wieder diese Anschauung als völlig unhaltbar

zurück: wo sprachliche und motivische Ähnlichkeiten vorhanden, seien sie auch noch bei anderen Dichtern zu finden und allgemein auf Jean Paul als Vorbild zurückzuführen; die grammatischen Berechnungen Franks entsprächen nicht den Tatsachen; die aufgezeigten persönlichen Beziehungen seien äußerlich oder konstruiert. Berend trat aufs neue für Schultz' These ein und konnte sie auch durch neues Beweismaterial stützen. Die Literatur der letzten Jahre (vgl. u.) hat zum größten Teil denn auch dieses Ergebnis angenommen, ohne daß der Widerspruch vollkommen verstummt wäre. J. Nadler hält noch immer an Schelling fest, Gundolf betont auf Grund der in den „Nachtwachen" gebildeten Szenerie, ihrer „Stimmungen und Scheine" die Verwandtschaft der Dichtung mit der Dichtungswelt Brentanos, gibt allerdings auch, da Unterschiede in Stil und Geisteshaltung nicht zu leugnen, die Möglichkeit zu, daß sie einem „Nachempfinder aus seiner Nähe" zuzuschreiben sei, beachtet im ganzen aber nicht das von Schultz vorgebrachte Material (vgl. u.). Ganz neuerdings findet sich im 6. Bande des Großen Brockhaus ein neuer Hinweis: Hier wird der Name Joh. Karl Christ. Fischer (Herausgeber der „Friedensblätter", Wien 1814/15) genannt. Doch steht eine weitere Begründung dieser Ansicht noch aus.

Wird wohl auch kaum eine allseitig restlos überzeugende Lösung der Verfasserfrage möglich sein, der Mangel eines bekannten Autornamens tut dem Werke keinen Abbruch. Es bedarf keiner solchen Stütze, und gerade die lebhafte Auseinandersetzung um seinen Verfasser beweist den Wert, der seinem Inhalte beizumessen ist. Diese Lebensgeschichte des Findlings Kreuzgang, der im Hause des philosophischen Schuhmachers, in dem der Geist Hans Sachsens und Jakob Böhmes herrscht, aufwächst, alle menschlichen Leiden kennenlernt, um sich endlich in das Amt eines Nachtwächters und in die menschenverachtende Gesellschaft des alten Pförtners und des verhungernden Poeten zu retten, ist eine der geistreichsten Dichtungen der Romantik, wenn man sie auch nicht, wie oft geschehen, als eine ihrer vorzüglichsten ansprechen darf. Ihre Grundstimmung ist tiefster Pessimismus, und scharf ist ihre Satire gegen alle Verlogenheit und Nichtigkeit der Zeit. Selbst vor Kirche und Thron macht diese bittere Polemik nicht halt; ja, der letzte Schmerz des Nachtwächters erklärt sich aus seinem Unwillen, daß er einmal die Ewigkeit mit den verabscheuten kleinlichen Menschenkreaturen teilen soll. Und zum Ausdrucke dieser kämpferischen, richterischen Stimmung stehen dem Dichter alle erforderlichen Töne zur Verfügung. Der beißenden Satire folgt der feine Spott, der sarkastischen Ironie die begeisternde, feurige Rede, der tiefsinnigen Meditation die erschütternde Schilderung des Grauens. Aber auch sanftere Melodien fehlen nicht, Ahnungen und Träume, Andacht und Versunkenheit. Das Vorbild, das Jean Paul gegeben, ist nicht zu verkennen (vgl. u. H. Michel). An diesem ist auch die Komposition der Dichtung gebildet mit ihren Unterbrechungen, Betrachtungen und Nebenepisoden. Aber

es ginge zu weit, wollte man sie eine bloße Nachahmung nennen. Der Dichter dieses Werkes war sich seiner Kraft bewußt, er schaltete frei mit seinen Ideen und Gesichten und gab ihnen die gewollte sprachliche Form. Deshalb darf dieser Dichtung gegenüber auch nicht von einer „Formlosigkeit" gesprochen werden, mögen auch einige Versehen und Widersprüche bestehen bleiben. Formlosigkeit wäre ein Zeichen des Unvermögens und nicht vereinbar mit jenem Ausspruche bewußter Selbstironie, der sich zu Beginn der 6. Nachtwache findet: „Was gäbe ich darum, so recht zusammenhängend und schlechtweg erzählen zu können, wie andre ehrliche protestantische Dichter und Zeitschriftsteller, die groß und herrlich dabei werden und für ihre goldenen Ideen goldene Realitäten eintauschen. Mir ist's nun einmal nicht gegeben, und die kurze, simple Mordgeschichte (5. Nachtwache) hat mich Schweiß und Mühe genug gekostet und sieht doch immer noch kraus und bunt genug aus." — Es ist kein Zufall, daß man die besten Namen aus dem Kreise der Romantiker für die Autorschaft der Dichtung in Vorschlag gebracht hat: Schelling, E. T. A. Hoffmann und Brentano, und ist wirklich Fr. G. Wetzel ihr Verfasser, so ist ihm für dies eine Werk eine Ehrenstelle einzuräumen.

Die Dichtung hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine zweite Auflage erlebt, und nur wenige Exemplare haben sich von ihr erhalten. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde man in breiteren Kreisen auf sie aufmerksam. 1904 entdeckte man dann auch in Nr. 37 der „Zeitung für die elegante Welt" (26. März), Jahrgang 1805, die Einleitung zu einem im gleichen Tone gehaltenen Werke „Bonaventuras", „Des Teufels Taschenbuch" betitelt. Im vierten Jahrgange der Dienemannschen Romansammlung sollte es erscheinen, ist aber wahrscheinlich nie über jenen Anfang hinaus gefördert worden (Abdruck des Fragments in allen neuen Ausgaben der „Nachtwachen"). Diesem Drucke liegt, da die Originalausgabe nicht eingesehen werden konnte, der Text der Ausgabe von E. Frank zugrunde; offenbare Druckfehler wurden dabei verbessert: S. 17 Z. 32 *Muse* in *Muße*, S. 36 Z. 20 *lachte* in *lacht*, S. 63 Z. 12 *Haltung* in *Handlung*. Die Interpunktion wurde durchgängig modernisiert.

Literatur: A. Meißner: Nachtwachen von Bonaventura. Bibliothek deutscher Curiosa. Bd. II und III, 1877.

R. M. Meyer: Nachtwachen von Bonaventura. Euphorion X (1903).

H. Michel: Nachtwachen von Bonaventura. Deutsche Literaturdenkmale 133, 1904.

E. Eckertz: Nachtwachen von Bonaventura. Ein Spiel mit Schelling und Goethe gegen die Schlegels von Caroline. Zeitschr. f. Bücherfreunde IX (1905).

Fr. Schultz: Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909.

Derselbe: Die Nachtwachen des Bonaventura. Leipzig 1909 (Neudruck und Nachwort).

E. Frank: Cl. Brentano, Nachtwachen v. Bonaventura. Heidelberg 1912 (Neudruck mit Einleitung).

Derselbe: Cl. Brentano, der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Germ.-rom. Monatsschrift IV (1912).

Ed. Berend: Rezension von Cl. Brentano, Nachtwachen v. Bonaventura, hrg. v. E. Frank. Euphorion XIX (1912).

R. Steinert: Nachtwachen. Von Bonaventura. Berlin 1914 (Neudruck und Nachwort).

Karl Hoffmann: Zur Verfasserfrage der Nachtwachen von Bonaventura. Diss. Prag 1921 (Maschinenschriftexemplar).

Hans Naumann: Zu den Nachtwachen von Bonaventura. Zeitschr. f. d. Philologie 49 (1923).

J. Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Band 3 (2. Aufl. 1924), S. 384f.

Ed. Berend: Zu den Nachtwachen von Bonaventura. Zeitschr. f. d. Philologie LI (1926).

Fr. Gundolf: Clemens Brentano. Zeitschr. f. Deutschkunde XLII (1928).

Fr. Schultz: Gundolf und die Nachtwachen von Bonaventura. Euphorion XXIX (1928).

H. Funke: F. G. Wetzels Leben und Werk, mit besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik. Germ. Studien 58, Berlin 1928.

S. 14 Z. 1: *Stentor:* einer der Helden gegen Troja, der über eine besonders starke Stimme verfügte.

S. 15 Z. 1: *Höllenbreughel:* der niederl. Maler Pieter Breughel d. J., der seiner Vorliebe für Teufelsszenen wegen jenen Beinamen erhielt.

S. 21 Z. 33: *Gall:* der bekannte Verfasser der damals lebhaft erörterten Schädellehre. – Z. 34: *Protuberanzen:* glühende Massen, die von der Sonne ausgeschleudert werden.

S. 22 Z. 7: *Anathema* (sit): feierliche Bannungsformel der kath. Kirche.

S. 23 Z. 24: *Justinian:* das Corpus juris Romani (Römische Recht) des Kaisers Justinian. – *Halsordnung:* die Constitutio Criminalis Carolina (Peinliche Gerichtsordnung Karls V.).

S. 24 Z. 18ff.: Die Geschichte vom Treubruch der Venus, der Gemahlin des Vulkan, mit Mars und der folgenden Rache des Gatten, der sie durch ein Netz an das Bette fesselt, erzählt Homer.

S. 29 Z. 31 ff.: Vgl. den Anfang von des Novalis „Lehrlingen zu Sais" (Bd. V unserer Reihe).

S. 33 Z. 2: *Ephemeren:* Eintagsfliegen. – Z. 9: *Hogarth:* engl. Zeichner und Karikaturist des 18. Jahrhunderts.

S. 35 Z. 32: *Pantalon:* der komische Alte in der italien. Stegreifkomödie.

S. 50 Z. 18: *Bärlappenmehl:* Pulver aus dem Samen des Bärlapp, dient zur Erzeugung von Theaterblitzen.

S. 51 u. a.: Die Anmerkungen unter dem Text rühren vom Verfasser her.

S. 52 Z. 5: *lex cruciata:* Kreuzungsregel (biol. Begriff aus der Vererbungslehre).

S. 54 Z. 18: *Enaksſöhne:* Riesengeschlecht im südl. Kanaan.

S. 61 Z. 28: *Hippokrates:* griech. Arzt d. 5. Jahrh. v. Chr. „Das Hippokratische (Gesicht) nennt man das verzogene in der Sterbestunde" (Jean Paul).

S. 62 Z. 10: *Ugolino:* Gestalt aus Dantes „Göttlicher Komödie". Der Stürmer und Dränger Gerstenberg hatte das Ende dieses Mannes dramatisch behandelt. A. W. Schlegel trug sich mit ähnlichen Dramenplänen.

S. 63 Z. 29: Erasmus *Darwin* veröffentlichte 1803 „Temple of Nature", in dem über die im folgenden dargelegte Affentheorie der Forscher Buffon und Helvetius berichtet wird.

S. 72 Z. 27: *Skaramuz:* stehende Figur der italienischen Stegreifkomödie.

S. 74 Z. 16: *Koch:* ein umherziehender, invalider Mundharmonikavirtuose, den auch Jean Paul im „Hesperus" feiert. – Z. 19: *Baseler Totentanz:* Wandmalereien der Reformationszeit an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Basel oder Holbeins d. J. Holzschnittfolge.

S. 92 Z. 8 ff.: Darüber in Lessings „Laokoon", 2. Kap.

S. 93 Z. 1: *Briareus:* hundertarmiger Riese (griech. Mythologie).

S. 95 Z. 12: *Cicisbeo:* auch Cavaliere servente genannt. Vom 16. bis 19. Jahrh. war es in Italien Sitte, daß der Gatte mit seiner Frau nur im Hause verkehrte. Begleiter der Frau in der Öffentlichkeit war der C., der sich allmorgendlich einfand, um ihre Befehle entgegenzunehmen.

S. 97 Z. 31: *der heilige Gustav:* Gustav Adolph und der Schwedenstein bei Lützen. – Z. 32: *die schöne Maria:* Maria Stuart.

S. 98 Z. 2: *minaudieren:* schön tun (häufig bei Jean Paul).

S. 103 Z. 10: Gemeint ist Voltaire.

Clemens Brentano:
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers

Die ersten Hinweise auf diese edelste und reinste Dichtung Brentanos gehen schon in die Zeit zurück, da er an seinem „verwilderten" Romane „Godwi" schrieb. Godwi hat die Papiere eines Straßburger Künstlers gekauft, und der Dichter Maria, in dem Brentano sich selbst zur Darstellung gebracht hat, erklärt: „Ich besitze durch die Güte des Herrn Godwi jetzt diese Papiere, die nichts anders als das selbstgeschriebene Tagebuch dieses höchst interessanten Menschen enthalten. Er lebte in dem fünfzehnten Jahrhunderte, und ich bin willens, so bald ich Muße habe, dem Publikum dieses interessante Manuskript mitzuteilen" (Band 2, ersch. 1802). Schon am 28. Februar 1802 schlägt Brentano seinem Verleger den Druck eines „kleinen Büchelgen" vor: „Es heißt ‚Der arme Heinrich' und besteht in einzelnen Szenen des Lebens eines Augsburger Edelmanns und seiner drei Töchter." Und im Spätsommer 1802, nach der Rheinreise mit Arnim, ist er an der Arbeit und kann am 6. September dem Freunde melden: „Ich schreibe jetzt an einem Buche, ‚Der alte Ritter und die Seinigen', es sind einfache, fromme Geschichten aneinander gereiht; ich schreibe nicht mehr leicht und ohne Freude, weil ich keine Liebe mehr habe."

Dann aber erlebte Brentano die glückliche Zeit seiner Liebe zu Sophie Mereau, und sie kam vor allem den ersten Abschnitten dieser Dichtung zugute. Nichts ist hier mehr von der bizarren und manchmal frivolen Art des „Godwi" zu verspüren. Eine kindliche Frömmigkeit und ein froher Glaube an das Schöne und Gute im Menschen drücken sich hier in ungekünstelten, einfach-natürlichen Sätzen aus. Bilder von höchster Anmut und Lieblichkeit formen sich, reinste Gefühle finden Worte von edelster Zartheit und Innigkeit. Vorbild waren Brentano die alten Chroniken, die er damals mit Eifer sammelte und die wir aus dem 1819 erschienenen Versteigerungskataloge seiner Bibliothek und aus einigen mit Quellennotizen bedeckten Blättern, „Materie zum Armen Heinrich", kennen: vor allem die ältere Limburger Chronik des Stadtschreibers Tilemann Elhen von Wolfhagen (in der Ausgabe v. 1720), das „Münsterbüchlein" des Oseas Schadaeus („Summum Agentoratensium templum", 1617) und die Straßburger Chronik des Johann Schilter von 1698. Aus ihnen stammen manche Einzelheiten und Namen der Erzählung; deren Schauplatz wird jetzt endgültig nach Straßburg verlegt, und 1804 ist auch der spätere Buchtitel „Chronika eines fahrenden Schülers" gefunden (25. Okt. an Arnim).

In den Jahren 1803–06, den Jahren von Brentanos erster Ehe, sind dann die Hauptstücke der Urfassung entstanden. Doch nur selten fand der Dichter die innere Stimmung, die er zur Arbeit brauchte; denn seine Ehe war bei aller Innig-

keit im Verhältnisse der Gatten nicht ohne schwere Not, die durch äußeres Unglück (Tod des Kindes) noch gesteigert wurde. So liegen große Zwischenräume zwischen der Niederschrift der einzelnen Dichtungsabschnitte. 1805 geht Brentano auf Arnims Anregung noch einmal „mit wahrer Andacht" an die Weiterführung, und auch die religiöse Einkehr dieser Jahre kam der Dichtung wohl stimmungsgemäß zustatten. Dann aber hemmten ihn wieder seiner Gattin plötzlicher Tod und die unselige Verwirrung seiner zweiten, übereilig geschlossenen und überaus unglücklichen Ehe. Erst Jahre später, etwa um 1810, hat er aus seiner Verzweiflung heraus wieder zu gestalten vermocht; denn als deren Niederschlag ist wohl die Parabel „Vom traurigen Untergang zeitlicher Liebe" anzusehen und die Erzählung vom „Perlengeist", in der er sich selbst in der Person des „schönen Bettlers" gezeichnet hat. Damit aber ist sein Schaffenswille vorerst auch erloschen; die Dichtung ist Fragment geblieben, und eine Vollendung über ihren ersten Bestand hinaus ist ihm auch bei einer späteren Umarbeitung nicht gelungen.

Der Plan des Werkes blieb indessen in ihm wach. 1814 spricht er von ihm in einer Anmerkung (48) zu seinem in Böhmen entstandenen Libussadrama „Die Gründung Prags", und noch 1838 nennt er in seiner „Zueignung" zum Gockelmärchen die „Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau" „flüchtige Skizzen aus dem Umfang jener Chronika", die er noch nicht „in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben" gebracht habe. Inzwischen war aber ein Bruchstück der Dichtung schon bekanntgeworden. 1818 hatte der Sammelband „Die Sängerfahrt. Eine Neujahrsgabe für Freunde der Dichtkunst und Mahlerey . . gesammelt von Friedr. Förster, Berlin" (S. 234–258) die Einleitungskapitel unter dem Titel „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" veröffentlicht. Doch entsprachen sie nicht mehr den Niederschriften der Jahre 1802/03. Brentano hatte diese indes überarbeitet und dabei vollständig umgeformt. Ausgeführt waren der Bericht über den ersten Morgen, den der Schüler im Garten des Straßburger Ritters verlebt, der Beginn seiner Lebensgeschichte und die Wiedergabe der Erzählung der „schönen Els" bis zu deren Mutter Tod. Dabei war auch der alte Plan der Dichtung umgestoßen und der Schauplatz von des Schülers Jugend vom Main an die Lahn verlegt worden. Diese Umgestaltung zeigt die gleichen Grundzüge, wie sie später bei der Umgestaltung des Gockelmärchens (vgl. Bd. 14) zu erkennen sind. Die endgültige Rückwendung zur katholischen Kirche, die Brentano 1817 vollzogen hatte, tut sich allerorten kund. Fromme Reden und Betrachtungen durchziehen die ganze Dichtung, mehrere, zum Teil geistliche Lieder kommen hinzu. So ist die Erzählung, wie es alle Überarbeitungen Brentanos zeigen, länger, ausführlicher und wortreicher geworden. Im einzelnen fesselt manch schöner, neuer Zug, manches schöne, neugeschaffene Bild und Gleichnis. Im ganzen scheint uns aber auch bei dieser Überarbeitung die alte, rührende Naivität der Dichtung verlorengegangen

zu sein; die Erzählung ist bewußter, doch auch künstlicher; glatter, doch auch kälter geworden; wir vermissen den alten, anheimelnden Chronikton mit seiner einfach-kindlichen Wort- und Satzverbindung.

Die in der Ausgabe von 1818 mitgeteilten Bruchstücke waren über ein halbes Jahrhundert das einzige, was von der Dichtung, die Brentano anderthalb Jahrzehnte beschäftigt hat, bekannt war. Erst 1880 teilte W. Kreiten eine neue Fassung mit. Im Nachlasse des Historikers J. Fr. Böhmer, an den ein Teil von Brentanos Papieren übergegangen war, hatte sich ein stark verdorbenes Manuskript fremder Hand gefunden, von dem Kreiten vermutete, daß es eine getreue Abschrift des verlorengegangenen ersten Originalmanuskriptes sei. Doch wurde diese Meinung durch einen Handschriftenfund im elsässischen Trappistenkloster Ölenberg widerlegt: ein neues Manuskript der Dichtung, dessen erstes Blatt von Brentanos eigener Hand die Notiz enthält: „Altes erstes Manuskriptfragment von der Chronika des fahrenden Schülers, dessen begonnene Umarbeitung in Sängerfahrt, Berl. bei Maurer steht." 1923 wurde es von J. Lefftz originalgetreu in Druck gegeben.

Damit waren die schon früher dem Kreiten-Böhmerschen Texte gegenüber geäußerten Bedenken gerechtfertigt, und es war offensichtlich geworden, daß dort eine Handschrift vorlag, die einer starken, nicht von Brentano selbst gefertigten Überarbeitung unterworfen worden war. Um die Tendenz, die dabei waltete, zu kennzeichnen, genügt es anzuführen, daß man bemüht gewesen war, die uneheliche Geburt des Schülers, die als ein Makel erschienen sein muß, zu tilgen (vgl. u.). Wer für diese Eingriffe verantwortlich zu machen ist, bleibt ungewiß (Böhmer?). Wahrscheinlich bereitete man auf diese Weise die Veröffentlichung des „Originalmanuskriptes" in den 1852—55 unter Christian Brentanos Obhut erschienenen „Gesammelten Schriften" vor; doch hat man davon wieder Abstand genommen und sich mit dem Wiederabdrucke des Textes von 1818 begnügt.

Es versteht sich von selbst, daß für eine neue Ausgabe nur der von Lefftz veröffentlichte Text in Frage kam. Auch die Zeichensetzung dieses ältesten Textes wurde beibehalten; doch wurde der durch die Druckfassung von 1818 üblich gewordene Titel gewahrt, während Lefftz nach der späten Notiz auf der Originalhandschrift den Titel „Die Chronika des fahrenden Schülers" bildet. Auf die Angabe aller Besonderheiten des Kreitenschen Textes konnte verzichtet werden.

Brentanos „Chronika" hat seit je die verdiente Anerkennung gefunden. Maler wie L. Richter, Wilhelm Steinhausen und Ed. v. Steinle (vgl. das Umschlagbild zu diesem Bande) wurden durch sie angeregt. Die Lieder der Dichtung sind wiederholt vertont worden, und Dichter sind immer wieder ihren Spuren nachgegangen; es sei nur an Mörike (die Episode „Jung Volker" im „Maler Nolten"), Storm („Aquis submersus") und G. Keller („Hadlaub") erinnert. Auch

eine Vollendung der Dichtung wurde versucht; doch ist dies Unternehmen der A. von der Elbe (Auguste von der Decken, Heidelberg 1880) wenig gelungen. Die Dichtung ist Fragment, soll als Fragment gelesen und gewürdigt werden, und es ist sinnlos, die von Brentano erst zart angedeuteten Linien gewaltsam weiterzuziehen. Wir mögen es bedauern, daß es Brentano nicht gelungen ist, dieses Kunstwerk zu vollenden, das uns neben den ja auch unvollendet gebliebenen „Romanzen vom Rosenkranz" seine Seele am tiefsten erschließt; aber wir werden auch die Scheu des Dichters achten, die es ihm verbot, seine Seele ganz auszusprechen, wenn er befürchten mußte, daß ihn niemand verstand. 1810 schrieb er an Ph. O. Runge: „Das Talent, was ich liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heilige Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute, unteilnehmende Tagewerk der Welt hätte fügen dürfen." Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir vermuten, daß Brentano, als er diese Worte schrieb, mit Wehmut auch an seine liebste Dichtung, die „Chronika eines fahrenden Schülers", dachte.

Literatur: Clemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf. Mitgeteilt von Wilhelm Kreiten. S. J., Stimmen aus Maria-Laach. Bd. 19 u. 20, 1880 u. 1881.

A. Walheim: Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers". Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien Bd. 63 (1912).

Clemens Brentano, Die Chronika des fahrenden Schülers. Urfassung. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig 1923. (Herausgegeben mit Einführung und Anhang von Joseph Lefftz.)

R. Leppla: Wesen und Begriff der chronikalischen Erzählung. Euphorion Bd. 26 (1925).

Über weitere Literatur vgl. die Brentano-Bibliographie von O. Mallon. Berlin 1926.

S. 122 Z. 28, S. 153 Z. 26, S. 154 Z. 7. u 24, S. 157 Z. 7, S. 165 Z. 24: *denn* verbessert aus *dann*.

S. 135 Z. 17: Hinter den Worten *Mutter auch* hat der von Kreiten veröffentlichte Text den Zusatz: *und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband*. Kreiten, der selbst an die Originalität seines Textes glaubte, äußert sich dazu in einer Anmerkung, in der er sich über die Unklarheit, die bezüglich der Geburt des Schülers in der Ausgabe von 1818 herrsche, beklagt und die Äußerung Brentanos vom 12. Sept. 1826, Böhmer gegenüber, die die illegitime Geburt des Schülers betrifft, bedauert. Damit habe Brentano seiner reinsten Dichtung (nachträglich) einen häßlichen Schein gegeben.

Heinrich v. Kleist: Novellen und Anekdoten

Aus der Geschichte von Kleists „Erzählungen" sind nur wenige Daten bekannt. Wir wissen die Jahre, in denen sie gesammelt in Buchform (Erzählungen. Von H. v. Kleist. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. Zwei Teile, 1810 und 1811) erschienen sind, und wir kennen von einigen (so von denen, die hier zum Abdruck gebracht sind) einen früheren Einzeldruck. So erschien das „Erdbeben in Chili" erstmalig 1807 („Jeronimo und Josephe. Eine Szene aus dem Erdbeben in Chili, vom Jahre 1647". Morgenblatt für gebildete Stände. Cotta, Tübingen, 10. bis 15. Sept.), die „Marquise von O..." 1808 (Phöbus. Ein Journal für die Kunst, hrg. von H. v. Kleist und Ad. Müller. 1. Jahrgang, Dresden 1808, bei C. G. Gärtner, 2. Heft; ohne Unterschrift, doch im Inhaltsverzeichnisse mit dem Zusatze „von Heinrich v. Kleist (nach einer wahren Begebenheit, deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden)"), „Die Heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik" 1810 (Berliner Abendblätter, 15.–17. Nov., mit der Widmung „Zum Taufangebinde für Cäcilie M..."; unterzeichnet yz). Der Zeitpunkt der Entstehung ist aber nur bei der „Heiligen Cäcilie" mit größerer Sicherheit anzugeben. Denn da diese Dichtung zur Taufgabe für Adam Müllers Töchterchen bestimmt war, andererseits in ihr aber auch, dem Geiste der „Berliner Abendblätter" entsprechend, eine politische Tendenz, die Opposition gegen die durch Hardenbergs Edikt vom 30. Okt. 1810 bestimmte Säkularisation aller geistlichen Güter und Aufhebung aller Klöster, gesehen werden kann, ist anzunehmen, daß sie unmittelbar vor ihrer Drucklegung niedergeschrieben wurde.

Nicht besser als um unsere Kenntnis von der Entstehung der Novellen ist es um unsere Kenntnis von deren Quellen bestellt. So können wir zwar bezüglich des „Erdbebens" vermuten, daß Kleist einen der zahlreichen Berichte über die Katastrophe, die sich am 13. Mai 1647 in Chiles Hauptstadt Santiago zutrug, gelesen hat, und können Einzelheiten, die der Dichter anführt, als historische Tatsachen belegen; eine Schilderung aber, welche die Fabel der Dichtung vorbildet, kennen wir nicht. Für die „Marquise" kommen dann allerdings dem Anscheine nach eine größere Anzahl möglicher Quellen in Betracht. Das Problem ist oft verwertet worden, wenn auch nicht in der von Kleist durchgebildeten Form. Die wichtigsten Vorläufer hat A. Klaar (vgl. u.) im Anschlusse an seine Neuausgabe der Novelle wieder abgedruckt: eine Notiz bei Montaigne (Essais II, 2), eine Novelle des Cervantes „Die Kraft des Geblütes" in „Satyrische, lehrreiche Erzählungen des Michel de Cervantes — in das Teutsche übersetzt" (Frankfurt und Leipzig 1753), eine Novelle der Madame de Gomez „L'Amant Rival et Confidant de Lui Mesme" und die Erzählung „Gerettete Unschuld" aus dem „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (April 1798). Doch ist

wiederum keine dieser Notizen oder Dichtungen als unmittelbares Vorbild anzusehen. Denn Kleists Novelle unterscheidet sich von ihnen nicht nur in der äußeren Gestaltung, in der Charakterschilderung und in der psychologischen Durchführung des Gedankens, sondern vor allem durch eine tiefere Erfassung des Schicksals, das geschildert wird, durch dessen Erhöhung in die Gebiete edelster Menschlichkeit, so daß kein Vergleich mehr mit jener derben Anekdote des „Berlinischen Archivs" oder der galant-laszíven Erzählung der Madame de Gomez, auch nicht mit der völlig vom Ehr- und Sittenbegriffe ihrer Zeit beherrschten Novelle des Cervantes möglich ist. Schließlich fehlt uns auch eine unmittelbare Quelle für die „Heilige Cäcilie", obwohl wir auch hier infolge der zutreffenden Schilderung des zeitlichen und lokalen Hintergrundes die Bekanntschaft des Dichters mit einer uns fremden Sage oder Legende annehmen müssen.

Ursprünglich hatte Kleist geplant, den Buchtitel seiner Novellensammlung dem der Novellen des Cervantes, „Novelas ejemplares", nachzubilden, und hatte dem Verleger Reimer den Titel „Moralische Erzählungen" vorgeschlagen. Davon hat er Abstand genommen; die Formverwandtschaft seiner Dichtungen mit denen des Spaniers bleibt aber bestehen. Neben das spanische ist dann noch das in der alten italienischen Novelle gegebene Stilvorbild zu setzen. An diesen Vorbildern hat sich Kleist geschult, ohne sie aber in ihren einzelnen Stileigenheiten nachzuahmen. Alle formelhaft gewordenen Wortverbindungen, an denen jene so reich sind, alle bedeutungslosen Beiworte und moralischen Betrachtungen fehlen bei ihm. Kleist bildet einen Stil der Sachlichkeit, der gesprochen und gehört, nicht nur mit den Augen aufgenommen sein will. Er kennt keine Freiheiten, welche die Wirklichkeit nicht gibt. Kein Wort der Parteinahme wird laut; denn der Dichter tritt völlig hinter dem Schicksal, über das zu berichten er unternommen hat, zurück. Die Objektivität der Erzählung bleibt im weitesten Maße gewahrt. Doch ist dieser kurze, chronikartige Stil nirgends steif oder trocken. Eine überraschende Lebendigkeit ist ihm vielmehr eigen, die in der Vielheit der mitgeteilten Handlungen, wie in der unmittelbaren Anschaulichkeit von Geste und Gebärde ihre Erklärung findet. Der Dichter ist ganz von dem Schicksal, über das er berichtet, beherrscht, er hat nicht Zeit, bei Einzelheiten zu verweilen. So bleibt ihm der Hauptsatz stets für das wesentliche, bedeutsamste Ereignis frei; alles Nebensächliche, alles, was nur Begleitumstand, Angabe oder Erläuterung ist, wird dem Nebensatze überlassen. Doch wird auch wieder nichts übergangen, was die Vertiefung und Verlebendigung eines Geschehens bewirken kann. Darum ist der Satzbau so vielgestaltig, so gedrängt, so wenig einem romanischen Schönheitsbegriffe entsprechend, aber gerade auch darum so eindringlich, den Leser unmittelbar zum Miterleben zwingend. Aus einem solchen Miterleben des Dichters selbst heraus sind diese Dichtungen entstanden, und nicht die Absonderlichkeit des Geschehens,

die Wunderlichkeit manchen Schicksals, sondern die einzigartige seelische Erschütterung ist es, was er in ihnen zur Darstellung bringen will. Goethes Wort, Kleists Kunst gehe stets auf eine Verwirrung des Gefühls aus, besteht zu Recht; doch ist hinzuzufügen, daß er nie mit dieser Verwirrung endet, ihr vielmehr stets die Entwirrung oder Reinigung folgen läßt. Gerade darum aber ist alle Handlung nur Versinnbildlichung seelischen Lebens, jede bemerkte körperliche Einzelheit Mittel zu seiner tieferen Erkundung; und immer wieder führt das zu fortreißendem Schwunge gesteigerte Tempo des Geschehens zu Augenblicken, in denen sich das Innere des Menschen plötzlich, sei es auch nur durch kurz angedeutete Gebärden oder wenige Worte, in seiner ganzen Tiefe offenbart.

Diese Strenge, Gedrungenheit und Monumentalität des Stils findet sich dann auch in der Gesamtkomposition der Novellen wieder. O. Brahm hat das „Erdbeben" sehr glücklich mit einer großen dreisätzigen Symphonie verglichen (eine musik-ästhetische Durchführung dieses Vergleichs bei K. Günther; vgl. unten); und eine ähnliche Geschlossenheit und Gradlinigkeit des Aufbaus eignet allen Prosadichtungen Kleists. Wenn man aber gerade darin einen besonderen Wert seiner Schöpfungen erblickt, so darf auch das Gebiet seiner Kurzdichtungen, seiner Anekdoten, nicht unbeachtet bleiben, auf dem sich die Meisterschaft seiner anschaulich-plastischen Darstellung besonders bewährt (man vgl. schon die „Heilige Cäcilie", die dieser Kunstform sehr nahesteht). Für den Tagesgebrauch geschrieben (sie erschienen alle in den „Berliner Abendblättern"), teils zur einfachen Unterhaltung oder Belehrung, gewöhnlich aber zur politischen Beeinflussung bestimmt, sind manche dieser Aufzeichnungen doch unwillkürlich zu vollwertigen Kunstwerken geworden, vor allem die prächtige „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege" (Abendblatt v. 6. Okt. 1810; anonym), die einigen Vorlagen in der „Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805, 6 und 7" (die wichtigste abgedruckt bei R. Steig, Kleists Berliner Kämpfe. Berlin-Stuttgart 1901, S. 357f.), in einzelnen Zügen gewiß auch mündlicher Überlieferung nacherzählt ist. Darum darf auch diese in einer Sammlung romantischer Prosakunst nicht fehlen, weil sie eine wesentliche Sonderform im Kunstschaffen eines der größten deutschen Erzähler, H. v. Kleists, offenbart und bei der wiedererwachten Freude der Gegenwart an der Anekdotenkunst das bedeutsamste Vorbild bietet.

Bei der Frage nach der Textgestaltung des „Erdbebens" und der „Marquise von O..." war die These A. Klaars (vgl. u.) zu berücksichtigen, daß die Texte der „Erzählungen" auf eine Umarbeitung durch fremde Hand hinwiesen, somit nur die Drucke von 1807 und 1808 den reinen, von Kleist selbst unmittelbar geschaffenen und gebilligten Text bieten könnten. Vergleicht man die Texte, so zeigt sich, daß allerdings wesentliche Änderungen vorliegen: das logische Verhältnis

von Subjekt und Prädikat wurde genauer bestimmt, Perioden wurden durch Umstellung einzelner Worte und Wortgruppen geglättet, Nebenhandlungen klarer herausgehoben, allzu drastische Prägungen gemildert, zu allgemeine eindeutiger bestimmt, jambisch rhythmisierende Wortverbindungen aufgelöst. Dadurch wurde allerdings an einigen Stellen die Eigentümlichkeit von Kleists Stil aufgehoben, und dies läßt die von Klaar gezogene Folgerung zu, macht sie unseres Erachtens aber nicht notwendig. Darum wurden die Texte der „Erzählungen" (auch bezüglich der äußeren Gliederung des „Erdbebens" in Absätze, die 1807 reichhaltiger war), als Druckvorlage beibehalten, die auch Kleists Zeitgenossen bekannter waren, die wichtigsten Sonderheiten der Texte von 1807 und 1808 in die Anmerkungen gesetzt. Eine Handschrift der Dichtungen ist nicht mehr vorhanden (vgl. den Brief der Johanna v. Haza an Tieck v. 26. Nov. 1816, in dem über den Verlust eines noch nach Kleists Tode vorhandenen Manuskriptes, das u. a. die „Geschichte meiner Seele" und die Novelle „Josephe und Jeronimo" enthielt, geklagt wird); so ist es nicht möglich, Kleists Gestaltungswillen bis zur Urschrift der Dichtungen zu verfolgen.

Anders als bei diesen Novellen lautet die Textfrage bezüglich der „Heiligen Cäcilie". Hier weichen die beiden Drucke nicht nur in Einzelheiten voneinander ab; der Druck der „Erzählungen" (2. Teil, 1811) bietet vielmehr für den zweiten Teil der Novelle eine vollkommen neue Fassung. Darum gilt es, sich hier vom rein ästhetischen Standpunkte aus zu entscheiden. Während der ältere Text das Stellvertretungswunder der hl. Cäcilie in den Mittelpunkt der Handlung stellt, schildert der jüngere stärker das diesem folgende Bekehrungswunder, über das in jenem nur zusammenfassend berichtet wird. Dabei geht unseres Erachtens der ursprüngliche Plan der Dichtung verloren; denn dieser zweite Teil, der eine neue Idee in die Dichtung trägt, schließt sich nicht vollkommen notwendig oder organisch dem ersten an. So ist in Gedankenführung und Komposition die Bruchstelle nicht zu verkennen. Darum lag es nahe, für diesen Neudruck die ursprüngliche Druckfassung zu wählen, die wohl auch (vgl. o.) der ersten handschriftlichen Fassung entspricht. Den neuen Dichtungsschluß in die Anmerkungen aufzunehmen, erübrigte sich, da er in allen Neuausgaben von Kleists Novellen zu finden ist; darum wurde auch darauf verzichtet, die wenigen stilistischen Veränderungen, die sich in dem übereinstimmenden Teile finden, zu notieren. — Der Text der „Anekdote" entspricht dem von 1810; eine Wiederholung hat der Druck zu Kleists Lebzeiten nicht erfahren.

Bei allen Dichtungen wurde die für Kleist eigentümliche und für das klangliche Verständnis seiner Sätze notwendige reiche Zeichensetzung gewahrt, im Sinne E. Schmidts (Kleistausgabe, Bibliogr. Institut), der auch dort ein Komma einsetzt, wo es durch ein vorhergehendes gefordert, im Drucke aber übergangen ist.

Literatur: R. M. Werner: Kleists Novelle „Die Marquise von O ..." Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte, hrg. v. B. Seuffert. 1880.

V. Hirsch: Zu H. v. Kleists Novellentechnik. Friedenau 1910.

H. Meyer-Benfey: Kleists Leben und Werke. Göttingen 1911.

K. Günther: Die Entwicklung der novellistischen Kompositionstechnik H. v. Kleists bis zur Meisterschaft. Leipz. Diss. 1911.

H. Davidts: Die novellistische Kunst Heinrichs v. Kleist. Bonner Forschungen N. F. 5 (1913).

J. Bathe: Die Bewegungen und Haltungen des menschlichen Körpers in H. v. Kleists Erzählungen. Tüb. Diss. 1917.

K. Gassen: Die Chronologie der Novellen H. v. Kleists. Munckers Forschungen 55 (1920) [sucht die Frage auf sprachstatistischem Wege zu lösen].

L. Bianchi: Studien über Kleist. I. „Die Marquise v. O ..." Bologna 1921.

A. Klaar: H. v. Kleist, Die Marquise von O ... Die Dichtung und ihre Quellen. Berlin 1922.

Fr. Fueller: Das psychologische Problem der Frau in Kleists Dramen und Novellen. Leipzig 1924.

Über weitere Literatur vgl. die Kleistbibliographien in den „Jahrbüchern der Kleist-Gesellschaft" 1921 ff.

Das Erdbeben in Chili

S. 189 Z. 13: *die hämische Aufmerksamkeit] die eigennützige A.* 1807.

S. 191 Z. 12: *Mapochafluß:* Der Mapocha(!) ist ein Nebenfluß des Mapyo, bei Santiago.

S. 192 Z. 31: *in ihren Fluten] in seinen Fluten* 1807 u. 1810.

S. 193 Z. 9: *unerschrocken durch den Dampf] durch den Dampf unerschrocken* 1807. – Z. 29: *doch* bis Z. 32: *auf* lautet 1807: *doch der Sturz in demselben Augenblicke eines Gebäudes hinter ihr, das die Erschütterungen schon ganz aufgelöst hatten, jagte sie, durch das Entsetzen gestärkt, wieder auf.*

S. 194 Z. 10: *verschloß] verstopfte* 1807. – Z. 30: *La Concepcion:* Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, südlich von Santiago.

S. 195 Z. 33: *auf das Schauspiel des gestrigen Morgens] auf den gestrigen Morgen* 1807.

S. 198 Z. 14: *forderte] foderte* 1807 und 1810. Diese Kleist sonst fremde Form ist wohl mit E. Schmidt auf den Setzer zurückzuführen. – Z. 35: *ihm] ihn* 1810 = Druckfehler.

S. 200 Z. 12: *rief der Jüngling] rief er* 1807. – Z. 13: *Kommendant:* eine bei Kleist übliche Form.

S. 202 Z. 14: *Hierauf ward es still, und alles entfernte sich] Hierauf ward alles still, und entfernte sich* 1807.

Die Marquise von O....

S. 204 Z. 7: *Verwirrung in demselben] Verwirrung derselben* 1808. – Z. 11: *die Hintertür] eine H.* 1808.

S. 206 Z. 16: *Reverberen:* Laternen (réverbère). – Z. 27: *jener] er* 1808.

S. 207 Z. 21: *überlegte] stritt* 1808.

S. 208 Z. 5: *Morpheus* bis Z. 6: *Vater sein] Der Traum wenigstens, versetzte die Marquise, würde sein Vater sein* 1808.

S. 210 Z. 9 f.: *unerlaßlich:* Kleists Sprachgebrauch.

S. 212 Z. 15: *unglückdrohenden] unglücksvollen* 1808. – Z. 33: *danke, und daß] danke; daß* 1808.

S. 213 Z. 36: *schließen] binden* 1808.

S. 214 Z. 6: *mit vereinter Kraft] mit voller Macht* 1808. – Z. 21: *aus der Flut* fehlt 1808. – Z. 23: *gewesen, daß er aber nicht] gewesen wäre, aber nicht* 1808.

S. 215 Z. 18: *stockte] schwieg* 1808. – Z. 29: *kaum* bis Z. 30: *sollte] kaum, daß ... sollte, zu fürchten sei* 1808.

S. 218 Z. 7: *antwortete* bis Z. 8: *könne] antwortete, er würde eher Berge, als seine feste Meinung von ihr versetzen können* 1808. – Z. 31: *das einer] einer* 1808.

S. 219 Z. 19: *gleich dem meiner Kinder] wie meiner Kinder* 1808. – Z. 29: *ausgebreiteten] ausgestreckten* 1808.

S. 221 Z. 31: *daß dies, außer der heiligen Jungfrau, noch] daß dies, soviel ihr bekannt sei, noch* 1808.

S. 223: Z. 17: *nur waren* fehlt 1808. – Z. 18: *verflossen, als der Schmerz] verflossen: so machte der Schmerz.* — Z. 23: *Anstalten* bis Z. 24: *würde] Anstalten, geich nach ihrer Niederkunft* 1808. – Z. 34: *und dessen Ursprung* bis Z. 36: *Menschen* fehlt 1808.

S. 224 Z. 25: *den] dem* 1810 (Druckfehler).

S. 226 Z. 4 f.: *wobei er einen glühenden Kuß auf ihre Brust drückte] wobei er auf ihre Brust glühend niedersah* 1808.

S. 227 Z. 7 f.: *Ein Wechsel von Gefühlen durchkreuzte ihn] Eine Ver-*

wirrung von Gefühlen ergriff ihn 1808. – Z. 10 f.: *indeſſen er mit ganzer Seele] indeſſen ſeine Seele* 1808. – Z. 11: *gierig verſchlang] verſchlang und wiederkäute* 1808. – Z. 13: *war* bis Z. 14: *fragte] war: nun iſt es gut! kehrte ſich um; nun weiß ich, was ich zu tun habe! fragte* 1808.

S. 230 Z. 6: *Worauf dieſer verſetzte] Der Portier verſetzte* 1808. – Z. 25: *Doch . . . daß die] Doch dieſe: denn nicht nur, fuhr ſie fort, indem ſie den Handkuß verweigerte, daß die* 1808.

S. 231 Z. 5: *Darauf ſpricht er: ſein Gewiſſen laſſe ihm keine Ruhe] drauf er: ſein Gewiſſen, ſpricht er, laſſe ihm keine Ruhe* 1808.

S. 232 Z. 4 f.: *Jene . . . bis] Doch jene: nein, eher nicht von deinen Füßen weich' ich, ſprach ſie, bis* 1808. – Z. 20: *Ich biete der ganzen Welt Trotz] Ich biete deinem unmenſchlichen Vater Trotz, ich biete deinem Bruder, ich biete der ganzen Welt Trotz* 1808.

S. 233 Z. 5: *Seigerſtunde:* nachdrücklicher Ausdruck für Stunde (Adelung). Seiger = Uhr.

S. 234 Z. 18: *nicht doch* ſteht 1808 hinter *Erſchütterung.*

S. 235 Z. 7 f.: *doch . . . küßte] Doch ſie: o was für ein Geſicht! rief ſie, küßte* 1808.

S. 238 Z. 5: *mit großen Augen zerſtreut an] mit zerſtreuten Augen an* 1808.

S. 239 Z. 9: *auf Veranſtaltung der Frau von G . . .* fehlt 1808.

Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Muſik

S. 239 Z. 25: Unter *Eine Legende* ſteht in den „Abendblättern" die Widmung „*(Zum Taufangebinde für Cäcilie M . . . .)*".

S. 242 Z. 16: Hier ſetzt in den „Erzählungen" der neue Schluß der Dichtung ein: *Sechs Jahre darauf, da dieſe Begebenheit längſt vergeſſen war, kam die Mutter dieſer vier Jünglinge aus dem Haag an* uſw.

S. 243 Z. 21: *Kloſtervogts] Schloßvogts* Abendblätter (Verſehen Kleiſts).

Anekdote aus dem letzten preußiſchen Kriege

S. 244 Z. 17: *ruf ich]* vom Hg. verbeſſert für *rief ich* (Druckfehler?).

Inhalt

Einführung 5
Bonaventura:
Nachtwachen 13
Clemens Brentano:
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers . . 118
Heinrich von Kleist:
Das Erdbeben in Chili 189
Die Marquise von O.... 203
Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik . 239
Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege . . 244
Anmerkungen. 246

Überblick über die Reihe Romantik

Herausgegeben von

Universitäts-Professor Dr. Paul Kluckhohn, Wien

Die Reihe Romantik soll nicht nur eine Auswahl besonders bezeichnender und künstlerisch wertvoller romantischer Dichtungen bringen, sondern auch die theoretische und dichterische Stellungnahme der Romantiker zu den Hauptproblemen der Weltanschauung und ihre Leistungen auf den von ihnen besonders gepflegten Gebieten des geistigen Lebens in kennzeichnenden Proben deutlich machen. Die Gliederung in drei Abteilungen soll die verschiedenen Entwicklungsphasen und Ziele der romantischen Bewegung, ihre Abgrenzungen und Verbindungen und ihre Weiterentwicklung heraustreten lassen: nach einleitenden Bänden, die zeitgenössische Urteile über die Romantiker zusammenstellen und Auszüge aus den Vorläufern und vorbereitenden Anfängen geben, die sogenannte Frühromantik als erste Phase, in der Ideenwelt und Dichtung unlöslich ineinander verbunden sind (I. Ideenwelt und Dichtung der Frühromantik); danach die zweite Phase, die meist Jüngere Romantik genannt wird und in verschiedenen Richtungen sich auswirkt — nur eine davon wäre die sogenannte Spätromantik —; in ihr stehen die theoretischen Erörterungen der Weltanschauung, der Kunstlehre und besonders auch die Staatslehre, die durchaus in der Frühromantik wurzelt, und die Anfänge neuer Wissenschaftsrichtungen mehr für sich und beginnen sich zu spezialisieren (II. Fortbildung der Ideenwelt), während die romantiche Dichtung sich weit ausbreitet und in den verschiedenen Dichtungsgattungen ihre besonderen Formen gewinnt (III. Dichterische Ernte).

Band 1: Einleitung. — Romantiker im Urteil der Freunde und Gegner.

Abteilung I.

Ideenwelt und Dichtung der Frühromantik

Band 2: Vorbereitung. — Vorläufer (Herder u. a.). Fichte. — Aus frühen Schriften A. W. und F. Schlegels. — Goethes Märchen. — Frühe Dichtungen Tiecks.

Band 3: Kunstanschauung (Wackenroder, F. Schlegel, Novalis, Schelling, A. W. Schlegel, Tiecks Phantasus-Gespräche).

Band 4: Lebenskunst (Fragmente und Briefe von F. Schlegel, Schleiermacher, Novalis, Caroline. – „Lucinde", Auszug aus den „Vertrauten Briefen" und „Monologen").

Band 5: Natur und Religion (Novalis, Schleiermacher, Hülsen, Schelling, Ritter, Steffens, Schubert, F. Schlegel).

Band 6: Romane (Franz Sternbald, Ofterdingen, Florentin).

Band 7: Genoveva und andere romantische Dichtungen Tiecks.

Band 8: Satiren und Parodien (A. W. und F. Schlegel, Tieck, Schelling, Brentano).

Abteilung II. Fortbildung der Ideenwelt.

Band 9: Deutsche Vergangenheit und deutscher Staat (Novalis, F. und A. W. Schlegel, Tieck, Arnim, Görres, Grimm, A. Müller u. a.).

Band 10: Lebenslehre und Weltanschauung (Bettina. – Arnim. – Schleiermacher u. a. – F. Schlegels späte Schriften. – Baader. – Görres. – Mythologen).

Band 11: Kunstlehre (Jean Paul, Brentano, Arnim, Bettina, Görres, Adam Müller, Kleist, Runge, Friedrich, F. Schlegels Schriften zur bildenden Kunst, Solger, Hoffmann, Robert Schumann).

Band 12: Wissenschaft: Historiker; Juristen; Germanisten und Literarhistoriker; Mythologen; Naturforscher und Ärzte.

Abteilung III. Dichterische Ernte.

Band 13: Lyrik (Brentano bis Eichendorff).

Band 14–15: Märchen (Runge, Bettina, Brüder Grimm, Brentano, Fouqué, Chamisso, Hoffmann, Contessa, Eichendorff).

Band 16–19: Erzählungen (Brentano, Bonaventura, Kleist, Arnim, Hoffmann, Eichendorff, Tieck).

Band 20–21: Dramen (Arnim, Werner, Kleist).

Band 22: Komödien (Brentano, Kleist, Arnim, Eichendorff, Büchner).

Deutsche Literatur

in Entwicklungsreihen. 250 Bände

Reihenplan:

Reihe 1: Heldendichtung. 8 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Dietrich von Kralik, Wien

Reihe 2: Geistliche Dichtung. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Erich Gierach, Prag

Reihe 3: Höfische Dichtung. 14 Bände
a) Höfische Epik, 12 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Ranke, Breslau
b) Minnesang, 2 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Neumann, Göttingen

Reihe 4: Realistik des Spätmittelalters. 6 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Anton Pfalz, Wien

Reihe 5: Drama des Mittelalters. 5 Bände
Herausgegeben von Univ.-Doz. Dr. Eduard Hartl, München

Reihe 6: Mystik. 5 Bände
Herausgegeben von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. M. Grabmann, München

Reihe 7: Meistersinger. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Max Herrmann, Berlin

Reihe 8: Humanismus und Renaissance. 6 Bände
Herausgegeben von Universitäts-Dozent Dr. Hans Rupprich, Wien

Reihe 9: Reformation. 7 Bände
Herausgegeben von
Geheimrat Hochschul-Prof. D. Dr. Arnold E. Berger, Darmstadt

Reihe 10: Volkslied. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.

Reihe 11: Volksschauspiel. 4 Bände
Herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin

Reihe 12: Volks- und Schwankbücher. 7 Bände
Herausgegeben von Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 13: Barock. 22 Bände

a) Barocklyrik. 3 Bände. Herausgeg. von Univ.-Prof. Dr. Herbert Cysarz, Prag
b) Barockdrama. 5 Bände. Herausgeg. v. Univ.-Prof. Dr. Willi Flemming, Rostock
c) Barockroman. 9 Bände. Herausgeg. v. Univ.-Prof. Dr. Willi Flemming, Rostock
d) Volkstümliches Barocktheater in Österreich. 5 Bände. Herausgegeben von Direktor Dr. Otto Rommel, Wien

Reihe 14: Aufklärung. 15 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. F. Brüggemann, Kiel

Reihe 15: Irrationalismus. 14 Bände

Herausgegeben von Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 16: Klassik. 20 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Emil Ermatinger, Zürich

Reihe 17: Romantik. 22 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Paul Kluckhohn, Wien

Reihe 18: Realidealismus. 18 Bände

Herausgegeben von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Walther Brecht, München, und Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 19: Politische Dichtung. 7 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold, Wien

Reihe 20: Das junge Deutschland. 11 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. F. Brüggemann, Kiel

Reihe 21: Formkunst. 7 Bände

Herausgegeben von Oberstudiendir. Dr. Eduard Stemplinger, Rosenheim

Reihe 22: Mythus. 6 Bände

Herausgegeben von Ministerialdir. Univ.-Prof. Dr. W. Richter, Berlin

Reihe 23: Poetischer Realismus. 20 Bände

Herausgegeben von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Walther Brecht, München

Reihe 24: Westöstliche Strömungen. 6 Bände

Herausgegeben von Univ.-Doz. Dr. Rudolf Payer v. Thurn und Univ.-Doz. Dr. Friedrich Kainz, Wien

Reihe 25: Deutsche Selbstzeugnisse. 9 Bände

Herausgegeben von Dr. Marianne Beyer-Fröhlich, München

Auf Wunsch sendet der Verlag kostenlos einen ausführlichen, 24 Seiten starken Sonderprospekt

Bei Ausgabe dieses Bandes sind erschienen:

Reihe Aufklärung

Band 1

Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Herausgegeben von Universitäts-Prof. Dr. F. Brüggemann. Geheftet 5 Mark, Ganzleinen 7 Mark, Halbleder 15 Mark

Band 2

Das Weltbild der deutschen Aufklärung. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. F. Brüggemann. Geheftet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Barockdrama

Band 1

Das schlesische Kunstdrama. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Willi Flemming. Gehefet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Band 2

Das Ordensdrama. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Willi Flemming. Geheftet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Politische Dichtung

Band 1

Vor dem Untergang des alten Reichs (1756—1795). Bearbeitet von Prof. Dr. Emil Horner. Geheftet 7 Mark, Ganzleinen 8.50 Mark, Halbleder 15 Mark

Band 5

Die Dichtung der ersten deutschen Revolution (1848/49). Bearbeitet von Dr. Elfriede Underberg. Geheftet 7 Mark, Ganzleinen 8.50 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Politische Dichtung

Band 6

Dem neuen Reich entgegen (1850 bis 1871). Bearbeitet von Dr Helene Adolf. Geheftet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Reformation. Band 1

Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers. Herausgegeben von Prof. D. Dr. Arnold E. Berger. Geheftet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Romantik. Band 14 und 15

Märchen 1. und 2. Band. Bearbeitet von Dr. Andreas Müller. Geheftet je 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Deutsche Selbstzeugnisse

Band 1

Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse. Herausgegeben von Dr. Marianne Beyer-Fröhlich. Geheftet 7 Mark, Ganzleinen 8.50 Mark, Halbleder 15 Mark

Band 6

Selbstzeugnisse aus dem 30 jährigen Krieg und dem Barock. Herausgegeben von Dr. Marianne Beyer-Fröhlich. Geheftet 7.50 Mark, Ganzleinen 9 Mark, Halbleder 15 Mark

Reihe Volks- u. Schwankbücher

Band 1

Volksbücher vom sterbenden Rittertum. Herausgegeben von Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann. Geheftet 5 Mark, Ganzleinen 7 Mark, Halbleder 15 Mark

HELIOS-KLASSIKER

Mit biographischen Einleitungen herausgegeben von: Prof. Friedrich Brandes, Herbert Eulenberg, Prof. Dr. Theodor Friedrich, Prof. Dr. K. Th. Gaedertz, Dr. Bruno Markwardt, Thomas Mann, Prof. Dr. Paul Merker, Carl W. Neumann, Dr. Max Rychner, Prof. Dr. Edm. v. Sallwürk u. a. Ausstattung von Prof. E. R. Weiß

Anzengruber	4 Bände	Körner . .	1 Band
Chamisso .	2 Bände	Meyer, C. F.	4 Bände
Eichendorff .	2 Bände	Mörike . .	2 Bände
Fontane .	6 Bände	Pichler . .	2 Bände
Goethe . .	10 Bände	Reuter . .	8 Bände
Hauff . .	4 Bände	Rückert . .	1 Band
Heine . .	6 Bände	Schiller .	10 Bände
Hölderlin .	1 Band	Shakespeare	4 Bände
Keller . .	8 Bände	Storm . .	4 Bände
Kleist . .	3 Bände	Uhland . .	1 Band

Jeder Band in Ganzleinen ist zum Preise von Mk. 2.75 einzeln käuflich. Halbleder Mk. 4.50; Ganzleder: Doppelbände auf Dünndruck Mk. 10.–, Einzelbände Mk. 6.–

„Es gibt nichts Preiswerteres als diese gediegenen, prunklos vornehmen Leinen-, Halbleder- und Lederbände, die beweisen, daß es möglich ist, das nach Edition, Material und Werkleistung Vorzügliche auch der wirtschaftlich bescheidenen Existenz erschwinglich zu machen, und deren Aufstellung eine wahrhaft volksfreundliche Tat zu nennen ist." Thomas Mann.

VERLAG PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG

I Brfg

44282 31

PT
1101
.D3
r.17
bd.16

Müller, Andreas, ed.

Neue wege der erzählung.
41

DATE	ISSUED TO